
UC-NRLF
$D 46 958
Deutsche
Hand- & Haus-
Bibliothek
Seltsame Geschichten
von
Edgar Poe.


FROM·THE·LIBRARY·OF
KONRAD·BURDACH

Collection Spemann

Seltsame Geschichten

von

Edgar Allan Poe

Uebersetzt und eingeleitet von Alfred Mürenberg

Stuttgart
Verlag von W. Spemann

Druck der C. Hoffmann'schen Buchdruckerei in Stuttgart.

Inhalt.



Einleitung.

Nordamerika, das in den letzten Jahren der Weltlitteratur einen Humoristen, wie Mark Twain, einen Erzähler wie Bret Harte geschenkt, dasselbe Nordamerika, das mit Longfellow sich kühn neben die Länder stellen darf, welche wahrhaft große moderne Poeten hervorgebracht — Nordamerika scheint in allen Dingen dazu bestimmt zu sein, Eigenartiges, Urtümliches hervorzubringen. Seine Ströme sind breiter, seine Berge mächtiger als in Europa; seine Städte wachsen rascher, sein Boden ist ergiebiger. Die neue Welt ist keine Nachahmerin. Sie schafft aus dem Nichts heraus, und was sie thut und hervorbringt, gewinnt ungewöhnliche Verhältnisse. Mit Kleinigkeiten hat sie sich niemals abgegeben ... Nur die bildenden Künste erweisen sich ihr gegenüber spröde und unzugänglich. Die Schönheit der plastischen Form, der Zauber der Farbe und der Linie, sie wollen im Reiche der Yankees nimmer gedeihen. Man erfindet dort Telephons und Phonographen, aber keine Rafaelische Madonna, keine Venus von Milo. Anders die Litteratur. In dieser hat Amerika Bedeutendes geleistet. Geschichtschreibung, Essay, Lyrik, Epik fanden und finden dort Pflege, hervorragende Vertretung, und in dieser Pflege und in dieser Vertretung ist nur selten Imitation europäischen Wesens zu gewahren. Auf sich selbst steht der Amerikaner ... Das beweist auch der Autor, aus dessen Werken der vorliegende Band eine Auswahl bietet. Edgar Allan Poe war der Schöpfer des Genre, das er zur Höhe emporführte. Die Feder fiel ihm aus der Hand, ehe er alles gesagt, was er zu sagen hatte. Wüst war sein Leben,

schrecklich sein Ende. Er siechte moralisch hin, dann starb er körperlich, durch Trunksucht gebrochen an Leib und Seele. Mutet es einen grausig an, daß ein solches Talent keinen würdigern Abschluß fand, so muß man sich vom kritischen — der rein menschlichen Herzensregung baren — Standpunkte aus sagen: so und nicht anders mußte der Mann leben und sterben, der ein Meister der seltsamen, unheimlichen, bei aller Seltsamkeit und Unheimlichkeit von frappierenden Verstandesblitzen durchzuckten Novelle geworden.

Am 19. Februar 1809 in Boston geboren, ward er früh verwaist. Er ging einer angenehmen sozialen Zukunft entgegen; ein reicher Kaufmann, Mr. Allan in Richmond, adoptierte ihn, nahm ihn mit nach England und ließ ihn dort studieren. Aber Poe war von Anfang an mit dem Fluche behaftet, sich selbst im Wege zu stehen, sich Gunst und Freundschaft derer, die ihm wohlwollten, zu verscherzen, er konnte alles ertragen, nur keine Reihe von glücklichen Tagen. Mit seinem Pflegevater kehrte er 1822 nach Richmond zurück, bezog 1825 die Jefferson-Universität in Charlottesville, hielt es aber dort nicht lange aus und verließ eines Tages Amerika, um an den Kämpfen der Griechen gegen die Türken teilzunehmen. Diese heroische Absicht führte er niemals aus, ging aber wirklich nach Europa, trieb sich ein Jahr lang in diesem Weltteile umher, und geriet endlich nach Petersburg, wo er in der Trunkenheit einen Exzeß verübte, so daß der amerikanische Gesandte zu seinen Gunsten intervenieren mußte. Alsbald finden wir ihn in seiner Heimat. Mr. Allan zieht noch nicht die Hand von ihm ab, sondern veranlaßt seine Aufnahme in die Militärakademie von Westpoint. Von hier wird Poe nach zehn Monaten wegen Trunkenheit relegiert. Nun bricht Mr. Allan alle Beziehungen zu seinem Adoptivsohne ab, und nach seinem 1834 erfolgten Tode bleibt Poe enterbt zurück. Poe läßt sich als gemeiner Soldat anwerben, desertiert nach kurzem und gibt sich alsdann der litterarischen Thätigkeit hin. Im Jahr 1833 fällt ihm in Baltimore ein für die beste Novelle ausgeschriebner Preis zu. Damit ist ihm der Weg geöffnet, er

findet Zutritt zu den angesehensten belletristischen Zeitschriften, ja es werden neue auf seinen Namen als Herausgeber hin gegründet. Aber unstät, ein andrer Ahasver, findet er nirgends Rast noch Ruhe. Beinahe anderthalb Jahrzehnte hindurch liegt er in stätem Kampfe mit den Verlegern. Heute engagiert, muß er morgen infolge seines unglücklichen Hanges zum Trunke entfernt werden. Heute gelobt er sich zu ändern, morgen verfällt er wieder seinem Laster. Einer seiner Biographen, R. W. Griswold, teilt aus dem Briefwechsel Poes mit den Verlegern wunderliche Proben mit. Nur ein solches Schreiben sei hier zur Charakteristik mitgeteilt. Mr. White, Verleger des «Southern literary messenger» richtete es an den unglücklichen Dichter: „Mein teurer Edgar! Ich kann Ihnen nicht so schreiben, wie die Gelegenheit und meine Gefühle es verlangen; ich muß mich damit begnügen, ganz offen zu sprechen. Ich glaube fest, daß Ihre Versprechungen aufrichtig sind. Aber wenn Sie wieder durch diese Straßen kommen, so werden — ich fürchte es — Ihre Entschlüsse schwanken, und Sie werden sich wieder bis zur Sinnlosigkeit betrinken. Wenn Sie sich auf Ihre Standhaftigkeit verlassen, sind Sie verloren. So lange Sie nicht auf den Schöpfer bauen, gibt es für Sie kein Heil. Nur Gott weiß, wie schwer ich mich von Ihnen getrennt habe. Ich war Ihnen geneigt und ich bin es noch, und gerne würde ich mich mit Ihnen wieder vereinigen, wenn Ihre Vergangenheit mich nicht eine baldige Wiederholung unsrer Trennung müßte befürchten lassen. Wollen Sie in meinem Hause Quartier nehmen oder sonst in einer Familie, bei der keine geistigen Getränke auf den Tisch kommen, so ist vielleicht noch einige Hoffnung für Sie. Aber damit ist es vorbei, wenn Sie ein Lokal betreten, wo solche Getränke verabreicht werden. Sie besitzen schöne Fähigkeiten, Edgar, aber Sie sollten diese und sich selbst achten. Trennen Sie sich für immer vom Trunke und von Trinkkumpanen! Sagen Sie mir, ob Sie das thun können und wollen. Werden Sie abermals bei mir angestellt, so bedenken Sie wohl, daß alle meine Verpflichtungen gelöst sind, sobald Sie sich wieder be-

trinken.“ Poe nahm einen Anlauf zum Bessern; in diesem Falle, wie in so vielen andern blieb es beim Anlaufe. In Richmond ging er so weit, sich einem Mäßigkeitsvereine anzuschließen. Immer wieder übte die Flasche ihre dämonische Wirkung auf ihn. Vom Delirium tremens befallen, mußte er eines Tages ins Hospital zu Baltimore gebracht werden. Am 7. Oktober 1849 ist er daselbst gestorben.

Sonst thut man wohl daran, den Dichter vom Menschen zu trennen. Bei Poe sind die beiden untrennbar verbunden. Durch sein Leben und durch seine Schriften geht der gleiche unheimliche Zug. Als Mensch ist er dem Trunke verfallen, als Dichter der Vorliebe für das Absonderliche. Wenn man glaubt, als Mensch werde er die rechten Bahnen einschlagen, greift er plötzlich wieder zur Flasche. Wenn man glaubt, als Dichter werde er dem Bizarren entsagen, produziert er plötzlich das Bizarrste, was sich ersinnen läßt. Aber wie er als Mensch sich ungeachtet seines Lasters Sympathie und Liebe zu erwerben weiß, so gewinnt er als Dichter, zu wie unerlaubten Kunstmitteln er auch greifen mag, unsre ganze Bewunderung. Als Mensch scheint er oft rettungslos abgethan, bis ein neues Werk seinen glänzenden Geist wieder dokumentiert. Als Dichter gibt er sich oft den Anschein, als liege er in den Banden des Mystizismus, des Aberglaubens, bis er Beweise eines wahrhaft stupenden Scharfsinnes gibt und uns den Eindruck zurückläßt, er spiele mit dem Leser wie die Katze mit der Maus.

Poe hat wohl eine größere philosophische Dichtung „Eureka“ ausgeführt. Aber mit dieser hätte er seinem Namen schwerlich dauernde Geltung verschafft. Seine kleinern Arbeiten sind es, welche den Stempel des Genius tragen. In den Gedichten sprechen sich Schwermut und eine finstere zügellose Phantasie aus. Am berühmtesten ist sein Gedicht „The Raven“ (der Rabe) geworden, dessen dämonenhaft-gespenstische Stimmung mit dem Refrain „Nimmermehr“ eine großartig schauerliche Wirkung hervorbringt. Eduard Mautner in Wien hat mit einer meisterhaften Uebersetzung dieses Poems den deutschen Deklamatoren willkommnes Material geliefert.

Da schon von den Verdeutschungen Poes die Rede ist, sei Friedrich Spielhagens Uebertragung von „To Helen" als einer reizenden Nachdichtung rühmend erwähnt. In Musik ist meines Wissens nur ein Gedicht Poes gesetzt worden: „Eldorado", mit den Versen beginnend:

„A gallant Knight,
Gaily bedight,"

ein ergreifender Ausdruck des pessimistischen Satzes, daß auf Erden das Glück nicht zu finden sei. Die Uebersetzung rührt von mir, die Komposition von dem Tondichter Gustav Erlanger in Frankfurt a. M. her.

Das Schwergewicht von Poes ungewöhnlichem Talent liegt allerdings nicht in seinen lyrischen Hervorbringungen, sondern in den Erzählungen, in welchen er die bizarrsten Produkte einer maßlosen Phantasie vermengt mit Kundgebungen des nüchternsten, schneidigsten, kältesten kritischen Scharfsinnes. Die Vereinigung dieser Gegensätze machen viele seiner Novellen zu geradezu klassischen in ihrer Art. Manchmal äußert er die naive Freude am Schrecklichen bloß um des Schrecklichen willen, so in „Die schwarze Katze", „Die Grube und das Pendel", „Die Thatsachen in der Affaire Waldemar". In der letztern Geschichte schildert er den Versuch, den Tod mittels Mesmerismus hinauszuschieben, beschreibt er den plötzlich zerfallenden, plötzlich in Fäulnis geratenden Leichnam mit einer Genauigkeit, daß man ihm den Beinamen eines „Zola der Unheimlichkeit" geben möchte. Selbst sein Humor bewahrt immer einen grausigen Zug. Oder ist es nicht von erschütternder Lächerlichkeit, wenn in der Humoreske „Die Brille" ein junger Mensch sich in seine Ur-Urgroßmutter verliebt und dieselbe heiraten würde, wenn sie sich nicht rechtzeitig zu erkennen gäbe? Alles bei Poe ist abnorm — abnorm auch der Aufwand von täuschender Kunst und von analytischem Verstande, die in seinen Kriminalgeschichten zu Tage treten. Täuschende Kunst, um den Leser so lange als möglich glauben zu lassen, es handle sich um Uebernatürliches, Unerklärliches. Analytischer Verstand, um mit einemmale den Knoten zu entwirren, das Uebernatürliche in

klarer Weise begreiflich zu machen und menschliche Handlungen zu zeigen, wo der Leser — bis dahin irregeführt durch des Dichters Manier — transzendentale Kräfte vermutete. Poes Kriminalgeschichten sollte jeder Polizeibeamte studieren; er findet darin eine ganze Methodik der Untersuchung verwickelter Fälle, eine Anleitung, wie Verdecktes bloßzulegen, Verborgenes zu ergründen ist. Vor allem lernt er daraus — was Poe in der Geschichte „Der entwendete Brief" so überzeugend darthut — daß die Behörden am ratlosesten gerade den einfachen Fällen gegenüberstehen. Eine komplizierte Affaire regt zum Nachdenken, zum Kombinieren an, eine einfache gibt scheinbar gar keinen Anlaß zu einer geistigen Leistung, und bei sensationellen Verbrechen vermutet man eher einen schwer zu erratenden Vorgang, als diejenige Prozedur, die auf der Hand liegt. So meint Poe; ob er recht hat, mögen Kriminalisten entscheiden — der Leser aber gibt sich der zwingenden Logik des Dichters gefangen. Nirgends tritt diese gewaltiger hervor als in „Der Mord in der Rue Morgue." Poe erzählt da die Ermordung einer Madame L'Espanay und ihrer Tochter Camille. Beide sind unter den mysteriösesten Umständen getötet worden. Poe — oder die Figur des Monsieur Dupin, hinter der er sich verbirgt — tritt dem Kern der Angelegenheit Schritt für Schritt näher, unaufhaltsam rückt er dem Geheimnisse auf den Leib und endlich ist die Lösung des Rätsels da: Kein Mensch hat den Mord begangen, sondern ein Tier, ein entsprungner Affe ... Die Kunst, mit welcher Poe uns dieser Lösung zuführt, behutsam aber unentwegt, ist unnachahmlich. Seine Phantasie hätte sich bedeutendere, ethisch höhere Vorwürfe auswählen können. Sein Leben aber setzte dem Gebiete seines Schaffens enge Grenzen ... Und er hatte doch von der Natur alle Gaben des echten Poeten mit in die Wiege bekommen! Von ihm gilt, was er von seinem Monsieur Dupin sagt: er sah den Menschen ins Herz, als ob sie Fenster in der Brust hätten.

Ferdinand Groß.

Der Goldkäfer.

Vor Jahren machte ich die intime Bekanntschaft eines Herrn William Legrand. Er entstammte einer alten Hugenottenfamilie und war einmal wohlhabend gewesen, aber durch eine Reihe von Unglücksfällen verarmt. Um den Demütigungen zu entgehen, welche sein Mißgeschick zur Folge haben mußte, verließ er Neu-Orleans, die Stadt seiner Väter, und siedelte sich auf Sullivans-Eiland bei Charleston in Süd-Karolina an.

Dies ist eine höchst eigentümliche Insel. Sie besteht fast nur aus Seesand und hat eine Länge von etwa drei Meilen*), während ihre Breite an keinem Punkte mehr als eine Viertelmeile beträgt. Eine kaum bemerkbare schmale Wasserstraße, welche träg durch eine Wildnis von Schlamm und Röhricht dahinsickert und einen Lieblingsaufenthalt des Wasserhuhns bildet, trennt dieselbe vom Festlande. Der Pflanzenwuchs ist, wie leicht denkbar, spärlich und zwerghaft. Größere Bäume fehlen gänzlich. An der äußersten westlichen Spitze, wo das Fort Moultrie steht und einige elende Gebäude von Fachwerk fieberflüchtigen Bewohnern Charlestons im Sommer ein notdürftiges Asyl bieten, findet man noch den borstigen Palmetto**). Das ganze übrige Eiland ist mit Ausnahme einer Stelle an der Seeküste, welche eine Reihe von Weißbuchen trägt, von dem dichten Gestrüpp der, bei englischen Gartenfreunden so ungemein beliebten wohlriechen-

---

*) Es sind hier stets englische, etwa 4½ auf eine geographische gemeint.

**) Zwergpalme — Chamaerops palmetto.

den Myrte bedeckt. Dieser Strauch erreicht hier oft eine Höhe von fünfzehn, ja selbst von zwanzig Fuß und bildet ein fast undurchdringliches Buschwerk, welches die Luft mit Wohlgeruch erfüllt.

Im tiefsten Innern dieses Dickichts nun, unfern der abgelegenern Ostspitze der Insel, hatte Legrand sich ein Hüttchen gebaut, das er noch bewohnte, als ich durch reinen Zufall seine Bekanntschaft machte. Diese reifte schnell zur Freundschaft, denn der Einsiedler besaß mancherlei Eigenschaften, welche ihm Interesse und Achtung gewannen. Ich lernte in ihm einen Mann von guter Erziehung und ungewöhnlichen Geistesgaben kennen, der aber an Misanthropie krankte und wunderlichen, bald hochenthusiastischen, bald tiefmelancholischen Stimmungen unterworfen war. Er hatte viele Bücher bei sich, benutzte sie jedoch nur selten. Jagd und Fischfang, das Aufsuchen von Muscheln am Strande, oder von Insekten in den Myrtenbüschen, von welchen er eine schöne Sammlung besaß, bildeten seine Hauptbeschäftigungen. Auf diesen Ausflügen begleiteten ihn gewöhnlich ein alter Neger namens Jupiter, welcher, trotzdem er bereits vor der Verarmung der Familie die Freiheit erhalten, um keinen Preis der Welt von seinem jungen „Mas'r Will“ lassen wollte. Vielleicht hatten Legrands Verwandte aus Mißtrauen gegen dessen eigne Verstandeskräfte dem Alten diesen unbeugsamen Vorsatz eingegeben, damit der Sonderling an ihm eine Art von Vormund und Aufseher habe.

Die Winter sind auf Sullivans-Eiland selten sehr streng, und gar im Herbste bedarf man hier nur ganz ausnahmsweise eines Feuers. Gegen die Mitte des Oktobers 18— war aber ein ungewöhnlich frostiger Tag. Ich wohnte zur Zeit in Charleston, neun Meilen von der Insel entfernt, und hatte infolge der damals noch sehr mangelhaften Verbindung zwischen den beiden Lokalitäten meinen Freund seit Wochen nicht gesehen. So machte ich mich denn auf und bahnte mir mühsam den Weg durch das immergrüne Gestrüpp. An der Hütte angelangt, klopfte ich, holte, da ich keine Antwort erhielt, den Schlüssel aus dem mir wohlbe-

kannten Versteck, öffnete und trat ein. Im Kamin loderte ein tüchtiges Feuer — für mich an diesem Orte eine neue, aber keineswegs unwillkommene Erscheinung. Ich legte meinen Ueberrock ab, setzte mich vor den knisternden Kloben in einen Armstuhl und erwartete geduldig die Rückkehr meiner Wirte.

Diese langten bald nach Dunkelwerden an und bewillkommneten mich auf das herzlichste. Jupiter, der vor Vergnügen den Mund von einem Ohr bis zum andern zog, tummelte sich, uns einige Wasserhühner zum Abendessen zu braten. Legrand laborierte wieder — ich wüßte nicht wie ich es anders bezeichnen sollte — an einem seiner Anfälle von Enthusiasmus. Er hatte nämlich ein bisher unbekanntes zweischaliges Tier gefunden, und was noch mehr, mit Jupiters Beistande einen Käfer gefangen, der nach seiner Meinung einer ganz neuen Gattung zugehörte und über welchen er am nächsten Morgen mein Urteil zu hören wünschte.

„Und weshalb nicht heute?“ fragte ich, indem ich meine Hände ans Feuer hielt und alle Käfer auf Erden insgeheim zum Teufel wünschte.

„Hätte ich nur eine Ahnung gehabt, daß du hier seiest!“ rief Legrand. „Auf dem Heimwege begegnete ich dem Lieutenant B— vom Fort und habe ihm thörichterweise den Käfer geliehen. Weißt du — bleibe die Nacht bei mir, dann schicke ich meinen Jup' noch vor Sonnenaufgang darnach. Er ist köstlich!“

„Der Sonnenaufgang?“

„Unsinn! Nein, der Käfer. Eine Farbe wie glänzendes Gold — etwa so groß wie eine Wallnuß — zwei pechschwarze Flecken oben auf dem Rücken, und weiter unten einen dritten längern. Die Fühlhörner sind —“

„Braucht gar keine Füllhörner nicht, Mas'r Will — wie oft soll ich euch das noch sagen?“ fiel ihm Jupiter hier in die Rede. „Käber is' 'n Goldkäber, lauter Gold, nix wie Gold innewendig un' außewendig, außer die Flügel — hab' all mein Lebtag keinen Käber gesehn halb so schwer wie der da.“

„Und wenn's so ist, Jup',“ erwiderte Legrand, meines

Erachtens etwas ernster als es hier angebracht schien, „ist das ein Grund, daß du die Hühner anbrennen lässest?“

Hierauf fuhr er wieder zu mir gewendet fort: „Die Farbe rechtfertigt allerdings Jupiters Ansicht beinahe. Du hast noch nie einen leuchtendern metallischen Glanz gesehen, als derjenige ist, welchen die Schuppen dieses Tieres ausstrahlen. Doch du kannst morgen selbst urteilen; einstweilen will ich dir wenigstens einen Begriff geben, welche Gestalt es hat.“

So sprechend setzte er sich an ein Tischchen, auf welchem Tinte und Feder, aber kein Papier war. Er suchte nach solchem in der Kommode, fand jedoch keins.

„Macht nichts,“ sagte er endlich, „dies hier thut's auch,“ zog aus seiner Westentasche einen Fetzen, den ich für sehr schmutziges Konzeptpapier hielt, und entwarf auf demselben eine flüchtige Federzeichnung. Ich blieb indessen, weil mich noch immer fröstelte, am Feuer sitzen, und als die Skizze fertig war, überreichte er mir dieselbe ohne aufzustehen. In demselben Augenblick ertönte ein lautes Knurren, welchem ein Scharren an der Thür folgte. Jupiter öffnete, und Legrands großer Neufundländer kam hereingesprungen, legte mir die Vordertatzen auf die Schultern und überhäufte mich, der ihm bei frühern Besuchen viel Aufmerksamkeit erwiesen, mit Liebkosungen. Als er endlich mit seinen Kapriolen fertig war, warf ich einen Blick auf das Papier und wurde durch die Zeichnung meines Freundes nicht wenig verblüfft.

„Wahrhaftig,“ sagte ich, nachdem ich dieselbe einige Minuten lang betrachtet hatte, „das ist ein sonderbarer Käfer. Mir vollständig neu, das muß ich gestehen. Ich habe nie etwas ähnliches gesehen, es wäre denn ein Schädel gewesen — ein Totenkopf; denn einem solchen gleicht er auf ein Haar.“

„Einem Totenkopf?“ wiederholte Legrand. „Ach ja, auf dem Papier mag er sich etwa so ausnehmen. Die beiden obern schwarzen Flecken sehen aus wie Augen, nicht wahr? und der untere wie ein Mund. Dann die ovale Form —“

„Mag sein,“ entgegnete ich. „Du scheinst mir aber

kein großer Zeichenkünstler zu sein, und so werde ich eben warten müssen, bis ich den Käfer in eigner Person erblicke, ehe ich mir einen rechten Begriff von seiner äußern Erscheinung machen kann."

„Nun, ich wüßte doch nicht —," versetzte Legrand etwas pikiert. „Ich zeichne ganz leidlich — habe gute Lehrer gehabt und schmeichle mir, gerade kein Tolpatsch zu sein."

„Aber, lieber Junge, dann hast du dir einen Scherz erlaubt," gab ich zurück. „Dies ist ein ganz passabler Totenschädel, und dein Käfer muß das kurioseste Tier der Welt sein, wenn er so aussieht. Vermutlich wirst du ihn Scarabaeus caput hominis nennen, oder so ähnlich, denn man findet in der Naturgeschichte viele derartige Bezeichnungen. Doch wo sind denn die Fühlhörner, von denen du sprachst?"

„Die Fühlhörner?!" fragte Legrand auffallend erregt. „Du mußt sie doch sehen — ich habe sie ja so deutlich gezeichnet, wie sie sich bei dem Original zeigen, und das, scheint mir, müßte dir genügen."

„Wohl möglich," sagte ich, „allein ich sehe sie trotzdem nicht," und händigte ihm, um ihn nicht noch mehr zu verstimmen, das Papier ohne jede weitere Bemerkung ein; denn die Wendung des Gesprächs hatte mich in Erstaunen gesetzt, seine üble Laune war mir aufgefallen, und was die Zeichnung des Käfers betraf, so waren bestimmt keine Fühlhörner daran zu entdecken, und das Ganze zeigte thatsächlich eine große Aehnlichkeit mit den gewöhnlichen Darstellungen eines Totenschädels.

Verdrießlich nahm er das Papier entgegen und wollte es eben zerknittern, vermutlich um es in die Flammen zu schleudern, als ein zufällig auf die Skizze geworfner Blick seine Aufmerksamkeit an dieselbe zu fesseln schien. Sein Gesicht wurde glühend rot und gleich darauf leichenblaß. Minutenlang betrachtete er das Papier genau. Endlich stand er auf, nahm die Kerze vom Tisch und setzte sich in der entferntesten Ecke des Gemaches auf eine Matrosenkiste, wo er das Blatt aufs neue in der sorgfältigsten Weise unter-

hat er auch. Hab' ich mein Lebtag so 'nen verflixten Käber gesehn! Strampelt und beißt, sowie man ihm in die Nähe kommt. Mas'r Will hat ihn zuerst gefangen, mußte ihn aber teufelmäßig schnell wieder fahren lassen, sag ich euch. Und dabei muß ihn das Beest gebissen haben. Mir hat dem Käber sein Maul gleich nicht gefallen, drum mocht ich ihn nicht mit dem Finger anfassen, sondern hab ihn mit 'nem Stück Papier gefangen, das ich gerade fand. Da hab' ich ihn drin eingewickelt und ihm 'nen Zipfel davon in die Schnauze gesteckt — so hab ich's gemacht."

„Und du meinst wirklich, der Käfer habe deinen Herrn gebissen und dieser sei davon krank geworden?"

„Ich meine gar nix mehr — ich weiß es. Warum träumt er denn so viel von Gold, wenn's nicht der Biß von dem Goldkäber gethan hätte? Hab schon früher von solchen Goldkäbers gehört."

„Woher weißt du denn, daß er von Gold träumt?"

„Woher ich's weiß? Ei, weil er im Schlaf davon spricht — daher weiß ich's."

„Nun, Jup, du magst am Ende recht haben. Aber welchem glücklichen Umstande verdanke ich denn eigentlich die Ehre deines heutigen Besuches?"

„He? — wa—s?"

„Hast du etwas von Herrn Legrand an mich auszurichten?"

„Nee, Mas'r — bringe bloß Brief."

Damit überreichte er mir ein Schreiben, welches also lautete:

„Lieber —

Weshalb bekomme ich dich so lange nicht zu sehen? Ich will nicht hoffen, daß du mir irgend etwas übel genommen hast — doch nein, das ist ja nicht denkbar.

Seit unserm letzten Beisammensein habe ich ernstliche Besorgnisse gehabt. Ich möchte Dir eine Mitteilung machen, weiß aber kaum, wie ich das anstellen soll, oder ob ich nicht besser daran thäte, die Sache ganz zu verschweigen.

Ich bin in den letzten Tagen nicht ganz wohl gewesen,

und der gute alte Jup hat mich durch seine wohlgemeinten Aufmerksamkeiten tüchtig gequält. Wenn du es möglich machen kannst, so komme doch mit Jupiter herüber — ich bitte dich darum. Ich wünschte dich noch heute in einer wichtigen — in einer hochwichtigen Angelegenheit zu sprechen.

Stets der Deine

William Legrand."

Der Ton in dem Brief beunruhigte mich außerordentlich, er unterschied sich wesentlich von Legrands gewöhnlicher Schreibweise. Was bedeuteten seine Träume? Welch neue Grille beschäftigte sein leicht erregbares Hirn? Welche „hochwichtige Angelegenheit" konnte er zu besprechen haben? Jupiters Berichte ließen nichts Gutes ahnen, und ich fürchtete, das fortdauernde Mißgeschick möge den Geist meines Freundes umnachtet haben. Ohne mich einen Augenblick zu besinnen, machte ich mich fertig, den Neger zu begleiten.

An der Werfte angelangt, gewahrte ich auf dem Boden des Nachens, in welchem wir überfahren sollten, eine Sense und drei Spaten, die ganz neu schienen.

„Was bedeutet das alles, Jup?" fragte ich.

„Das? Sense, Mas'r, und Spaten."

„Das sehe ich. Aber was thun die hier?"

„Die hab ich durchaus für Mas'r Will in der Stadt kaufen müssen — kosten ein Heidengeld."

„Aber was im Namen alles Geheimnisvollen will denn dein Mas'r mit Sense und Spaten anfangen?"

„Ja, wenn ich das wissen thät! Glaub, er weiß es selber nicht. Kommt alles von dem Käber her."

Ich sah wohl, daß von Jupiter, dessen Intellekt einzig und allein von „dem Käber" in Anspruch genommen schien, keine befriedigende Auskunft zu erlangen war, und so bestieg ich denn das Boot und wir segelten ab. Die frische Brise trieb uns bald in die kleine Bucht, welche nordwärts vom Fort Moultrie liegt, und von hier bis zur Hütte hatten wir etwa noch zwei Meilen.

Nachmittags gegen drei Uhr langten wir dort an. Legrand hatte uns mit großer Ungeduld erwartet. Er faßte meine Hand mit solcher Heftigkeit, daß meine lange gehegten Besorgnisse neue Nahrung gewannen. Sein Antlitz sah bleich, ja geisterhaft aus, und seine eingesunknen Augen funkelten in übernatürlichem Glanze. Nach einigen Fragen betreffs seines Wohlbefindens erkundigte ich mich, ob er den Käfer schon vom Lieutenant B— zurückerhalten habe.

„Allerdings," erwiderte er heftig errötend; „ich ließ ihn gleich am nächsten Morgen holen. Ich gebe den Käfer um alles in der Welt nicht mehr aus der Hand. Weißt du wohl, daß Jupiters Ansicht über ihn eine ganz richtige ist?"

„Inwiefern?" versetzte ich, und eine schlimme Ahnung stieg in meinem Innern auf.

„Daß es ein Käfer von wirklichem Golde sei."

Dies sprach er mit einer tiefernsten Miene. Ich war unsäglich erschrocken.

„Mit diesem Käfer werde ich mein Glück machen," fuhr er mit triumphierendem Lächeln fort; „der bringt mich wieder in den Besitz meiner Familiengüter. Ist es nun ein Wunder, wenn ich ihn so hoch schätze? Das Schicksal hat ihn mir in die Hand gegeben, und ich habe nichts weiter zu thun, als ihn richtig zu verwenden, um zu dem Golde zu gelangen, zu welchem er der Wegweiser ist. Jupiter, bringe mir den Käfer!"

„Wa — was!? den Käber, Mas'r? Nee, nee — will lieber den Käber in Ruhe lassen — werdet schon selber gehen müssen."

Legrand erhob sich mit ernster, feierlicher Miene und brachte mir das Insekt, welches er einem Glasbehälter entnommen hatte. Es war ein prachtvolles Tier von einer bis dahin noch unbekannten Spezies und somit in wissenschaftlicher Hinsicht allerdings ein kostbarer Schatz. Oben am Rücken befanden sich zwei kreisrunde schwarze Punkte, und weiter unten ein länglicher Fleck von der gleichen Farbe. Die Schuppen am Unterleibe waren außerordentlich hart und glänzend und hatten ganz das Ansehen von poliertem Golde.

Sein Gewicht mußte sofort auffallen, und alles in allem genommen konnte ich dem alten Neger seine Ansicht kaum verargen; aber völlig unbegreiflich schien es mir, daß auch Legrand dieselbe teilte.

„Ich schickte nach dir,“ hob er, sobald ich das Tier genügend besichtigt hatte, in pathetischem Tone an, „ich schickte nach dir, damit du mir mit Rat und That beistehest, die Winke des Schicksals weiter zu verfolgen und diesen Käfer —“

„Aber, bester Legrand,“ unterbrach ich ihn schnell, „du bist ganz bestimmt krank und solltest dich mehr in acht nehmen. Lege dich zu Bett — ich will bei dir bleiben bis dies vorüber ist. Du hast Fieber und —“

„Fühle meinen Puls,“ sagte er.

Ich that es und konnte allerdings nicht das leiseste Anzeichen von Fieber verspüren.

„Du kannst dennoch krank sein. Laß mich dir etwas verschreiben. Doch vor allen Dingen lege dich nieder, und dann —“

„Du irrst,“ fiel er mir ins Wort. „Ich fühle mich so wohl, wie es bei der Aufregung, welche sich meiner bemächtigt hat, nur möglich ist. Wenn du es also wirklich gut mit mir meinst, so befreie mich von dieser.“

„Und wie das?“

„Das ist sehr leicht. Ich gedenke mit Jupiter einen Ausflug in die Hügel des festen Landes drüben zu machen, und hierbei bedürfen wir der Hilfe einer dritten, zuverlässigen Person. Der einzige, welchem ich Vertrauen schenke, bist du. Mag es nun gelingen oder fehlschlagen — die Aufregung, welche du jetzt an mir bemerkst, wird in jedem Falle schwinden.“

„Ich möchte dir gern gefällig sein,“ antwortete ich; „doch sage, hat dieser Teufelskäfer irgend etwas mit deiner Exkursion in die Berge zu thun?“

„Ja.“

„Dann kann ich mich an einem so absurden Unternehmen nicht beteiligen, Legrand.“

„Thut mir leid — sehr leid; so müssen wir beide es allein versuchen.“

„Thut das.“ (— Der Mensch war unzweifelhaft wahnsinnig! —) „Doch noch eins: wie lange gedenkst du fortzubleiben?“

„Wahrscheinlich die ganze Nacht hindurch. Wir brechen sofort auf und werden bei Sonnenaufgang wieder hier sein.“

„Und gibst du mir dein Ehrenwort, daß du, sobald diese Grille überwunden und die Käfergeschichte zu deiner Befriedigung erledigt ist, wieder heimkehren und meinem Rat, als den deines Arztes, genau folgen willst.“

„Mein Ehrenwort. Nun komm aber, denn wir haben keine Zeit zu verlieren.“

Mit schwerem Herzen begleitete ich meinen Freund. Gegen vier Uhr machten wir — Legrand, Jupiter, der Hund und ich — uns auf den Weg. Der Neger trug die Sense und die Spaten und wollte sich kein einziges dieser Werkzeuge abnehmen lassen — mehr aus Furcht, wie mir schien, dieselben seinem Herrn anzuvertrauen, als aus übergroßer Arbeitslust und Gefälligkeit. Er zeigte sich ungemein störrisch, und „der verflixte Käber!“ waren die einzigen Worte, welche unterwegs über seine Lippen kamen. Ich selbst trug ein Paar Blendlaternen, während Legrand sich mit dem toten Käfer begnügte, den er an eine Schnur gebunden hatte und beständig mit dem Gebahren eines Beschwörers hin- und herwirbeln ließ. Ich vermochte kaum die Thränen zurückzudrängen, als ich diesen deutlichen Beweis von der Geisteskrankheit meines armen Freundes gewahrte; doch hielt ich es für das Beste, einstweilen und bis ich mit mehr Aussicht auf Erfolg zu kräftigeren Mitteln greifen könnte, auf seine Schrullen einzugehen. Vergebens bemühte ich mich, ihm irgend welche Aufschlüsse über den Zweck unsrer Exkursion zu entlocken — er gab mir keine andre Antwort als: „Das wird sich finden.“

Mittelst eines Kahnes gelangten wir über die Bucht, erklommen das Plateau des Festlandes und schritten dann durch einen außerordentlich wilden und öden Landstrich, wel-

cher keine einzige Spur menschlicher Fußstapfen zeigte, in nordwestlicher Richtung weiter. Legrand ging festen Schrittes voran und blieb nur hin und wieder stehen, um sich nach gewissen, ohne Zweifel bei einer frühern Gelegenheit ins Auge gefaßten Landmarken zu orientieren.

So wanderten wir ungefähr zwei Stunden und gelangten um Sonnenuntergang in eine Gegend, die noch um vieles trübseliger erschien, als die bisher durchstreifte. Es war eine Art von Hochfläche nahe dem Gipfel eines fast unzugänglichen Berges, der vom Fuß bis zu seinem höchsten Punkte dicht bewaldet war und von mächtigen Klippen starrte, welche lose auf dem Erdboden zu stehen schienen und vielfach nur durch die sie stützenden Bäume am Herabstürzen verhindert wurden. Tiefe Einschnitte nach verschiednen Richtungen hin gaben der Landschaft ein noch ernsteres und feierlicheres Gepräge.

Die natürliche Plattform, welche wir erstiegen hatten, war so dicht mit Dorngestrüpp bewachsen, daß es unmöglich gewesen wäre, uns ohne die Sense einen Weg zu bahnen. Auf das Geheiß seines Herrn machte sich nun Jupiter daran, eine Bahn nach dem Fuße eines riesigen Tulpenbaumes zu brechen, der inmitten einer Anzahl von Eichen stand und sowohl diese an Höhe, als alle übrigen Bäume, die ich je gesehen, durch die Schönheit seines Laubwerks und seiner majestätischen Formen übertraf.

Nachdem der Baum erreicht war, fragte Legrand den Alten, ob er da wohl hinaufklettern könne. Diesem schien die Sache anfangs bedenklich zu sein, denn er gab sekundenlang keine Antwort. Endlich aber trat er dicht an den gewaltigen Stamm heran, umkreiste ihn langsam und untersuchte ihn auf das sorgfältigste, ehe er erwiderte:

„Ja, Mas'r, Jup klettert auf jeden Baum, der ihm vorkommt."

„Dann rasch hinauf, denn es wird uns bald zu dunkel werden."

„Wie hoch 'nauf, Mas'r?" fragte Jupiter,

„Nur erst am Stamm empor, dann werde ich dir schon

sagen, in welcher Richtung du steigen sollst, und hier — so warte doch! — nimm den Käfer mit."

„Den Käber, Mas'r Will — den Goldkäber?" rief der Neger, voll Entsetzen zurückweichend. „Warum soll ich denn den Käber auf den Baum schleppen? — Verd— mich, wenn ich's thue!"

„Wenn du großer dicker Kerl dich fürchtest, einen kleinen harmlosen toten Käfer anzufassen, so magst du ihn an der Schnur halten. Thust du aber auch das nicht, dann werde ich mich genötigt sehen, dir mit diesem Spaten den Schädel einzuschlagen."

„Hoho, Mas'r — sachte, sachte!" sagte Jupiter beschämt und nachgiebig werdend. „Immer fangt ihr gleich Krakehl mit mir altem Neger an. Hab ja nur Spaß gemacht! Ich mich vor dem Käber fürchten! Was geb ich um den Käber?"

Hier ergriff er vorsichtig das äußerste Ende der Schnur, hielt das Insekt soweit wie nur irgend möglich von seinem eignen Körper ab und machte sich fertig, den Baum zu erklimmen.

Der Tulpenbaum, Liriodendron tulipifera L., dieser schönste der amerikanischen Waldbäume, hat in seiner Jugend einen außerordentlich glatten, von keinerlei Seitenästen unterbrochnen Stamm. Im Alter jedoch wird die Rinde knorrig und rissig, und viele kürzre Aeste schießen aus derselben hervor, daher die Schwierigkeiten des Ersteigens mehr scheinbar als wirklich vorhanden sind. Mit den Armen die gewaltige Säule fest umklammernd, mit den Händen nach Vorsprüngen suchend und in andre die nackten Zehen setzend, schlängelte Jupiter sich, nachdem er mehrmals mit knapper Not dem Herunterfallen entgangen war, endlich in die erste größere Gabelung und schien nun das Werk als virtuell vollendet zu betrachten. Allerdings hatte er das Schlimmste überstanden, trotzdem er sich wohl an sechzig Fuß über dem Erdboden befand.

„Wo nun hin, Mas'r Will?" fragte er.

„Den stärksten Ast hinan — den hier auf dieser Seite," rief Legrand."

Der Neger gehorchte sofort und stieg, anscheinend ohne große Schwierigkeit, höher und höher, bis das dichte Laub seine stämmige Gestalt unsern Blicken verbarg. Nun schrie er uns zu:

„Wie viel höher noch?"

„Wie hoch bist du?" fragte Legrand.

„Ungeheuer hoch — kann schon den Himmel sehen."

„Kümmere dich nicht um den Himmel, sondern thue was ich dich heiße. Zähle einmal die Aeste, die an deiner Seite unter dir sind. Wie viele siehst du?"

„Ein — zwei — drei — vier — fünf. Fünf große Aeste, Mas'r, an dieser Seite."

„Dann steige noch um einen Ast höher."

Nach einer Minute meldete die Stimme von oben, daß der siebente Ast erreicht sei.

„Nun, Jup, rief Legrand augenscheinlich in großer Erregung, „mußt du auf diesem Ast entlang kriechen, so weit du kommen kannst, und wenn du etwas Seltsames erblickst, so laß es mich wissen."

Wenn ich bisher noch den mindesten Zweifel an dem Wahnsinn meines armen Freundes hegen konnte, so war es jetzt damit vorbei, und ich dachte mit banger Besorgnis daran, wie ich ihn am besten nach Hause schaffen könne. Indem ich noch darüber nachsann, ließ Jupiters Organ sich abermals hören:

„Hab bange, mich weit auf den Ast da 'nauszuwagen — ist beinah ganz und gar abgestorben, der Ast da!"

„Was? Abgestorben ist er, sagst du, Jupiter?" rief Legrand mit bebender Stimme.

„Ja, Mas'r, mausetot — futsch — ganz alle mit ihm!"

„Um Gotteswillen, was soll ich nur beginnen?!" sagte Legrand im Tone des größten Seelenschmerzes.

„Was du beginnen sollst?" warf ich, froh, eine Gelegenheit zum Dreinreden gefunden zu haben, ein. „Nach Hause sollst du gehen und dich zu Bett legen. Komm, komm, alter Junge! Es wird spät und dann — gedenke deines Ehrenwortes."

„Jupiter!“ schrie er, ohne auf mich zu achten, „hörst du mich?“

„Ja, ja, Mas'r Will — höre euch ganz deutlich.“

„Dann untersuche das Holz mit deinem Messer und sieh zu, ob es stark verfault ist.“

„Faul, Mas'r, mein Seel!“ versetzte nach wenigen Sekunden der Neger. „Könnte aber doch noch fauler sein! Allein käme ich am Ende noch ein Stück weiter.“

„Allein? Wie meinst du das?“

„Ei, ich meine den Käber! Ist furchtbar schwer, der Käber. Wie wär's, wenn ich ihn 'runterfallen ließe? Von einem Nigger wird der Ast wohl nicht brechen.“

„Du infamer Schuft!“ rief Legrand zurück. „Was schwatzest du da für Unsinn? Ich breche dir den Hals, wenn du den Käfer fallen lässest. Paß' auf, Jupiter — hörst du mich?“

„Ja, Mas'r, braucht 'nen armen Nigger nicht so anzubrüllen.“

„So höre denn: wenn du, ohne den Käfer fahren zu lassen, so weit auf dem Ast entlang kriechst, als es dir sicher scheint, schenke ich dir beim Herunterkommen einen Silberdollar.“

„Ich gehe los, Mas'r — gehe schon,“ entgegnete der Neger hastig. „Bin fast schon am Ende.“

„Du bist am Ende?“ schrie Legrand mehr als er rief. „Du bist wirklich schon am Ende jenes Astes?“

„Noch nicht ganz, Mas'r, aber bald . . . . . . Oooooh! Herrdumeingottchen, was ist es hier auf dem Baum!“

„Nun?“ rief Legrand hocherfreut, „was ist es denn?“

„Ei, 's ist nix als ein Schädel — jemand muß seinen Kopf hier oben vergessen haben, und die Krähen haben jedes Bißchen Fleisch abgeknuspert, was dran war.“

„Ein Schädel, sagst du — gut! Wie ist er denn am Ast befestigt? Was hält ihn?“

„Muß erst gucken, Mas'r. Ei, das ist kurios, mein Seel! Es steckt ein großmächtiger Nagel drin, der hält ihn am Ast fest.“

„Nun, Jupiter, thue genau was ich dir sage — hörst du?“

„Ja, Mas'r."

„So merke auf! Suche zuerst das linke Auge des Schädels."

„Hm! ha, das ist nicht übel! Ist gar kein linkes Auge drin!"

„Zum Teufel mit deiner Dummheit! Weißt du, welches deine rechte Hand ist und welches deine linke?"

„Weiß ich — weiß ich ganz genau — das hier ist meine linke Hand, mit der ich das Holz hacke."

„Richtig, du bist ja links. Nun, und dein linkes Auge ist auf derselben Seite, wo du die linke Hand hast. Jetzt wirst du, hoffe ich, auch das linke Auge des Schädels finden, oder doch den Ort, wo es einmal gesessen hat. Hast du es?"

Es folgte eine lange Pause. Endlich kam von oben die Frage zurück:

„Ist denn das linke Auge von dem Totenkopf auch auf der nämlichen Seite, wie die linke Hand von dem Totenkopf? — denn der Totenkopf hat gar keine Spur von 'ner linken Hand, — halt! Macht nix! hab' jetzt das linke Auge — hier ist das linke Auge. Was soll ich damit machen?"

„Laß den Käfer durch dasselbe hindurchfallen, so weit der Faden reicht — aber nimm dich in acht, daß du nicht zu früh losläſſeſt."

„Alles gemacht, Mas'r Will — kein groß Kunststück, den Käber durchs Loch zu stecken — jetzt guckt mal da unten nach ihm!"

Während dieses Zwiegespräches war Jupiter vollständig unsichtbar geblieben; aber jetzt wurde der Käfer an der Schnur herabgelassen und flimmerte, sobald er in Sicht kam, gleich einer Kugel von blankem Golde, in den letzten Strahlen der untergehenden Sonne, welche die Erhebung, auf der wir standen, mit einem matten Schein beleuchteten. Das Insekt hing völlig frei in der Luft und würde, wenn losgelassen, zu unsern Füßen niedergefallen sein.

Legrand ergriff alsbald die Sense und mähte gerade

unterhalb des schwebenden Käfers einen kreisrunden Raum frei, der etwa zehn Fuß im Durchmesser haben mochte. Dies gethan, hieß er Jupiter den Faden loslassen und vom Baum herunterkommen.

Nun schlug mein Freund genau an den Punkte, wo der Käfer den Boden getroffen hatte, einen Pflock in die Erde und zog dann ein Meßband aus der Tasche. Hierauf das eine Ende desselben an demjenigen Punkt des Baumstammes befestigend, welcher dem Pflock am nächsten war, wickelte er es soweit ab, bis es den Pflock erreichte, und fuhr dann, die Richtung beibehaltend, welche durch Baum und Pflock bezeichnet war, fünfzig Fuß weit mit dem Aufrollen fort, während Jupiter mit der Sense das hindernde Gestrüpp entfernte. An dem zuletzt gewonnenen Punkte schlug er abermals einen Pfahl ein und beschrieb um diesen einen Kreis von etwa vier Fuß Durchmesser. Jetzt ergriff Legrand selbst einen Spaten, gab mir und Jupiter ebenfalls einen solchen und bat uns, so schnell wie möglich zu graben.

Ich habe, offen gestanden, niemals besondern Geschmack an derartigem Sport gefunden, und hätte in diesem speziellen Falle unendlich gern meine Mitwirkung versagt, denn die Nacht brach herein und ich war müde. Aber ich sah keinen Ausweg und mochte meinen Freund nicht durch eine Weigerung erzürnen. Ja, hätte ich mich auf Jupiters Beistand verlassen können, ich würde keinen Augenblick geschwankt, sondern den Versuch gemacht haben, den Irren mit Gewalt nach Hause zu bringen. Doch ich kannte den alten Neger viel zu gut, als daß ich von ihm erwarten konnte, er werde Hand an seinen Herrn legen. So beschloß ich denn, aus der Not eine Tugend zu machen, und grub frisch drauf los, um je eher je lieber den Wahnsinnigen durch den Augenschein von der Haltlosigkeit seiner Visionen überzeugen zu können.

Nachdem die Laternen angezündet worden waren, arbeiteten wir alle drei mit einem Eifer, der einer vernünftigern Sache würdig gewesen wäre. Wie wir so von dem

rötlichen Schein bestrahlt dastanden, konnte ich mich des Gedankens nicht erwehren, wie malerisch die von uns gebildete Gruppe sei und wie seltsam und verdächtig unser Werk einem zufällig des Weges Kommenden hätte erscheinen müssen.

Zwei Stunden lang gruben wir ohne Unterbrechung und sprachen nur wenig dabei. Das einzig Störende war das Bellen des Hundes, welcher lebhaften Anteil an unsern Fortschritten zu nehmen schien. Schließlich wurde das Tier so vorlaut, daß Legrand zu fürchten begann, der Lärm könne irgendwelche verspätete Wandrer herbeiziehen, und Jupiter, mit mürrischem Gesicht aus der Grube steigend, den Ruhestörer durch einen um dessen Schnauze gebundnen Hosenträger zum Schweigen brachte, um sofort unter eigentümlichem Kichern zu seiner Arbeit zurückzukehren.

Nach Ablauf der obenerwähnten Zeit hatten wir eine Tiefe von fünf Fuß erreicht und noch immer keine Spur von einem vergrabnen Schatz gefunden. Jetzt trat eine kleine Pause ein, und schon hoffte ich, die Posse habe nun ein Ende, als Legrand, obwohl merklich verstimmt, sich bedächtig die Stirn abtrocknete und wieder ans Werk ging.

Wir hatten den ganzen Kreis von vier Fuß Durchmesser ausgehöhlt. Jetzt erweiterten wir den Umfang ein wenig und gruben noch zwei Fuß tiefer — ohne Erfolg. Zuletzt kletterte der Goldgräber, den ich innig bedauerte, mit bitter enttäuschter Miene aus der Grube und zog langsam und zögernd seinen Rock wieder an. Ich enthielt mich jeder Bemerkung. Jupiter suchte auf ein Zeichen seines Herrn die Gerätschaften zusammen, der Hund wurde von seiner Binde befreit, und wir traten im tiefsten Schweigen den Heimweg an.

Wir mochten vielleicht ein Dutzend Schritte zurückgelegt haben, als Legrand mit einem kräftigen Fluch auf Jupiter zusprang und diesen beim Kragen packte. Der erschrockne Neger riß Augen und Mund weit auf, ließ das Werkzeug fallen und sank auf die Kniee.

„Du Schurke!“ fuhr Legrand ihn an, „du nichtswürdiger schwarzer Bösewicht — antworte mir auf der

Stelle und ohne Umschweife: welches ist dein linkes Auge?"

„Gottchen doch, Mas'r Will! Da — das hier ist es doch ganz bestimmt!" antwortete Jupiter heulend, indem er die Hand auf sein rechtes Sehorgan legte und, wie zum Schutz gegen einen mit Bestimmtheit erwarteten Erdrosselungsversuch, krampfhaft dort festhielt.

„Das dachte ich mir — ich wußte es! Hurrah!" jubelte Legrand, ließ den Neger los und hüpfte und sprang herum — zum höchlichsten Erstaunen des Dieners, welcher jetzt aufstand und stumm bald seinen Gebieter bald mich anglotzte.

„Kommt, wir müssen umkehren," sagte letztrer jetzt; „das Spiel ist noch nicht zu Ende," und schritt nach dem Tulpenbaum voran.

„Jupiter," fragte er diesen, sobald wir den Stamm erreicht hatten, „wie war der Schädel an den Ast genagelt — mit dem Gesicht nach oben, oder nach unten?"

„Gesicht nach oben, Mas'r, daß ihm die Krähen an die Augen konnten, bequem und ohne Umstände."

„Und durch welches Auge ließeſt du den Käfer fallen — durch dieses oder durch jenes?" fuhr Legrand, nacheinander beide Augen des Negers berührend, fort.

„Durch das da, Mas'r — durchs linke Auge, wie ich euch gesagt habe," versetzte Jupiter, abermals auf das rechte deutend.

„Schon gut, so müssen wir es nocheinmal versuchen."

Bei diesen Worten zog mein Freund, in dessen Wahnsinn ich jetzt einige Anzeichen von Methode zu bemerken glaubte, den Pflock heraus, welcher die Stelle bezeichnete, wo der Käfer den Boden berührt und schlug ihn etwa drei Zoll weiter westlich ein. Dann führte er das Meßband vom nächsten Punkte des Stammes hierher und entrollte es, wie vorher, bis zu einer Länge von fünfzig Fuß, wodurch er zu einem, von dem vorigen um mehrere Ellen entfernten Endpunkte gelangte.

Um das so gewonnene Zentrum wurde nun ein neuer

Kreis, etwas größer als der erste, gezogen, und wir griffen nochmals zu den Spaten.

Trotzdem ich entsetzlich müde war, begann doch auf mir unerklärliche Weise mein Interesse an dem Vorhaben zu wachsen, bis es sich zur Aufregung steigerte. Vielleicht hatte die bedächtige, entschlossene Haltung, welche Legrand bei diesem ganzen wunderlichen Treiben bewahrte, einigen Eindruck auf mich gemacht. So grub ich emsig fort und ertappte mich sogar dann und wann bei einem erwartungsvollen Umschauen nach dem imaginären Schatze, welcher meinem unglücklichen Gefährten den Verstand geraubt hatte.

Anderthalb Stunden mochten wiederum verstrichen sein, als das laute Heulen des Hundes, welcher diesmal einen ganz andern Ton anschlug als vorher, uns aufs neue störte. Jupiter wollte ihm abermals das Maul verbinden, aber das Tier leistete verzweifelten Widerstand, sprang in die Grube und scharrte wie toll den Erdboden mit seinen Pfoten auf. Nach einigen Sekunden hatte er eine Masse menschlicher Gebeine bloßgelegt, die zwei vollständige Skelette bildeten und zwischen denen verschiedne Metallknöpfe nebst einem Gemüll, anscheinend von vermoderten Kleidungsstücken, zerstreut lagen. Ein paar Spatenstiche warfen jetzt die Klinge eines großen spanischen Dolchmessers auf, und als wir weitergruben, kamen mehrere Gold- und Silbermünzen zum Vorschein.

Bei diesem Anblick vermochte Jupiter sich vor Freude kaum zu fassen; aber die Miene seines Herrn zeugte nur von bittrer Enttäuschung. Dessenungeachtet drängte er, weiterzuarbeiten, und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als ich stolperte und vornüberfiel. Mein Fuß war in einem eisernen Ringe stecken geblieben, welcher noch zur Hälfte in der losen Erde verborgen lag.

Nun schafften wir eifrig fort, und nie habe ich zehn Minuten in größrer Aufregung verbracht, als diese. Während dieser Zeit hatten wir eine längliche Holzkiste bloßgelegt, welche, nach ihrem völlig intakten Zustande und ihrer Festigkeit zu urteilen, in irgendwelche Substanz — vielleicht Quecksilberbichlorid — getaucht worden sein mußte. Sie

Stelle und ohne Umschweife: welches ist dein linkes Auge?"

„Gottchen doch, Mas'r Will! Da — das hier ist es doch ganz bestimmt!" antwortete Jupiter heulend, indem er die Hand auf sein rechtes Sehorgan legte und, wie zum Schutz gegen einen mit Bestimmtheit erwarteten Erdrosselungsversuch, krampfhaft dort festhielt.

„Das dachte ich mir — ich wußte es! Hurrah!" jubelte Legrand, ließ den Neger los und hüpfte und sprang herum — zum höchlichsten Erstaunen des Dieners, welcher jetzt aufstand und stumm bald seinen Gebieter bald mich anglotzte.

„Kommt, wir müssen umkehren," sagte letztrer jetzt; „das Spiel ist noch nicht zu Ende," und schritt nach dem Tulpenbaum voran.

„Jupiter," fragte er diesen, sobald wir den Stamm erreicht hatten, „wie war der Schädel an den Ast genagelt — mit dem Gesicht nach oben, oder nach unten?"

„Gesicht nach oben, Mas'r, daß ihm die Krähen an die Augen konnten, bequem und ohne Umstände."

„Und durch welches Auge ließest du den Käfer fallen — durch dieses oder durch jenes?" fuhr Legrand, nacheinander beide Augen des Negers berührend, fort.

„Durch das da, Mas'r — durchs linke Auge, wie ich euch gesagt habe," versetzte Jupiter, abermals auf das rechte deutend.

„Schon gut, so müssen wir es nocheinmal versuchen."

Bei diesen Worten zog mein Freund, in dessen Wahnsinn ich jetzt einige Anzeichen von Methode zu bemerken glaubte, den Pflock heraus, welcher die Stelle bezeichnete, wo der Käfer den Boden berührt und schlug ihn etwa drei Zoll weiter westlich ein. Dann führte er das Meßband vom nächsten Punkte des Stammes hierher und entrollte es, wie vorher, bis zu einer Länge von fünfzig Fuß, wodurch er zu einem, von dem vorigen um mehrere Ellen entfernten Endpunkte gelangte.

Um das so gewonnene Zentrum wurde nun ein neuer

Kreis, etwas größer als der erste, gezogen, und wir griffen nochmals zu den Spaten.

Trotzdem ich entsetzlich müde war, begann doch auf mir unerklärliche Weise mein Interesse an dem Vorhaben zu wachsen, bis es sich zur Aufregung steigerte. Vielleicht hatte die bedächtige, entschlossene Haltung, welche Legrand bei diesem ganzen wunderlichen Treiben bewahrte, einigen Eindruck auf mich gemacht. So grub ich emsig fort und ertappte mich sogar dann und wann bei einem erwartungsvollen Umschauen nach dem imaginären Schatze, welcher meinem unglücklichen Gefährten den Verstand geraubt hatte.

Anderthalb Stunden mochten wiederum verstrichen sein, als das laute Heulen des Hundes, welcher diesmal einen ganz andern Ton anschlug als vorher, uns aufs neue störte. Jupiter wollte ihm abermals das Maul verbinden, aber das Tier leistete verzweifelten Widerstand, sprang in die Grube und scharrte wie toll den Erdboden mit seinen Pfoten auf. Nach einigen Sekunden hatte er eine Masse menschlicher Gebeine bloßgelegt, die zwei vollständige Skelette bildeten und zwischen denen verschiedne Metallknöpfe nebst einem Gemüll, anscheinend von vermoderten Kleidungsstücken, zerstreut lagen. Ein paar Spatenstiche warfen jetzt die Klinge eines großen spanischen Dolchmessers auf, und als wir weitergruben, kamen mehrere Gold- und Silbermünzen zum Vorschein.

Bei diesem Anblick vermochte Jupiter sich vor Freude kaum zu fassen; aber die Miene seines Herrn zeugte nur von bittrer Enttäuschung. Dessenungeachtet drängte er, weiterzuarbeiten, und kaum hatte er die Worte ausgesprochen, als ich stolperte und vornüberfiel. Mein Fuß war in einem eisernen Ringe stecken geblieben, welcher noch zur Hälfte in der losen Erde verborgen lag.

Nun schafften wir eifrig fort, und nie habe ich zehn Minuten in größrer Aufregung verbracht, als diese. Während dieser Zeit hatten wir eine längliche Holzkiste bloßgelegt, welche, nach ihrem völlig intakten Zustande und ihrer Festigkeit zu urteilen, in irgendwelche Substanz — vielleicht Quecksilberbichlorid — getaucht worden sein mußte. Sie

war drei und einen halben Fuß lang, drei Fuß breit und zwei und einen halben Fuß hoch und von schmiedeisernen, vernieteten Bändern ganz umsponnen. An jeder Seite der Kiste befanden sich in der Nähe des Deckels drei eiserne Ringe, mittelst welcher sechs Personen dieselbe tragen konnten. Unsre vereinte Kraft war jedoch nur imstande, sie um ein geringes von der Stelle zu bewegen, so daß wir alsbald die Unmöglichkeit einsahen, eine so schwere Last fortzuschaffen. Glücklicherweise war der Deckel nur durch zwei Riegel verschlossen. Zitternd vor Erregung zogen wir sie auf, und einen Moment später funkelte uns ein Schatz von unberechenbarem Wert entgegen! Beim Schein der Laterne, welche die Grube beleuchtete, wurden unsre Augen von dem Schimmern und Blitzen, welches jener wirren Masse von Gold und Juwelen entstieg, buchstäblich geblendet.

Ich will nicht versuchen, das starre Erstaunen zu schildern, mit welchem ich selbst den Schatz betrachtete. Legrand schien von der vorhergegangnen Aufregung erschöpft und sprach sehr wenig. Jupiters Gesicht war während der ersten Minuten so totenbleich, als dies eben bei einem Neger möglich ist. Betäubt und wie vom Blitz getroffen stand er da. Plötzlich sank er auf seine Kniee, steckte die nackten Arme bis an die Ellbogen in das Gold und ließ sie eine Weile darin, als erfreue er sich des köstlichen Bades. Endlich holte er tief Atem und ergoß seine Gedanken in folgenden Monolog:

„Und das alles hat Goldkäber gethan! Netter, netter Goldkäber! Armer, kleiner Goldkäber, auf den ich so gräßlich geschimpft habe! Schämst du dich nicht, alter Nigger, he? sage 'mal, schämst du dich nicht?"

Schließlich sah ich mich genötigt, so den Herrn wie den Diener daran zu mahnen, daß es hohe Zeit sei, den Schatz fortzuschaffen; denn es war inzwischen spät geworden und wir mußten uns tummeln, wenn wir denselben vor Tagesanbruch unter Dach und Fach bringen wollten. Nachdem bei der Verwirrung, in welcher wir alle drei uns befanden, die Beratungen viel Zeit gekostet, erleichterten wir die Kiste um zwei Dritteile ihres Inhalts und konnten sie, wenn auch

nicht ohne Mühe, aus der Grube herausheben. Die herausgenommnen Gegenstände versteckten wir zwischen dem Gestrüpp und ließen den Hund, welchem Jupiter streng anbefahl „sich unter keinerlei Vorwand von der Stelle zu rühren und stets das Maul zu halten bis wir wieder kämen,“ als Wächter zurück. Dann machten wir uns eilig mit der Kiste auf den Heimweg und erreichten Legrands Hütte glücklich, obwohl nach vielen Beschwerden, um ein Uhr morgens. Müde wie wir waren, rasteten wir eine Stunde und nahmen einen Imbiß ein, um gleich darauf mit drei tüchtigen Säcken versehen zurückzukehren. Kurz vor vier Uhr langten wir bei der Grube an, teilten den Rest des Schatzes möglichst gleichmäßig unter uns und brachen, ohne die beiden Löcher zugeschüttet zu haben, zum letztenmal nach Legrands Behausung auf, wo wir unsre goldne Last ablegten, als eben im Ost der Morgen zu dämmern begann.

Trotzdem wir gänzlich erschöpft waren, ließ die furchtbare Aufregung uns keine Ruhe finden. Nach einem Halbschlummer von drei- bis vierstündiger Dauer standen wir, als wenn wir es verabredet hätten, gleichzeitig auf, um unsre Schätze einer genauern Prüfung zu unterziehn.

Diese Arbeit nahm den ganzen Tag und den größten Teil der folgenden Nacht in Anspruch; denn die Kiste war gehäuft voll gewesen und alles lag ohne Ordnung bunt durcheinander. Nachdem wir den Inhalt auf das sorgfältigste sortiert, sahen wir uns im Besitz von Reichtümern, deren Vorhandensein wir uns anfänglich nicht hatten träumen lassen. Allein an Goldmünzen zählten wir nach möglichst genauer Schätzung über vierhundert und fünfzigtausend Dollar, während silberne gänzlich fehlten. Sie trugen sämtlich älteres Gepräge und bestanden aus französischem, spanischem und deutschem Gelde und einigen wenigen englischen Guineen — amerikanisches war nicht darunter. Von mehreren der Stücke hatten wir nie zuvor ein Exemplar gesehen, und andre sehr große und schwere waren so abgenutzt, daß wir die Inschriften nicht zu entziffern vermochten. Die Juwelen abzuschätzen war schon schwieriger. An Diamanten

waren im ganzen hundertundzehn Stück vorhanden, darunter einige von außerordentlicher Größe und Schönheit und kein einziger kleiner. Ferner achtzehn Rubine von wundervollem Glanze, dreihundertundzehn prächtige Smaragde, einundzwanzig Saphire und ein Opal — sämtlich aus ihren Fassungen gebrochen und so in die Kiste geworfen. Die Fassungen selbst, welche wir zwischen dem übrigen Golde fanden, waren, wohl um das Wiedererkennen unmöglich zu machen, mit Hämmern zusammengeschlagen. Außerdem fanden wir eine Unmasse schwerer goldner Zierrate: nahezu zweihundert massive Finger- und Ohrringe, kostbare Ketten — dreißig Stück, wenn ich mich recht erinnere — dreiundachtzig große schwere Kruzifixe, fünf goldne Weihrauchfässer von hohem Wert, eine kolossale, reich mit getriebner, ein von Weinlaub umranktes Bacchanal darstellender Arbeit verziert; zwei Degengriffe mit herrlichen Ornamenten, und viele andre kleinere Gegenstände, deren ich mich nicht mehr entsinne. Die gesamten Kostbarkeiten wogen über dreihundertundfünfzig Pfund, ungerechnet hundertundsiebenundneunzig prachtvoller goldner Uhren, von denen drei je einen Wert von mindestens fünfhundert Dollar repräsentierten. Viele davon waren freilich sehr alt und, da das Werk mehr oder weniger verrostet erschien, als Uhren unbrauchbar; aber die reich mit Juwelen besetzten Gehäuse hatten nichts von ihrem Werte verloren. So schätzten wir denn den Gesamtinhalt der Kiste auf anderthalb Millionen Dollar, eine Taxe, welche sich bei der späteren Veräußerung des Schmuckes, von dem wir einzelnes zu eignem Gebrauch behielten, als bedeutend zu niedrig gegriffen erwies.

Als wir endlich mit unsrer Prüfung zu Ende und zu einer etwas ruhigern Stimmung gelangt waren, schickte Legrand, dem meine brennende Ungeduld nicht entging, sich an, mir dieses seltsamste aller Rätsel in umständlicher Weise zu lösen.

„Du erinnerst dich des Abends,“ begann er, „an welchem ich dir die flüchtige Skizze gab, die ich von dem Käfer entworfen hatte. Du erinnerst dich auch, wie ungehalten ich

wurde, als du darauf bestandest, meine Zeichnung sehe einem Totenschädel ähnlich. Anfangs glaubte ich, du machtest dir einen Scherz; dann aber fielen mir die eigentümlichen Flecke auf dem Rücken des Insektes ein, und ich mußte mir selbst sagen, daß deine Bemerkung nicht ganz unbegründet sei. Trotzdem verdroß mich dein Spott über meine zeichnerischen Leistungen, und als du mir das Stückchen Pergament zurückgabst, wollte ich es zusammenknittern und ins Feuer werfen." —

„Das Stück Papier willst du sagen," warf ich ein.

„Nicht doch. Es hatte allerdings große Aehnlichkeit mit Papier, und zuerst hielt ich es selbst für solches. Sobald ich jedoch darauf zu zeichnen begann, bemerkte ich sofort, daß es sehr dünnes Pergament sei. Wie du noch wissen wirst, war es sehr schmutzig. Eben im Brgriff also, es zusammenzuknittern, warf ich noch einen Blick darauf, und du wirst mein Erstaunen begreifen können, als ich anstatt meiner Skizze des Käfers nun thatsächlich einen Totenkopf gewahrte.

„Im ersten Moment war ich zu sehr erschrocken, um einen klaren Gedanken fassen zu können, denn obwohl in den allgemeinen Umrissen eine gewisse Aehnlichkeit zwischen den beiden Zeichnungen obwaltete, so wußte ich dennoch bestimmt, daß die meinige im einzelnen ganz verschieden von dieser da gewesen war. Dann aber ergriff ich die Kerze und nahm, mich an das andere Ende des Zimmers setzend, das Pergament sorgfältig in Augenschein, wendete es um, und fand auf der andern Seite meine Käferskizze, genau wie ich sie entworfen, wieder. Für den Augenblick verblüffte mich die merkwürdige Aehnlichkeit zwischen Kopf und Käfer. Das ist die übliche Wirkung solcher Zufälligkeiten: unser Verstand bemüht sich, einen Zusammenhang aufzufinden — einen Kausalnexus zu entdecken, und wird, da er das nicht vermag, momentan gelähmt. Sobald ich mich jedoch aus diesem Zustande des Stumpfsinnes herausgerissen, dämmerte mir auch schon eine Gewißheit auf, welche mich noch weit mehr in Erstaunen setzte, als jenes Zusammentreffen. Ich

entsann mit jetzt mit positiver Bestimmtheit, daß sich noch keinerlei Zeichnung auf dem Pergament befunden hatte, als ich die meinige entwarf — mit positiver Bestimmtheit, sage ich, denn ich hatte, um eine reine Stelle zu suchen, beide Seiten betrachtet. Hier lag in der That ein Geheimnis vor, welches ich nicht zu enthüllen vermochte. Aber schon damals von einer dunkeln Vorahnung dessen erfüllt, was sich durch unser Abenteuer von gestern Nacht zur Thatsache gestaltet hat, stand ich auf, that das Pergament an einen sichern Ort, und beschloß die Sache weiter zu verfolgen, sobald ich allein sein würde.

„Als du fortgegangen warst und Jupiter bereits fest schlief, begann ich eine mehr methodische Untersuchung des Vorfalles. Zuerst fragte ich mich, auf welche Weise das Pergamentstückchen in meinen Besitz gekommen sei. Der Ort, wo ich den Käfer gefunden, lag am Strande des Festlandes, etwa eine Meile östlich von unsrer Insel und nur ein geringes oberhalb der Flutmarke. Als ich ihn anfaßte, hatte er mich so heftig gebissen, daß ich ihn wieder losließ. Mein stets vorsichtiger Jupiter aber sah sich, ehe er das Insekt, welches auf ihn zugeflogen war, ergriff, nach einem Blatt oder dergleichen um, mit dem er seine Finger schützen könne. Da fielen unsre Blicke gleichzeitig auf den Pergamentfetzen, welchen ich für Papier hielt. Er lag halb im Sande vergraben und guckte nur mit einem Zipfel aus demselben hervor. Unfern von der Stelle bemerkte ich auch Ueberreste vom Rumpf eines großen Schiffsbootes, die schon sehr lange hier gelegen haben mußten, da sie kaum noch zu erkennen waren.

„Jupiter hob also den Pergamentstreifen auf, wickelte den Käfer hinein und übergab ihn mir dann. Bald darauf begaben wir uns auf den Heimweg und begegneten dem Lieutenant G—. Ich zeigte ihm das Insekt, und er bat mich, es mit in das Fort nehmen zu dürfen. Ich willigte ein, und er steckte es ohne das Pergament, welches ich während er ersteres besichtigte, in der Hand behalten hatte, rasch in die Westentasche. Vielleicht fürchtete er, ich könnte andern

Sinnes werden, und hielt es daher für geraten, sich seiner Beute zu vergewissern — du kennst ja seine Begeisterung für naturwissenschaftliche Gegenstände. Zur selben Zeit muß ich den Pergamentschnitzel mechanisch in meine eigne Tasche gesteckt haben.

„Du entsinnst dich, daß ich weder auf dem Tische, noch in der Kommode ein Stück Papier finden konnte, um darauf die Zeichnung des Käfers zu entwerfen. Da fühlte ich in meine Taschen, und das Pergament kam mir in die Finger. Ich gehe hier so genau auf alle Einzelnheiten ein, weil die eigentümlichen Umstände einen außerordentlich tiefen Eindruck auf mich gemacht haben.

„Du wirst mich ohne Zweifel für einen Phantasten halten, allein ich hatte schon damals eine Art von Konnex aufgefunden — hatte bereits zwei Glieder einer größern Kette aneinandergefügt: ein Boot hatte am Strande gelegen und nicht weit davon ein Stück Pergament — kein Papier — mit einem Schädel darauf. Du fragst natürlich: ‚Wo ist der Konnex!‘ und ich antworte: ‚Der Schädel oder Totenkopf ist das altbekannte Sinnbild der Piraten — vor jedem Kampf hissen sie diese Flagge auf.‘

„Ich betonte vorher, daß der Streifen kein Papier, sondern Pergament sei. Pergament ist dauerhaft, ja fast unverwüstlich. Unwichtiges pflegt man ihm nicht anzuvertrauen, weil es sich für gewöhnliches Zeichnen und Schreiben minder gut eignet, als Papier. Diese Erwägung ließ mir den Totenkopf bedeutsam erscheinen. Auch die Form des Stückes entging nicht meiner Beobachtung. Obgleich eine Ecke fehlte, ließ die ursprüngliche oblonge Gestalt sich dennoch erkennen. Kurz, das Blatt konnte wohl zur Aufzeichnung irgendwelcher Thatsache gedient haben, welche man lange und sorgfältig im Gedächtniß behalten wollte."

„Aber," warf ich ein, „du sagst doch selbst, der Schädel habe sich nicht auf dem Pergament befunden, als du den Käfer zeichnetest. Wie willst du also das Boot mit dem Totenkopf in Beziehung bringen, da letzterer erst später — Gott mag wissen, wie — entstanden sein muß?"

„Ah, hierum dreht sich ja eben das ganze Geheimnis, obwohl mir die Enthüllung gerade dieses Punktes am wenigsten Mühe machte. Ich folgerte nämlich so: als ich den Käfer skizzierte, war kein Schädel auf dem Pergament zu sehen. Als ich die Skizze beendet, reichte ich sie dir und behielt dich scharf im Auge, bis du sie mir zurückgabst. Du hast also den Schädel nicht gezeichnet, und außer dir war niemand hier, der es hätte thun können. Von Menschenhänden war es also nicht geschehen — und dennoch war es geschehen.

„Nun dachte ich weiter nach und erinnerte mich mit voller Klarheit jedes einzelnen Umstandes. Draußen war es — o glücklicher Zufall! — kalt, und im Kamin loderte ein Feuer. Ich hatte mich warm gelaufen und nahm am Tisch Platz, während du dicht am Kamin saßest. Gerade in dem Moment, wo ich dir das Pergament übergab und du es betrachten wolltest, kam Wolf, der Neufundländer, herein und sprang an dir empor. Du liebkostest das Tier mit der linken Hand, während deine rechte, welche das Pergament hielt, zwischen deine Kniee herabsank und unbemerkt der Flamme sehr nahe kam. Schon glaubte ich, es müsse verbrennen, und wollte dich darauf aufmerksam machen, aber ehe ich noch sprechen konnte, hattest du es von selbst weggezogen, um es zu besehen. Angesichts all dieser Details stand es für mich über allem Zweifel fest, daß es die Wärme gewesen, welche den Schädel zum Vorschein gebracht. Bekanntlich hat es seit unendlichen Zeiten chemische Präparate gegeben, mittelst deren man auf Papier oder Pergament schreiben und die Schrift so lange unsichtbar erhalten kann, bis diese der Einwirkung der Wärme ausgesetzt wird — Safflor in Königswasser digeriert und dann in dem vierfachen Gewicht von Wasser aufgelöst, gibt eine grüne Tinte, gediegener Kobalt in Salpetergeist eine rote, welche später erblassen und allmählich ganz verschwinden, um erst wieder zum Vorschein zu kommen, wenn man sie einer Flamme nähert.

„Ich besichtigte zunächst den Totenkopf auf das genaueste. Seine äußeren Ränder traten viel schärfer hervor, als die

übrigen Linien; die Wärme mußte also ungenügend oder mindestens ungleichmäßig eingewirkt haben. Ich zündete sofort ein Feuer an und unterwarf alle Teile des Pergaments einer Gluthitze. Anfangs traten nur die mittleren Stellen des Schädelumrisses deutlicher heraus; als ich jedoch das Experiment fortsetzte, wurde an der Ecke des Streifens, welche derjenigen mit dem Totenkopf diagonal gegenüberlag, eine Figur sichtbar, die ich zuerst für eine Ziege hielt, bei genauerer Prüfung aber als eine Zicke erkannte."

„Hahaha!" lachte ich auf. „Ich habe allerdings kein Recht zum Lachen, denn anderthalb Millionen sind eine viel zu ernsthafte Geschichte — aber du scheinst mir durchaus nicht auf dem Wege, das dritte Glied in deiner Kette zu finden. Wie wolltest du deine Piraten mit einer Ziege in Verbindung bringen? Beide haben nichts miteinander zu thun"

„Ich sagte dir ja, daß es keine Ziege gewesen sei —"

„Nun denn, eine Zicke, das bleibt sich so ziemlich gleich."

„So ziemlich, aber doch nicht ganz," entgegnete Legrand. „Du wirst von einem Kapitän Kidd*) gehört haben. Ich erblickte sofort in der Tiergestalt eine Art wortspielender, hieroglyphischer Unterschrift. Ich sage Unterschrift, denn ihre Stellung auf dem Pergament sprach für diese Annahme, während der Totenschädel am entgegengesetzten Ende an einen Stempel oder ein Siegel erinnerte. Zu meiner größten Verlegenheit aber fehlte alles übrige, fehlte der Rumpf des vermuteten Dokumentes — der Text zu meinem Kontext."

„Das heißt, Du erwartetest zwischen Stempel und Unterschrift einen Brief zu finden —"

„Ja wohl, etwas dergleichen. Jedenfalls durchzog mich schon jetzt eine Ahnung von einem großen, mir bevorstehenden Glück. Wie das kam, vermag ich selbst nicht zu sagen — vielleicht war es mehr ein Wunsch, als eine wirkliche Hoffnung. Doch weißt du wohl, daß Jupiters albernes Geschwätz von dem echten Golde gewaltig auf meine Phantasie

*) Kid heißt im Englischen: Zicke.

einwirkte? Und dazu das Zusammentreffen so vieler merkwürdiger Zufälligkeiten — bedenke nur, daß es der einzige Tag war, an welchem wir eines Feuers benötigten, und daß ich ohne dieses und ohne das Dazwischenkommen des Hundes gerade im rechten Moment niemals etwas von dem Totenkopf gewußt, folglich auch nie den Schatz gehoben hätte!"

„Freilich — aber fahre fort; ich vergehe vor Ungeduld."

„Schön. Du kennst natürlich die vielen Geschichten, welche über den Kapitän Kidd im Umlauf sind — die tausend dunkeln Gerüchte von den Schätzen, welche er und seine Spießgesellen irgendwo an der atlantischen Küste verscharrt haben sollen. Solchen Gerüchten pflegt meistens eine wirkliche Thatsache zu Grunde zu liegen, und daß dieselben fortlebten, schien mir Bürgschaft dafür, daß jene Schätze noch immer im Schoß der Erde ruhten; denn alle jene Erzählungen reden nur von Goldsuchern, aber keine einzige von Goldfindern. Ich nahm nun an, daß irgend ein Unfall — etwa der Verlust eines Memorandums, welches die Stelle bezeichnete — dem Kapitän das Wiederfinden unmöglich gemacht habe, daß dies seine Genossen, die andernfalls wohl niemals von dem Vorhandensein vergrabener Schätze Kunde erhalten hätten, in Erfahrung gebracht und daß ihre fruchtlosen Bemühungen, selbst den Schatz zu heben, die erste Veranlassung zu jenen Gerüchten geworden wären. Daß Kidd ungeheure Summen zusammengescharrt, weiß jedermann. Nun, denke ich, wirst du nicht mehr darüber staunen, daß ich zuversichtlich glaubte, jenes auf so sonderbare Weise gefundene Pergament enthalte eine Urkunde, welche angebe, wo der Schatz zu finden sei."

„Was thatest du aber nun?"

„Ich hielt das Pergament gegen noch stärkeres Feuer, ohne jedoch mehr darauf zu Tage zu fördern. Da kam ich auf den Gedanken, daß der Schmutz, welcher es bedeckte, schuld an dem Mißlingen des Versuches sein könne. So spülte ich es denn tüchtig in warmem Wasser ab und wiederholte das Experiment, indem ich es, den Schädel nach unten, in eine blecherne Pfanne legte und diese einem starken Feuer von Holzkohlen aussetzte. Nach wenigen Minuten fand ich

dasselbe zu meiner unsäglichen Freude mehrfach mit in Reihen stehenden Ziffern bedeckt, und nachdem ich es eine weitere Minute erhitzt, sah es so aus — sieh' her!"

Hier reichte mir Legrand das neuerdings erwärmte Pergamentstück zur Besichtigung, und ich erblickte zwischen dem Schädel und der Ziege folgende, mit roter Tinte geschriebene Ziffern und Zeichen:

53‡‡†305))6*;4826)4‡.4‡)
;806*;48+8¶60))85;1‡(;:‡*8+
83(88)5*+;46(;88*96*?;8)*‡(;4
85);5*+2:*‡(;4956*2(5*—4)8¶8
*;4069285);)6+8)4‡‡;1(‡9;48
081;48+85;4)485+528806*81(‡
9;48;(88;4(‡?34;48)4‡;161;:18
8;:‡?;

„Ich sehe noch immer nicht klarer, als zuvor," sagte ich, ihm den Streifen zurückgebend. „Wenn ich mir mit der Auflösung dieses Rätsels alle Schätze Golkondas erwerben könnte — ich würde sie dennoch nimmermehr finden."

„Und doch ist dieselbe bei weitem nicht so schwierig," entgegnete Legrand, „wie sie beim ersten flüchtigen Anblick der Zeichen erscheinen mag. Man errät sofort, daß dieselben eine Chiffreschrift vorstellen, und was mir vom Kapitän Kidd bekannt war, schloß die Möglichkeit aus, daß sein Kryptograph ein allzuschwer lösbares sein könne. Ich war daher sofort überzeugt, daß die Aufgabe, wenn sie auch dem ungeschulten Seemanne absolut unlösbar erschien, dennoch zu den leichtern gehören müsse."

„Und du löstest sie wirklich?"

„Ohne viel Mühe. Ich habe schon tausendmal verwickeltere gelöst. Verhältnisse sowohl, wie eigene Liebhaberei ließen mich stets ein großes Interesse an dergleichen Rätseln empfinden.

„Bei jeder Geheimschrift handelt es sich vor allem darum, in welcher Sprache dieselbe abgefaßt ist; denn die Grund-

regeln der Dechiffrierkunst beruhen immer auf den besondern Eigentümlichkeiten des betreffenden Idioms. Gewöhnlich bleibt einem nichts übrig, als daß man sich, von Wahrscheinlichkeiten geleitet, auf das Experimentieren legt, bis man die richtige Sprache gefunden hat. In dem vorliegenden Falle jedoch enthob mich die Unterschrift dieser Mühe. Das Wortspiel mit Kidd und Kid ist nur im Englischen möglich.

„Du bemerkst nun, daß sich zwischen den einzelnen Wörtern keine Absätze befinden, welche mir, wenn vorhanden, die Arbeit wesentlich erleichtern. Ich mußte also zuerst die am häufigsten vorkommenden Buchstaben herausfinden, und demnächst die selteneren. Dadurch gelangte ich zu folgender Tabelle:

Die Chiffre	8	kommt	33	mal vor,
"	;	"	26	"
"	4	"	19	"
"	‡ und)	"	16	"
"	*	"	13	"
"	5	"	12	"
"	6	"	11	"
"	† und 1	"	8	"
"	0	"	6	"
"	9 und 2	"	5	"
"	: und 3	"	4	"
"	?	"	3	"
"	¶	"	2	"
"	— und .	"	1	"

„In der englischen Sprache ist aber der am häufigsten vorkommende Buchstabe das e. Dann folgen der Reihe nach: a, o, i, d, h, n, r, s, t, u, y, c, f, g, l, m, w, b, k, p, q, x, z. Das e herrscht in so auffallender Weise vor, daß man selten einen Satz findet, in welchem dies nicht sofort in die Augen springt.

„Somit hätten wir also schon die Grundlage zu einem systematischen Vorgehen. In unserm Falle ist die vorherrschende Chiffre die 8, daher wir annehmen, daß dieselbe e

bedeute, und 8 8 — hier fünfmal vorkommend — selbstverständlich: ee.

„Das in der englischen Sprache am häufigsten vorkommende Wort aber ist der Artikel the. Wir haben somit nachzuforschen, ob sich nicht drei bestimmte Zeichen, deren letztes 8 ist, des öfteren wiederholen; ist dies der Fall, so liegt die Vermutung nahe, daß dieselben the bedeuten. Solcher Zusammenstellungen finden wir nicht weniger als sieben, und die betreffenden Chiffren sind ; 4 8. Demnach wäre ; gleich t, 4 gleich h. Damit ist schon viel gewonnen.

„Die Feststellung dieses einzigen Wortes läßt uns andre Wort-Anfänge und Endungen entziffern. Betrachten wir zum Beispiel das vorletzte ; 4 8, so wissen wir jetzt, daß ; ein Wort anfängt, und kennen von den sechs auf „the“ folgenden Zeichen bereits fünf. Entziffern wir diese einmal, indem wir Raum für die unbekannten lassen:

t . eeth.

Hier können wir nun das th unberücksichtigt lassen, weil sich, gleichviel welchen Buchstaben wir an die leere Stelle setzen, kein einziges Wort finden läßt, zu dem das th als Schluß paßte. Somit bleibt uns nur

t ee

und wenn wir sämmtliche Buchstaben des Alphabets hinter dem t einsetzen, so finden wir als einzig mögliche Lösung das Wort tree. Dergestalt haben wir abermals einen Buchstaben, das r, ausgedrückt durch (gefunden, nebst den Worten the tree.

„Ein klein wenig weiter unten stoßen wir wiederum auf die Kombination ; 4 8 und gehen nun von ihr auf das Vorhergehende zurück. Da steht

the tree ; 4 (‡ ? 3 4 the

oder, wenn wir die uns bereits bekannten Buchstaben dafür einsetzen the tree thr ‡ ? 3 h the.

„Jetzt lassen wir für die unentzifferten Stellen leere Räume, kommen so zu

the tree thr . . . h the

und verfallen alsbald auf das Vorwort through. Diese

Entdeckung bereichert uns um drei neue Buchstaben: o, u und g, bezeichnet durch ‡ ? und 3.

„Suchen wir nun anderswo nach andern Zusammenstellungen uns bekannter Zeichen, so finden wir nahe am Anfang 8 3 (8 8
also egree, offenbar der Schluß des Worte sdegree, und damit einen neuen Buchstaben: d, ausgedrückt durch †.

„Vier Zeichen weiter steht die Kombination
; 4 6 (; 8 8
oder in Buchstaben th rtee
wodurch wir leicht auf das Wort thirteen verfallen und abermals zwei Chiffren, nämlich 6 und *, durch i und n erklärt haben.

„Ganz zu Anfang aber finden wir
5 3 ‡ ‡ †
in der Uebersetzung: good,
woraus folgt, daß die 5 nur ein a bezeichnen kann, also A good . . .

„Jetzt haben wir, um nicht verwirrt zu werden, das Resultat unsrer Forschungen tabellarisch zu ordnen, nämlich so:

5	bedeutet	a
†	„	d
8	„	e
3	„	g
4	„	h
6	„	i
*	„	n
‡	„	o
(	„	r
;	„	t

Hiermit hätten wir bereits zehn sehr wichtige Buchstaben. Ich kann jetzt wohl die Details der weitern Auflösung übergehen, da du bereits einen genügenden Einblick in die zu befolgende Methode gewonnen haben mußt, und komme unmittelbar zu dem schließlichen Resultate. Hier ist es:

A good glass in the bishops hostel in the devils seat forty one degrees and thirteen minutes northeast and by north main branch seventh limb east side shoot from the left eye of the deaths head a bee line from the tree through the shot fifty feet out.*)

„Aber,“ warf ich wiederum ein, „mir erscheint das Rätsel noch eben so dunkel als vorher. Wie ist es möglich, aus all dem Kauderwälsch von ‚Teufelsstühlen‘, ‚Totenschädeln‘ und ‚Bischofs-Hotels‘ einen Sinn herauszutüfteln?“

„Ich gebe zu,“ erwiderte Legrand, „daß die Sache auf den ersten Blick noch immer bedenklich aussieht. Mein erstes Bestreben war daher auch, den Satz einzuteilen.“

„Zu interpunktieren, meinst du?“

„Allerdings.“

„Wie aber war das möglich?“

„Ich überlegte mir, daß der Verfasser absichtlich alle Zwischenräume fortgelassen habe, um die Lösung zu erschweren. Hierbei konnte ein Mensch von nicht allzugroßem Scharfsinn leicht in Versuchung geraten, die Sache ein wenig zu übertreiben und des Guten zu viel zu thun, indem er seine Chiffren gerade an denjenigen Stellen, welche naturgemäß einen Absatz erheischt hätten, noch dichter zusammenrückte, als an den übrigen. Nun betrachte einmal das Manuskript, und du wirst fünf solche Stellen finden. Diesen Fingerzeig benutzend, machte ich die Einteilung folgendermaßen:

„‚Ein gutes Glas in des Bischofs Hotel im Teufelsstuhl — einundvierzig Grad und dreizehn Minuten — Nordost in Nord — Hauptast siebenter Zweig Ostseite — fälle vom linken Auge des Totenschädels ein Perpendikel — schnurgerade Linie vom Baum durch dasselbe fünfzig Fuß hinaus.‘

„Trotz dieser Einteilung bin ich so klug wie zuvor,“ sagte ich.

*) „Ein gutes Glas in des Bischofs Hotel im Teufelsstuhl einundvierzig Grad und dreizehn Minuten Nordost in Nord Hauptast siebenter Zweig Ostseite fälle vom linken Auge des Totenschädels (ein Perpendikel) schnurgerade Linie vom Baum durch dasselbe fünfzig Fuß hinaus.“

„Mir ging es mehrere Tage lang nicht besser,“ versetzte mein Freund. „Inzwischen forschte ich in der Nachbarschaft von Sullivans Eiland eifrig nach einem Gebäude, welches den Namen ‚Bischofs Hotel‘ führe, als mir eines Morgens einfiel, daß dieses ‚Bischofs Hotel‘ mit einer alten Familie Bessop in Beziehung stehen könnte, welche vor undenklichen Zeiten etwa vier Meilen nördlich von der Insel ein Erbgut bewohnt hatte. Ich begab mich an Ort und Stelle und fragte die ältern Negersklaven der Pflanzung aus, bis mir schließlich eine der ältesten Greisinnen versicherte, daß sie von einem Bessops Kastell gehört habe und mich dorthin führen könne, daß es aber weder ein Kastell, noch ein Hotel, sondern nichts weiter als ein hoher Felsen sei.

„Ich versprach ihr eine gute Belohnung, und sie geleitete mich nach einigem Bedenken an die Stelle, welche wir mit leichter Mühe fanden. Nachdem ich sie bezahlt und entlassen, betrachtete ich mir den Ort genauer. Das ‚Kastell‘ bestand aus einem Gewirr von Klippen, deren eine durch ihre Höhe, ihre isolierte Stellung und turmartige Gestalt auffiel. Ich erklomm die Spitze derselben und zerbrach mir vergeblich den Kopf, was nun weiter zu thun sei.

„Da fiel mein Blick auf einen schmalen Vorsprung an der Ostseite, etwa drei Fuß unter mir, welcher ungefähr achtzehn Zoll weit hinausragte und nicht über einen Fuß breit war, während eine Nische im Felsen unmittelbar darüber ihm eine entfernte Aehnlichkeit mit einem altmodischen Lehnstuhl verlieh. Ich hegte nicht den geringsten Zweifel, daß dies der ‚Teufelsstuhl‘ meines Pergaments sein müsse, und glaubte damit das ganze Rätsel gelöst zu haben.

„Das ‚gute Glas‘ konnte im Munde eines Seemannes nur ein Fernrohr bedeuten; die Worte ‚einundvierzig Grad und dreizehn Minuten‘ und ‚Nordost in Nord‘ aber nichts anders, als die vertikale und horizontale Richtung, welche man demselben zu geben hatte.

„Hocherfreut über meine Entdeckung eilte ich heim, verschaffte mir ein Fernglas und kehrte zu dem Felsen zurück.

„Hier angekommen, ließ ich mich auf den Vorsprung

hinabgleiten und fand, daß man auf demselben nur in einer einzigen Stellung sitzen konnte. Dieser Umstand bestärkte mich in der Ueberzeugung, daß es sich hier um einen bestimmten und unverrückbaren Aussichtspunkt handle, und ich richtete nun mit Hilfe eines Taschenkompasses mein Fernrohr in der vorgeschriebnen Weise, bis nach allmählichem Erheben des Objektivs meine Aufmerksamkeit durch eine kreisförmige Lücke im Laubwerk eines hohen, die danebenstehenden weit überragenden Baumes in ziemlicher Entfernung von mir gefesselt wurde. Im Mittelpunkt dieser Oeffnung entdeckte ich einen hellen Fleck, konnte jedoch nicht gleich unterscheiden, was es war. Erst nachdem ich meinem Instrument durch sorgfältigeres Stellen der Gläser größere Schärfe gegeben, erkannte ich in dem weißen Fleck einen Totenschädel.

„Nun hielt ich das Rätsel für vollständig gelöst, denn die Worte ‚Hauptast, siebenter Zweig, Ostseite‘ konnten nur zur leichteren Auffindung des Schädels auf dem Baume dienen, wie die übrigen zur Bezeichnung eines fünfzig Fuß vom Stamm entfernten Punktes, unter welchem ich einen Schatz verborgen glaubte.“

„Das alles ist mir vollständig klar,“ sagte ich, „und eben so einfach und sinnreich. Nun, was thatest du weiter, nachdem du Bessops Kastell verlassen?“

„Ich berechnete so genau als möglich die Stelle, wo der Baum stand, begab mich nach Hause, stand aber am nächsten Morgen frühzeitig auf, entwischte meinem alten Jupiter, welcher mein zerstreutes Wesen schon längst bemerkt hatte und mir nicht von der Seite wich, und suchte den Baum auf, den ich denn auch nach mancher Mühsal fand. Alles übrige weißt du ja so gut als ich.“

„Und du verfehltest bei unserem ersten Versuche den richtigen Fleck,“ bemerkte ich, „weil Jupiter in seiner Dummheit den Käfer durch das rechte, statt durch das linke Auge des Schädels fallen ließ.“

„So ist es. Hätte der Schatz unmittelbar unter dem Totenkopf gelegen, dann würde dieser Irrtum nichts zu bedeuten gehabt haben. So aber bildeten Perpendikel und

Stamm nur zwei Punkte zur Bestimmung einer Richtungslinie, und der ursprünglich nur zwei und einen halben Zoll ausmachende Fehler mußte uns zuletzt der Natur der Sache nach gänzlich von der richtigen Spur abbringen. Hätte ich nicht die feste Ueberzeugung von dem Vorhandensein des Schatzes gehabt, dann wäre vielleicht all unsre Arbeit vergeblich gewesen."

„Aber dein Pathos und dein wunderliches Herumfuchteln mit dem Käfer? Ich hielt dich ganz bestimmt für verrückt. Und weshalb ließest du gerade das Insekt von dem Tulpenbaum herabfallen, und nicht einen Stein oder eine Kugel?"

„Offen gestanden: mich verdroß dein unverkennbares Mißtrauen bezüglich meines geistigen Zustandes ein wenig, und so nahm ich mir vor, dich durch eine kleine Mystifikation gelinde zu strafen. Deshalb schwenkte ich den Käfer hin und her und deshalb ließ ich denselben auch als Loth benutzen. Deine Bemerkung, daß derselbe auffallend schwer sei, brachte mich auf letztern Gedanken."

„Aha, ich begreife; und nun bliebe mir nur noch eins unerklärt: wie kamen jene Skelette in die Grube?"

„Diese Frage vermag ich ebensowenig zu beantworten, wie du. Ich finde nur eine einzige annehmbare Erklärung — wiewohl auch diese fast zu grauenhaft erscheint, um daran glauben zu können. Es ist klar, daß Kidd — denn ich zweifle nicht im geringsten daran, daß er den Schatz dort geborgen hat — es ist klar, sage ich, daß Kidd die Arbeit nicht ohne Gehilfen vollbrachte. Nachdem aber das Werk gethan, mag er es wohl für ratsam gehalten haben, sich der Mitwisser seines Geheimnisses zu entledigen. Vielleicht genügten hierzu, während seine Helfer noch in der Grube beschäftigt waren, ein paar Schläge mit der Hacke, vielleicht bedurfte es deren auch ein Dutzend oder mehr — wer kann das wissen?"

Eine Ballonfahrt
über den Atlantischen Ozean.

[Das hier folgende jeu d'esprit wurde zuerst in der „New-York Sun," einem politischen Tageblatte, als Bericht über eine wirkliche Thatsache abgedruckt und erregte als solcher ungeheures Aufsehen.]

Staunenswerthe Nachrichten per Expreß, via Norfolk!

Das Atlantische Meer in drei Tagen überflogen!

Großer Triumph der Flugmaschine des Herrn Monck Mason!!

Ankunft der Herren Mason, Robert Holland, Henson und Harrison Ainsworth nebst vier andern Personen auf Sullivans Eiland bei Charleston in Süd-Karolina in dem steuerbaren Ballon „Victoria" nach einer Fahrt von fünfundsiebzig Stunden von Kontinent zu Kontinent!!!

Endlich ist das große Problem gelöst! Die Luft ist, gleich der Erde und dem Ozean, der Wissenschaft dienstbar gemacht und wird bald eine alltägliche und bequeme Heerstraße für die Menschheit werden. Ein Ballon hat thatsächlich das Atlantische Meer gekreuzt — und zwar

ohne Schwierigkeit, ohne jeden Anschein erheblicher Gefahr, ohne irgendwelche Stockungen in der Maschinerie und in der unglaublich kurzen Zeit von fünfundsiebzig Stunden!

Durch die Energie unsers Agenten in Charleston sind wir in den Stand gesetzt, unsern Lesern den ersten detaillierten Bericht über diese außerordentliche Reise vorzulegen, welche zwischen Sonnabend den 6. dieses Monats vormittags elf Uhr und Dienstag den 9. nachmittags zwei Uhr ausgeführt wurde und deren Teilnehmer die Herren: Everard Bringhurst, Osborne (Neffe des Lord Bentinck), Monck Mason und Robert Holland (die wohlbekannten Aëronauten), Harrison Ainsworth (Verfasser von Jack Shephard ꝛc.), Henson (Erfinder einer Flugmaschine, die sich jedoch als untauglich erwies) und zwei Seeleute aus Woolwich — im ganzen acht Personen waren. Die hier gegebenen Einzelheiten können wir als authentisch und völlig korrekt verbürgen, da sie fast ausnahmlos wörtlich aus dem von den Herren Monck Mason und Harrison Ainsworth geführten Tagebuche kopiert worden sind. Unser Agent dankt diesen Herren außerdem vielfache mündliche Belehrung über den Ballon selbst und dessen Konstruktion. Die einzige Veränderung, welche wir uns erlaubten, bestand darin, daß wir dem in großer Eile entworfnen Manuskript unsers Agenten, Herrn Forsyth, eine zusammenhängendere und somit verständlichere Form gaben.

Der Ballon.

Die mißlungnen Versuche der Herren Henson und George Cayley hatten das Interesse an aëronautischen Unternehmungen bedeutend abgeschwächt. Das System des Herrn Henson, welches den Schein der Ausführbarkeit hatte, beruhte auf dem Prinzip der schiefen Ebene. Er setzte seinen Apparat durch eine von außen wirkende Kraft in Bewegung, indem er denselben von einer Erhöhung abstoßen und dann mittelst einer Art von Windmühlenflügeln weitertreiben ließ. Allein bei allen mit dem Modell in der Adelaidegalerie angestellten Experimenten zeigte es sich, daß diese Flügel, anstatt die

Maschine fortzubewegen, deren Flug nur aufhielten. Dieselbe senkte sich nämlich, sobald der ihr durch den ersten Anstoß erteilte Bewegungsmoment aufgebraucht war, und zwar um so schneller, wenn die Flügel rotierten. Das brachte Herrn George Cayley auf den Gedanken, dieselbe treibende Kraft an einem sich selbst tragenden Apparate, also einem Ballon, in Anwendung zu bringen. Er stellte ein Modell im polytechnischen Institut aus. Die Windmühlenflügel erwiesen sich aber auch in diesem Falle als wirkungslos.

Da faßte der, schon durch seine Fahrt von Dover nach Weilburg im Ballon „Nassau“ berühmt gewordene Herr Monck Mason den Plan, es einmal mit der archimedischen Schraube zu versuchen, indem er das Fehlschlagen jener Experimente ganz richtig auf die Unterbrechung der Oberfläche bei den einzelnstehenden Flügeln zurückführte. Er stellte seinen ersten öffentlichen Versuch in der Willis'schen Halle an, brachte jedoch später sein Modell gleichfalls nach der Adelaidegalerie.

Sein Ballon war, wie derjenige des Herrn George Cayley, ein Ellipsoid von dreizehn und einem halben Fuß Tiefe und sechs zweidrittel Fuß Höhe. Er faßte gegen dreihundertundzwanzig Kubikfuß Gas und konnte somit, wenn mit reinem Wasserstoff gefüllt, einundzwanzig Pfund tragen. Der ganze Apparat wog siebzehn Pfund. Unter dem Zentrum hing ein etwa neun Fuß langer Rahmen von leichtem Holze, welcher in der üblichen Weise mittelst eines Netzwerks am Ballon befestigt war, und an diesem Rahmen ein geflochtner Korb.

Die Axe der Schraube ist eine achtzehn Zoll lange hohle Metallröhre, aus welcher eine Reihe von spiralisch gestellten, einen Fuß langen Stahldrähten radienartig hervortritt. Die Spitzen dieser Radien sind durch geglühten Draht miteinander verbunden. Das Ganze bildet so das Gerüst der Schraube und ist mit Wachstaffet überzogen, der aus dreieckigen Stücken besteht und zum Zweck der Herstellung einer möglichst gleichmäßigen Oberfläche sehr straff ausgespannt ist. Die Axe dieser Schraube wird an beiden Endpunkten

durch aus dem Rahmenwerk herabhängende ebenfalls hohle metallne Stangen getragen, an deren untern Enden sich Löcher befinden, in welchen die Zapfen rotieren können. Nach dem Korbe zu setzt sich die Axe in einer stählernen Welle fort, welche mit dem Triebel einer im Innern des Korbs befestigten Federkraftmaschine in Verbindung steht. Ist letztere in Thätigkeit, so rotiert die Schraube außerordentlich schnell und bewegt den ganzen Apparat fort, welchem man sodann mittelst des Steuers jede beliebige Richtung zu geben vermag. Letzteres besteht aus einem Gestell von leichtem Rohr, ist mit Seide überspannt, hat ungefähr die Form einer Ballkelle, eine Länge von drei und an seiner breitesten Stelle eine Breite von einem Fuß und wiegt nicht mehr als zwei Unzen. Dasselbe kann flach auf die Seite gelegt und ebensowohl nach oben oder unten, wie nach rechts oder links bewegt werden, so daß der Aëronaut imstande ist, den Luftwiderstand in jeder gewünschten Richtung darauf wirken zu lassen.

Dieses Modell, welches wir hier nur in ganz allgemeinen Umrissen beschreiben konnten, wurde in der Adelaidegalerie in Bewegung gesetzt und erreichte eine Geschwindigkeit von fünf*) Meilen in der Stunde. Dennoch erregte es nur geringes Aufsehen. Die Menschen sind einmal von dem Vorurteil befangen, daß das große Problem der Luftschiffahrt sich einzig und allein durch komplizierte Maschinerien lösen lasse, bei denen bisher noch unbekannte dynamische Prinzipien zur Anwendung kommen, und blicken daher geringschätzig auf alles, was das Gepräge der Einfachheit trägt.

Dessenungeachtet war Herr Mason des schließlichen Erfolges seiner Erfindung so gewiß, daß er sofort einen Ballon zu konstruieren beschloß, der hinreichend Tragkraft zu einer größern Probefahrt über den Kanal besitze. In den Herren Everard Bringhurst und Osborne — wohlbekannt durch ihr hervorragendes Wissen und ihr reges Interesse an den Fortschritten der Luftschiffahrtskunde — fand er zwei mäch-

*) englischen.

tige Gönner. Auf Wunsch des Herrn Osborne wurde das Projekt geheim gehalten und außer den beim Bau der Flugmaschine beschäftigten Personen niemand ins Vertrauen gezogen. Diese ward unter der Leitung der Herren Mason, Holland, Bringhurst und Osborne auf dem bei Penstruthal in Wales gelegenen Landsitz des letzteren vollendet. Erst am letzten Sonnabend gestattete man auch den Herren Henson und Ainsworth die Besichtigung, und beide waren sofort bereit, sich an dem Abenteuer zu beteiligen. Wir wissen nicht, aus welchem Grunde man die beiden Seeleute mitnahm, werden aber schon morgen oder übermorgen instandgesetzt sein, unsern Bericht bis auf die kleinsten Details zu ergänzen.

Der Ballon besteht aus Seide und ist dicht mit flüssigem Kautschuk überzogen worden. Sein Rauminhalt beträgt über 40,000 Kubikfuß. Da man jedoch zu seiner Füllung Leuchtgas benutzte, so erreicht er im günstigsten Falle nur eine Tragkraft von ca. 2500 Pfunden. Das Leuchtgas ist nicht nur billiger, sondern auch leichter zu beschaffen und in der Praxis geeigneter, als das wegen seiner Feinheit und Affinität zur atmosphärischen Luft sehr rasch entweichende Wasserstoffgas.

Da die Tragkraft auf 2500 Pfund geschätzt war, das Gesammtgewicht der Mitreisenden aber nur gegen 1200 Pfund ausmachte, so blieb noch ein Ueberschuß von 1300, wovon 1200 durch Ballast, Tauwerk, Barometer, Teleskope, Fässer mit Mundvorrath für vierzehn Tage, Wasserbehälter, Mäntel, Reisetaschen und verschiedne andre unentbehrliche Gegenstände in Anspruch genommen wurden. Zu letztern gehörte auch ein Maschinchen zur Kaffeebereitung mittelst ungelöschten Kalkes, falls es bedenklich scheinen sollte, ein Feuer anzuzünden. Fast alle diese Dinge waren, mit Ausnahme des Ballastes, an dem Reifen oberhalb des Korbs angebracht, während der Korb selbst ein verhältnißmäßig viel geringeres Gewicht repräsentierte, als derjenige am Modell. Er besteht aus leichtem Weidengeflecht, hat einen vier Fuß hohen Rand und im Verhältnis zu seinem zerbrechlichen

Aussehen eine außerordentliche Haltbarkeit. Außerdem führt der Ballon noch einen kleinen Anker und ein Leittau mit sich. Für diejenigen unsrer Leser, welchen eine genauere Kenntnis der Gesetze der Aërostatik abgeht, werden hier einige erläuternde Worte am Platze sein.

Sobald ein Ballon die Erde verläßt, wirken allerlei Umstände auf sein Gewicht ein und verringern oder vergrößern somit seine Steigkraft. So kann sich zum Beispiel Tau auf der Seide niederschlagen, der sein Gewicht um hundert Pfund und darüber zu vermehren imstande ist. Dann muß man, um das Sinken des Ballons zu verhindern, Ballast auswerfen. Verdunstet später der Tau in den Sonnenstrahlen, so steigt der Aërostat wieder mit rapider Geschwindigkeit, und hiergegen gab es bis zur Erfindung des Leittaues durch den Luftschiffer Charles Green (welchem wir auch die erste Verwendung des Leuchtgases zu aëronautischen Zwecken danken), nur ein einziges Mittel: man mußte das Ventil öffnen und Gas ausströmen lassen. Da aber das Luftschiff durch jede derartige Manipulation an Steigkraft verlor, so erschöpften sich in verhältnismäßig kurzer Zeit seine Hilfsmittel und es sank zur Erde nieder. An längere Reisen war somit gar nicht zu denken.

Diesem Uelstande hilft nun das Leittau in der denkbar einfachsten Weise ab. Dasselbe ist nichts weiter als ein sehr langes Seil, welches von dem Korbe nachgeschleift wird und die Wirkung hat, daß der Ballon, von geringen Steigungen oder Senkungen abgesehn, stets in derselben Höhe verbleibt. Beginnt beispielsweise die Maschine zu sinken, so bedarf es jetzt nicht mehr des Auswerfens von Ballast, um sein Gewicht zu verringern, denn das Leittau übt selbstthätig eine Gegenwirkung aus, indem es genau so viel mehr von seinem untern Ende auf dem Erdboden niederlegt und von diesem tragen läßt, als notwendig ist, um die Wirkung des größern Gewichts aufzuheben. Steigt anderseits der Ballon, so erzeugt er augenblicklich ein Gegengewicht durch das sich vom Erdboden erhebende Stück. Auf diese Weise kann der Ballon nur um ein geringes sinken oder steigen, und seine

Hilfsmittel — Ballast und Gas — bleiben verhältnismäßig intakt. Passiert man eine größere Wasserfläche, so wird es notwendig, am Ende des Taues mit Oel gefüllte Fäßchen aus Holz oder dünnem Kupfer anzubringen, welche dann auf dem Wasser schwimmend dieselben Dienste thun, die auf dem Lande das bloße Seil verrichtete.

Ein zweiter hochwichtiger Dienst, welchen das Leittau leistet, besteht darin, daß es die Richtung anzeigt, in welcher der Ballon fliegt. Denn das Seil schleift, man mag nun Land oder Wasser unter sich haben, mit seinem Ende auf dessen Oberfläche, während der freie Ballon, wenn in Bewegung, diesem Ende stets voraus sein muß. Ein mit Zuhilfenahme des Kompasses angestellter Vergleich der Stellung, welche die beiden Endpunkte — Korb und Tauende — gegeneinander einnehmen, bezeichnet somit den Kurs des Ballons. Ebenso zeigt aber auch der Winkel, welchen das Leittau mit der Vertikalaxe der Flugmaschine bildet, die Geschwindigkeit an, mit welcher letztere sich bewegt. Ist gar kein Winkel vorhanden, oder mit andern Worten: hängt das Tau senkrecht herab, so steht der Apparat still. Je größer aber der Winkel, das heißt, je weiter das Tauende dem Ballon nachschleift, desto größer die Geschwindigkeit, und umgekehrt.

Da man ursprünglich beabsichtigt hatte, den Kanal zu kreuzen und möglichst nahe bei Paris Anker zu werfen, so hatten die Reisenden sich für alle Fälle mit Pässen versorgt. Die unerwartete Wendung jedoch, welche das Abenteuer nahm, sollte diese Vorsicht überflüssig machen.

Sonnabend den 6. d. M. bei Tagesanbruch begann man im Hofe des Osborne'schen Landsitzes mit der Füllung. Dieses Gut liegt etwa eine Meile von Penstruthal, Wales, und führt den Namen Weal-Vor-Haus. Sieben Minuten nach elf Uhr war alles zur Abfahrt fertig; der Ballon ward von seinen Banden befreit und stieg langsam aber gleichmäßig in südlicher Richtung auf, ohne daß man anfänglich nötig hatte, von der Schraube oder dem Steuer Gebrauch zu machen.

Wir lassen nun Herrn Forsyths Abschrift des von den Herren Monck Mason und Ainsworth geführten Tagebuches folgen und bemerken nur noch, daß der zuletztgenannte Herr binnen kurzem einen ausführlichen und zweifellos hochinteressanten Reisebericht zu veröffentlichen gedenkt.

Das Tagebuch.

Sonnabend den 6. April. — Da sämtliche Vorbereitungen, die uns hätten aufhalten können, über Nacht getroffen worden waren, so schritten wir heute früh mit Tagesgrauen zur Füllung, welche jedoch bis elf Uhr dauerte, weil der dichte Nebel die Seide beschwerte und diese somit schlecht zu handhaben war. Dann lösten wir wohlgemut die Seile und stiegen langsam aber stätig empor, während eine leichte Brise aus Norden uns nach dem Kanal zu trug. Obgleich die Steigkraft sich stärker erwies, als wir erwartet, so mochte ich doch nicht jetzt schon Gas entweichen lassen und warf das Leittau aus. Doch selbst als dieses mit seinem Ende frei über der Erde schwebte, stiegen wir noch immer rasch in die Höhe. Der Ballon hielt sich außerordentlich ruhig und bot einen prächtigen Anblick. Etwa zehn Minuten nach der Abfahrt zeigte das Barometer eine Höhe von 15,000 Fuß an. Das Wetter war herrlich und der Blick auf die romantische Landschaft unter uns zum Entzücken. Die zahlreichen tiefen Schluchten boten infolge der auf ihnen ruhenden Nebeldämpfe den Anblick von Seen, und die zackigen Klippen in Südost erschienen uns in ihrem wirren Durcheinander wie jene Riesenstädte der orientalischen Märchen. Nach wenigen Minuten glitten wir über die im Süden gelegene Bergkette hinweg, und Herr Ainsworth sowohl wie die Seeleute waren erstaunt über deren anscheinend geringe Höhe. Beständig in südlicher Richtung weiterfahrend, bekamen wir um halb zwölf den Bristolkanal zu Gesicht — eine Viertelstunde später lag die Küste mit ihren brandenden Wogen senkrecht unter uns und wir befanden uns über dem Meere. Nun beschlossen wir, soviel

Gas ausströmen zu lassen, daß das Leittau mit den inzwischen daran befestigten Bojen das Wasser berühren mußte. Nach etwa zwanzig Minuten tauchte die eine Boje ein, und von dem Moment an, wo die zweite ihr folgte, behielten wir eine gleichmäßige Höhe bei. Jetzt wünschten wir alle die Wirkung von Schraube und Steuer zu prüfen und setzten beide in Thätigkeit, um unsern Kurs mehr nach Osten, in der Richtung von Paris, zu richten. Durch Anwendung des Steuers erreichten wir augenblicklich unsern Zweck, indem wir uns nun fast im rechten Winkel zur Richtung des Windes fortbewegten. Hierauf ließen wir die Schraube arbeiten und bemerkten, daß wir rascher von der Stelle kamen. Vor Freude hierüber ließen wir neun Hurrahs erschallen und warfen dann eine Flasche, welche auf einem Pergamentstreifen eine kurze Erklärung des Prinzips der Erfindung enthielt, in das Meer. Aber kaum waren unsre Freudenrufe verstummt, als ein unvorhergesehener Unfall uns beinahe allen Mut raubte. Durch ein plötzliches Schwanken des Korbes ward nämlich die Stahlstange, welche die Schraube mit dem Triebwerk verbindet, aus dem Zapfenlager geschleudert, und während unsre ganze Aufmerksamkeit darauf gerichtet war, dieselbe wieder in die rechte Lage zu bringen, wurden wir von einer starken Windströmung aus Osten erfaßt, welche uns mit stätig zunehmender Gewalt auf den Atlantischen Ozean zutrieb, so daß wir Kap Clear direkt im Norden hatten, ehe noch die Reparatur beendet war und wir Muße zu weitrem Beratschlagen fanden. Da machte Herr Ainsworth den überraschenden Vorschlag, wir sollten den starken Wind benützen und, statt nach Paris zurückzusteuern, einen Versuch machen, die nordamerikanische Küste zu erreichen. Herr Holland stimmte ihm sofort bei, und nach kurzem Besinnen willigte auch ich in den kühnen Plan, der — seltsam genug — nur in den beiden Seeleuten Gegner fand. Die Majorität verwarf indessen ihre Besorgnisse, und so behielten wir denn unsern Kurs bei. Wir steuerten nun direkt westlich; da aber die nachschleifenden Bojen unserm Fortkommen hinderlich zu sein schienen und

wir den Ballon ohne dieselben genügend in unsrer Gewalt hatten, so warfen wir zuerst fünfzig Pfund Ballast aus und wanden dann das Tau auf, bis es die See nicht mehr berührte. Die Wirkung war sofort ersichtlich, und als nun die Kühlte immer steifer blies, sausten wir mit einer so ungeheuren Schnelligkeit durch die Lüfte, daß das Leittau gleich einem riesigen Schiffswimpel hinter dem Korbe herflatterte. Es versteht sich von selbst, daß binnen kurzer Zeit die Küste außer Sicht kam. Wir fuhren über eine Anzahl von Schiffen jeder Art hin, welche mit wenigen Ausnahmen Anker geworfen hatten. Auf allen diesen Fahrzeugen rief unser Erscheinen die größte Aufregung hervor; viele feuerten Freudenschüsse ab, und alle begrüßten uns mit Tücherschwenken und lauten Hurrahrufen, welche wir mit staunenswerter Deutlichkeit hörten. So fuhren wir den ganzen Tag weiter, ohne daß etwas Wichtiges sich ereignet hätte, und als die Nacht hereinbrach, schritten wir zu einer ungefähren Abschätzung der zurückgelegten Distanz. Dieselbe kann keinesfalls weniger als fünfhundert Meilen betragen haben, ja sie war mutmaßlich bedeutend größer. Die Schraube wurde in beständiger Bewegung erhalten und trug ohne Zweifel ganz wesentlich zu unserm schnellern Fortkommen bei. Bei Sonnenuntergang schlug die Kühlte in einen förmlichen Sturmwind um und der Ozean war infolge seines Phosphoreszierens deutlich sichtbar. Der Wind wehte die ganze Nacht hindurch aus Ost. Wir litten sehr durch die Kälte und Feuchtigkeit der Luft; da aber der geräumige Korb das Niederlegen gestattete und wir Mäntel und wollne Decken mit uns führten, so kamen wir auch über diesen Uebelstand hinweg.

(Postskript des Herrn Ainsworth). Die letzten neun Stunden sind unzweifelhaft die aufregendsten meines ganzen Lebens gewesen. Ich kann mir nichts Erhebenderes denken, als die so gänzlich eigenartigen Gefahren eines solchen Abenteuers. Möge Gott uns Erfolg schenken! — nicht um der Sicherheit meiner eignen unbedeutenden Person, sondern um der Wissenschaft, um ihrer erhabnen Größe, ihres Triumphes willen. Und doch, das Vollbringen eines solchen

Unternehmens liegt so augenscheinlich im Bereiche der Möglichkeit, daß man sich nur wundern kann, weshalb die Menschen früher davor zurückgeschreckt sind. Ein einziger Wind, wie der heutige, braucht nur — und das kommt ja oft vor — vier bis fünf Tage anzuhalten, und der gewaltige Atlantische Ozean schrumpft zu einem See zusammen, welchen der Luftschiffer von Küste zu Küste überfliegt. Am meisten überrascht mich das majestätische Schweigen des Meeres unter uns, welches trotz seiner wilden Bewegtheit keinen Laut zum Himmel emporsendet. In einer Nacht wie diese durchlebt man ein ganzes Jahrhundert — ja, um ein ganzes Jahrhundert alltäglicher Existenz würde ich diese entzückende Wonne nicht hingeben!

Sonnabend den 7. (Manuskript des Herrn Mason). Heute vormittag um zehn Uhr hörte der heftige Sturm auf und weht seither eine frische Briese, bei welcher ein Schiff etwa acht bis neun Knoten machen würde, während wir in der Stunde an dreißig Meilen oder mehr zurücklegen. Uebrigens hat der Wind sich stark nach Norden gedreht, und wir haben jetzt, bei Sonnenuntergang, genau westlichen Kurs — dank der Schraube und dem Steuer, die bewunderungswürdig arbeiten. Ich halte schon jetzt das Unternehmen für gelungen und die Beschiffung der Luft in beliebiger Richtung — ausgenommen direkt dem Sturm entgegen — für ein gelöstes Problem. Hätten wir aber auch einem Winde, wie der gestrige war, nicht entgegenfahren können, so lag es doch in unsrer Macht, höher zu steigen und uns dadurch seiner Einwirkung zu entziehen. Anderseits bin ich aber auch überzeugt, daß eine ziemlich starke Brise uns nicht aufzuhalten vermöchte. Zu Mittag erreichten wir durch Auswerfen von Ballast eine Höhe von nahezu 25,000 Fuß. Dies geschah, um eine günstigere Windströmung aufzusuchen, als diejenige ist, in welcher wir jetzt steuern, blieb jedoch ohne Erfolg. Wir haben Gas genug, um über diesen kleinen Teich hinwegzukommen, sollte auch die Reise drei Wochen dauern. Man hat bisher die Schwierigkeit eines derartigen Unternehmens bedeutend überschätzt. Sonst

ist nichts Wichtiges zu melden. Die Nacht verspricht schön zu werden.

(P. S. des Herrn Ainsworth.) Ich habe außer der für mich überraschenden Thatsache, daß ich in einer Höhe, welche derjenigen des Cotopaxi gleichkommt, weder außerordentliche Kälte, noch Kopfweh, noch Atmungsbeschwerden verspürte, wenig hinzuzufügen. Nur Herr Osborne klagte kurze Zeit über Brustbeklemmungen. Nach der Geschwindigkeit zu schließen, mit welcher wir heute wiederum vorwärts kamen, müssen wir bereits über die Hälfte des Atlantischen Ozeans hinter uns haben. Wir passierten wohl über dreißig Schiffe verschiedner Art, und alle schienen freudig erstaunt. Es ist gar nicht so schwer, in einem Ballon über See zu fahren. Omne ignotum pro magnifico.

NB. In einer Höhe von 25,000 Fuß erscheint der Himmel fast schwarz und die Sterne sind deutlich sichtbar. Die See bildet anscheinend eine entschieden konkave, und nicht, wie man vermuten sollte, eine konvexe Fläche.*)

Montag den 8. (Manuskript des Herrn Mason). Diesen Morgen machte uns die Schraubenwelle wieder viel zu schaffen. Dieselbe muß später eine gänzlich andre Form erhalten, während die Schraube selbst nichts zu wünschen übrig läßt. Der Wind war heftig und wehte heute beständig

---

*) Herr Ainsworth unterläßt es, den Grund dieser letzteren Erscheinung anzugeben, obwohl dieselbe sehr leicht erklärlich ist. Eine vom Ballon zur Erde (beziehentlich See) gefüllte Senkrechte bildet die eine Seite eines rechtwinkligen Dreiecks, dessen Basis die Linie vom rechten Winkel nach dem Horizont, dessen Hypothenuse die andre vom Horizont zum Ballon ist. Jene 25,000 Fuß schwinden aber im Vergleich zu dem Umfange des Prospekts beinahe zu nichts zusammen, so daß man Basis und Hypothenuse als nahezu parallel laufend betrachten kann. Daher kommt es dem Aëronauten vor, als läge der Horizont annähernd in derselben Höhe, wie seine Gondel; anderseits sieht er aber, wenn er senkrecht hinabblickt, die Erde (oder das Meer) tief unter sich, mithin auch scheinbar tief unterhalb des Horizontes liegen, und das Ganze muß notwendigerweise den Eindruck einer konkaven Fläche hervorbringen.

(D. Redaktion.)

aus Nordost, und das Glück scheint uns bisher hold. Kurz vor Tagesanbruch wurden wir alle durch eigentümliche Geräusche und Erschütterungen am Ballon erschreckt, die mit einem schnellen Sinken desselben verbunden waren. Sie entstanden durch die Ausdehnung des Gases bei der steigenden Wärme der Luft und durch das hieraus resultierende Zerplatzen der Eiskörperchen, mit welchen das Netzwerk während der Nacht völlig inkrustiert gewesen war. Warfen den Schiffen mehrere Flaschen zu. Eine derselben wurde von einem großen, anscheinend der New-Yorker Paketlinie angehörenden Schiffe aufgefischt. Der Name desselben war nicht deutlich zu entziffern. Herr Osborne, der das beste Fernrohr besitzt, meinte, er sei „Atalanta“ gewesen, oder doch so ähnlich. Es ist jetzt Mitternacht und wir fahren noch immer mit rapider Schnelligkeit. Die See phosphoresziert sehr stark.

(P. S. des Herrn Ainsworth.) Zwei Uhr nachts und beinahe Windstille, soweit ich dies beurteilen kann. Es ist schwierig, hierüber Bestimmtes anzugeben, da wir völlig mit dem Luftstrom treiben. Ich habe nicht geschlafen, seit wir Weal-Vor verlassen; nun kann ich es jedoch nicht aushalten und muß ein wenig ruhen. Wir können unmöglich mehr weit von der amerikanischen Küste sein.

Dienstag den 9. (Manuskript des Herrn Ainsworth.) Nachmittags ein Uhr: Die niedrige Küste von Süd-Karolina ist deutlich in Sicht. Das große Werk ist vollbracht — wir haben den Atlantischen Ozean mittelst Luftschiffes überfahren und zwar ohne große Mühe! Gelobt sei Gott! Das Wort „Unmöglichkeit“ ist aus dem Wörterbuch der Wissenschaft gestrichen.

Damit schließt das Tagebuch; doch erfuhr Herr Forsyth durch Herrn Ainsworth noch manche Einzelheiten bezüglich des Landens. Es war fast Windstille eingetreten, als die Küste, welche die beiden Seeleute und Herr Osborne sofort erkannten, voll in Sicht kam. Da letztrer Herr Bekannte

in Fort Moultrie hatte, so beschloß man, in dessen Nähe niederzusteigen. Sobald der Ballon den Strand gewonnen hatte, dessen nach dem Zurücktreten der Flut trockner und weicher Sand sich vorzüglich zum Landen eignete, warf man den Anker aus, der auch alsbald faßte. Die Bewohner der Insel strömten herbei, um den Ballon anzustarren, konnten aber nur mit Mühe von der Thatsache überzeugt werden, daß dieser von jenseits des Ozeans komme. Das Auswerfen des Ankers erfolgte punkt 2 Uhr — die ganze Fahrt hatte also nur fünfundsiebzig Stunden gedauert und war ohne einen einzigen Unfall abgelaufen. Der Ballon ward nun ohne Schwierigkeit entleert und in Sicherheit gebracht, und als unser Manuskript von Charleston abging, befand sich die Reisegesellschaft, über deren weitere Pläne wir nichts ermitteln konnten, noch immer zu Fort Moultrie.

— Es ist dies ohne Frage das grandioseste, interessanteste und wichtigste Unternehmen, an welches Menschen sich je gewagt haben — ein Unternehmen, dessen ungeheure Tragweite sich bis jetzt noch gar nicht absehen läßt.

Thatsächliches

über die

Magnetisierung des Herrn Waldemar.

Es kann mich selbstverständlich nicht wunder nehmen, daß der außerordentliche Fall des Herrn Waldemar zu den lebhaftesten Erörterungen geführt hat. Wie die Sachen einmal stehen, würde es mir im Gegenteil wunderbar erschienen sein, wenn dies nicht gewesen wäre.

Da nun alle Beteiligten den Wunsch hegten, die Affaire einstweilen geheim zu halten, und bemüht waren, vor allen Dingen weitere Forschungen anzustellen, so haben mehrfache, teils lückenhafte, teils übertriebne Berichte ihren Weg in die Oeffentlichkeit gefunden, durch welche die Sache in unangenehmer Weise entstellt und demzufolge von vielen Seiten angezweifelt wurde.

So sehe ich mich denn gezwungen, hier die wirklichen Thatsachen — so weit ich selbst dieselben zu fassen vermag — in gedrängter Kürze wiederzugeben:

Nachdem meine Aufmerksamkeit schon seit drei Jahren wiederholt auf den thierischen Magnetismus gelenkt worden, kam mir vor etwa neun Monaten urplötzlich der Gedanke, daß bei all den bisher angestellten Experimenten etwas Hochwichtiges in ganz unerklärlicher Weise versäumt worden war:

man hatte noch niemand in articulo mortis magnetisiert! Es galt, dabei zu erforschen: erstens, ob der Patient in diesem Zustand noch für magnetische Einflüsse empfänglich sei; zweitens, ob diese eventuell schwächer oder stärker wirken, und drittens, ob und auf wie lange sie den Zerstörungen des Todes Einhalt thun würden.

Diese drei Punkte erregten vor allen andern meine Wißbegier, und unter ihnen am meisten der letzte, weil gerade dieser von unberechenbaren Folgen sein konnte.

Als ich nach einem geeigneten Objekt für meine Untersuchungen Umschau hielt, verfiel ich auf meinen Freund Ernst Waldemar, den wohlbekannten Herausgeber der „Bibliotheka Forensica“ und Verfasser der polnischen Uebersetzungen von „Wallenstein“ und „Gargantua“. Herr Waldemar, welcher seit 1839 meistens zu Harlem im Staate New=York wohnte, fiel sowohl durch seine außerordentliche Magerkeit, als auch durch den weißen Bart auf, der einen so grellen Kontrast zu seinem schwarzen Haar bildete, daß letzteres meistens für eine Perrücke gehalten wurde. Von Temperament war er im höchsten Grade nervös, eine Eigenschaft, welche ihn zu magnetischen Experimenten ganz besonders geeignet erscheinen ließ. Ich hatte ihn schon mehrmals mit leichter Mühe eingeschläfert, in andern Beziehungen jedoch meine auf seine besondre Körperkonstitution gegründeten Erwartungen getäuscht gesehen, indem es mir nie gelingen wollte, seinen Willen dem meinigen unterthan zu machen. Ebensowenig erzielte ich in Bezug auf Clairvoyance irgendwelche zuverlässige Resultate.

Ich schrieb diese Mißerfolge stets seiner Kränklichkeit zu; denn bereits mehrere Monate vor der Zeit, zu welcher ich mit ihm bekannt wurde, hatten die Aerzte sein Leiden für ausgesprochne Lungenschwindsucht erklärt. Ja, er selbst pflegte von seinem bevorstehenden Tode wie von etwas Unvermeidlichem zu sprechen, worüber zu klagen Thorheit sein würde.

So war es nur natürlich, daß ich, sobald mir jene Idee kam, an Herrn Waldemar dachte. Ich kannte die

philosophischen Grundsätze dieses Mannes zu wohl, als daß ich bei ihm irgendwelche Skrupel zu befürchten gehabt hätte, und zudem besaß er keine Verwandten in Amerika, welche meinem Vorhaben Hindernisse in den Weg legen konnten. Ich sprach mich offen gegen ihn darüber aus und fand zu meiner freudigen Ueberraschung, daß er sich auf das lebhafteste dafür interessierte — ich sage zu meiner Ueberraschung; denn obwohl ich ihn allezeit zu den Experimenten bereit gefunden, hatte er mich doch bisher nie merken lassen, wie großen Anteil er selbst an derartigen Untersuchungen nahm. Sein Leiden war eines von jenen, welche den Zeitpunkt der gänzlichen Auflösung mit ziemlicher Genauigkeit vorausbestimmen lassen, und wir kamen schließlich dahin überein, daß er mich etwa vierundzwanzig Stunden vorher rufen lassen solle.

So empfing ich denn vor etwas mehr als sieben Monaten folgende, von ihm selbst geschriebnen Zeilen:

„Mein lieber P . .!

Es wird schon am besten sein, wenn sie sofort kommen. D. und F. stimmen darin überein, daß ich die morgende Mitternachtstunde nicht überleben werde, und mir will es selbst scheinen, als ob sie recht hätten.

Waldemar."

Diesen Brief erhielt ich eine halbe Stunde nach seiner Absendung, und fünfzehn Minuten später befand ich mich bereits in dem Zimmer des Sterbenden. Ich hatte ihn seit zehn Tagen nicht gesehen und erschrak über die entsetzliche Veränderung, welche während dieser kurzen Zeit mit ihm vorgegangen war. Sein Gesicht zeigte eine Bleifarbe; die Augen hatten allen Glanz verloren, und die Abzehrung hatte einen so hohen Grad erreicht, daß die Backenknochen durch die Haut traten. Der Auswurf war beträchtlich, der Puls kaum zu fühlen. Trotzdem aber waren seine geistigen und verhältnismäßig selbst die körperlichen Kräfte noch auffallend frisch. Er sprach deutlich, nahm die Palliative ohne fremden Beistand und war bei meinem Eintritt damit beschäftigt,

Notizen in seinem Tagebuch zu machen. Er saß, durch Kissen unterstützt, aufrecht im Bett, und die Doktoren D. und F. befanden sich bei ihm.

Nachdem ich Waldemar die Hand gereicht, nahm ich jene beiden Herren beiseite und ließ mir von ihnen den Zustand des Patienten genau beschreiben. Sein linker Lungenflügel hatte bereits seit anderthalb Jahren eine knorpelartige Beschaffenheit und vermochte demgemäß seine Funktionen nicht mehr zu erfüllen. Auch die rechte Lunge war in ihrem obern Teil ganz oder partiell verknorpelt, während der untere nur noch aus einer einzigen Masse eitriger Tuberkeln bestand. Außerdem waren mehrere umfangreiche Perforationen vorhanden, und an einer Stelle war das kranke Organ an die Rippen festgewachsen. Diese Erscheinungen am rechten Lungenflügel waren relativ neuern Datums; die Verknorpelung hatte aber einen ungewöhnlich rapiden Verlauf genommen, da noch vor einem Monat keine Spur davon zu bemerken gewesen, während die Anwachsung sogar erst innerhalb der letzten drei Tage entdeckt worden war. Abgesehen von der Schwindsucht, vermuteten die Aerzte auch noch das Vorhandensein einer Pulsadergeschwulst; doch machte eben die Verknorpelung hier eine genaue Diagnose unmöglich. Die Aerzte erklärten übereinstimmend, daß Herr Waldemar etwa um die Mitternachtstunde des folgenden Tages — eines Sonntages — sterben werde.

Es war jetzt Sonnabend abends um sieben Uhr. Als die Doktoren das Bett verlassen, hatten sie sich für immer von dem Kranken verabschiedet, und nur auf meine Bitte versprachen sie, ihn morgen Abend gegen zehn noch einmal besuchen zu wollen.

Als sie fort waren, sprach ich mit Waldemar offen über sein baldiges Ende und vor allem über mein beabsichtigtes Experiment. Er erklärte sich abermals dazu bereit und drang sogar auf das lebhafteste in mich, sofort damit zu beginnen. Außer mir war noch ein Wärter und eine Wärterin zugegen. Da mir dieselben jedoch für den Fall, daß etwas Unerwartetes geschehe, als Zeugen nicht zuverlässig

genug erschienen, so verschob ich die Sache auf den folgenden Abend. Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, auf die Aerzte zu warten; aber die Ankunft des Herrn Theodor L—l, eines Studenten der Medizin, den ich einigermaßen kannte, die dringenden Bitten Waldemars und meine eigne Ueberzeugung, daß ich bei der raschen Abnahme seiner Kräfte keinen Augenblick zu verlieren habe, bewogen mich, sofort anzufangen.

Herr L— kam meinem Ersuchen, alle Vorkommnisse notieren zu wollen, bereitwilligst nach, und seinen Aufzeichnungen habe ich den folgenden Bericht, abgesehen von einigen Kürzungen, wörtlich entnommen.

Es fehlten etwa noch fünf Minuten an acht, als ich die Hand des Patienten faßte und ihn bat, Herrn L— so deutlich wie möglich zu erklären, daß meine Versuche mit seiner Einwilligung geschähen.

Mit schwacher aber immerhin hörbarer Stimme antwortete er: „Ja, ich wünsche magnetisiert zu werden," und fügte gleich darauf hinzu: „Ich fürchte, sie haben schon zu lange gezögert."

Indem er noch sprach, begann ich mit denjenigen Strichen, welche meiner Erfahrung gemäß die stärkste Wirkung auf ihn übten. Schon der erste Querstrich mit der Hand über seine Stirn wirkte merklich auf ihn ein; doch obwohl ich meine ganze Kraft anstrengte, blieben alle weitern Erfolge aus, bis kurz nach zehn Uhr die Doktoren D. und F., wie verabredet, anlangten. Ich setzte sie mit wenigen Worten von meinem Vorhaben in Kenntnis, und da sie angesichts der Thatsache, daß der Todeskampf bereits eingetreten war, nichts dagegen einzuwenden hatten, so fuhr ich ohne Zaudern mit meinen Bemühungen fort, mit dem Unterschiede jedoch, daß ich statt der Querstriche jetzt abwärtslaufende machte und dabei das rechte Auge des Kranken scharf fixierte.

Um diese Zeit war sein Puls nicht mehr merklich, und er atmete nur noch röchelnd und in Pausen von einer halben Minute. Dieser Zustand hatte fast eine Viertelstunde ge=

währt, als sich der Brust des Sterbenden ein tiefer Seufzer entwand. Das Röcheln hörte auf; die Pausen zwischen den Atemzügen blieben dieselben; seine Extremitäten waren eiskalt.

Fünf Minuten vor elf bemerkte ich untrügliche Zeichen des magnetischen Einflusses. An die Stelle des glasigen Augenrollens trat jener Ausdruck unbehaglichen Selbstanschauens, welchen man nur bei Somnambulen wahrnimmt und unmöglich verkennen kann. Einige schnelle Querstriche machten die Augenlider gleich denen eines Einschlafenden zucken — noch ein paar Striche, und die Augen schlossen sich gänzlich. Indessen genügte mir das noch nicht und ich setzte die Manipulationen mit aller Anstrengung meiner Willenskraft fort, bis ich die Glieder des Schlummernden, nachdem ich ihnen zuvor eine bequeme Lage gegeben, völlig starr gemacht hatte. Die Beine sowohl, wie die Arme welche in geringer Entfernung vom Rumpfe lagen, waren fast ganz ausgestreckt; der Kopf war durch das Kissen ein klein wenig aufgerichtet.

Unterdessen war die Mitternacht herangekommen und ich bat nun die Anwesenden, den Zustand Waldemars zu untersuchen. Sie konstatierten eine hochgradige somnambule Verzückung und bekundeten ein außerordentliches Interesse an den Vorgängen. Doktor D. erklärte, die ganze Nacht bei dem Kranken zubringen zu wollen; auch Herr L. und die Wärter blieben, und nur der andre Arzt entfernte sich, versprach jedoch, bei Tagesanbruch wiederzukommen.

Bis gegen drei Uhr morgens ließen wir Herrn Waldemar völlig ungestört. Dann näherte ich mich ihm und fand ihn noch genau in demselben Zustand wie zuvor; das heißt, er ruhte in derselben Lage, der Pulsschlag war nicht zu bemerken, der Atem leicht und fast nur wahrnehmbar, wenn man einen Spiegel vor seinen Mund hielt, die Augen natürlich geschlossen und die Glieder starr und kalt wie Marmor. Das ganze Aussehen war entschieden nicht dasjenige eines Toten.

An Waldemar herantretend, machte ich halb unentschlossen den Versuch, seinen rechten Arm dergestalt zu mes-

merisieren, daß er dem meinigen, welchen ich langsam auf- und abwärtsbewegte, folgen müsse. Da mir früher ähnliche mit ihm angestellte Experimente in den meisten Fällen gänzlich fehlgeschlagen waren, so hatte ich auch jetzt nur wenig Hoffnung auf Erfolg. Aber zu meinem Erstaunen machte sein Arm alle meine Bewegungen, wenn auch nur mit schwacher Kraft, mit. Das veranlaßte mich, es mit einer kurzen Unterhaltung zu wagen.

„Herr Waldemar," fragte ich, „schlafen sie?"

Er gab keine Antwort, aber ich bemerkte ein Zucken der Lippen, das mich bewog, die Frage mehreremale zu wiederholen. Als dies zum drittenmal geschah, geriet der ganze Körper in ein leichtes Vibrieren; die Lider öffneten sich weit genug, um einen weißen Streifen des Augapfels sichtbar werden zu lassen; die Lippen machten eine Bewegung wie im Traume und flüsterten, kaum vernehmbar, die Worte:

„Ja — schlafe jetzt — wecken sie mich nicht — lassen sie mich so sterben."

Hier befühlte ich wieder seine Extremitäten und fand sie so starr wie zuvor. Der rechte Arm folgte abermals dem meinigen.

Ich fragte den Somnambulen:

„Empfinden sie noch immer Schmerz in der Brust, Herr Waldemar?"

Diesmal erfolgte die Antwort augenblicklich, aber noch leiser als vorher:

„Kein Schmerz — ich sterbe jetzt."

Ich hielt es nicht für ratsam, ihn länger zu stören, sondern wartete die Rückkehr des Doktors F. ab, welcher kurz vor Sonnenaufgang eintrat und außerordentlich erstaunt war, den Kranken noch lebend anzutreffen. Nachdem er sich jedoch durch Fühlen des Pulses und Vorhalten eines Spiegels von dieser Thatsache überzeugt, forderte er mich auf, weitere Fragen an denselben zu richten. Ich kam seinem Wunsche nach indem ich fragte:

„Herr Waldemar — schlafen sie noch immer?"

Wie beim ersten Male verstrichen mehrere Minuten,

ehe die Antwort kam; es schien, als bedürfe es der ganzen Kraft des Patienten, um eine solche zu geben. Erst bei der vierten Wiederholung flüsterte er beinahe unhörbar:

„Ja — schlafe noch immer — sterbe!“

Die Aerzte sprachen nun ihre Meinung dahin aus, daß man Herrn Waldemar in seinem anscheinend ruhigen Zustande lassen müsse, bis der Tod eingetreten sei, was nach unser aller Ueberzeugung nur noch wenige Minuten dauern konnte. Trotzdem konnte ich mich nicht enthalten, meine letzte Frage nochmals zu wiederholen.

Noch während ich sprach, ging mit dem Gesicht des Somnambulen eine wesentliche Veränderung vor. Die Augen öffneten sich langsam wieder; die Pupillen verschwanden nach oben; die ganze Haut bekam eine Leichenfarbe, welche mehr Aehnlichkeit mit weißem Papier, als mit Pergament zeigte, und die kreisrunden hektischen Flecke, welche bisher deutlich abgegrenzt auf beiden Wangen sichtbar gewesen waren, erloschen im Nu. Ich bediene mich absichtlich dieses Ausdruckes, weil ihr plötzliches Verschwinden mich an eine Kerzenflamme gemahnte, die man ausbläst. Gleichzeitig verzerrte sich die Oberlippe und legte die Zähne bloß, welche sie bis dahin vollkommen bedeckt hatte, und der Unterkiefer fiel mit einem hörbaren Ruck herab, so daß der Mund weit offenstand und die geschwollne, schwärzliche Zunge zum Vorschein kam. Die Schrecken des Sterbebettes waren wohl keinem einzigen der Anwesenden unbekannt; aber das Aussehen Waldemars war in diesem Moment ein so über alle Beschreibung gräßliches, daß wir alle entsetzt von dem Lager zurückwichen.

Ich bin mir bewußt, jetzt an einem Punkte in meiner Erzählung angekommen zu sein, der auf allgemeinen Unglauben stoßen muß. Doch bleibt mir nichts übrig, als einfach in meinem sachgemäßen Bericht fortzufahren.

Nicht die leiseste Spur von Leben zeigte sich mehr an Waldemar, und so wollten wir eben die Leiche den Wärtern überlassen, als plötzlich die Zunge in eine stark zitternde Bewegung geriet, welche etwa eine Minute lang dauerte.

Dann aber drang zwischen den weit offnen, regungslosen Kinnladen eine Stimme hervor, die beschreiben zu wollen Wahnsinn wäre. Und doch, es gibt einige Epitheta, welche bis zu einem gewissen Grade das Eigentümliche derselben wiedergeben können. Ich könnte z. B. sagen: der Ton war rauh, hohl und gebrochen — aber das Ganze bleibt in seiner Grausigkeit aus dem einfachen Grunde unbeschreibbar, weil ähnliche Laute noch niemals das Ohr eines Menschen entsetzt haben. Nichtsdestoweniger fielen mir zwei Merkmale auf, welche geeignet sein dürften, einigermaßen einen Begriff von jenen Lauten zu geben: erstens schien die Stimme aus weiter Ferne oder aus einer tiefen, unterirdischen Höhle zu kommen, und zweitens machte sie etwa denselben Eindruck auf mein Gehör, welchen die Berührung einer gallertartigen, klebrigen Masse auf das Gefühl auszuüben pflegt.

Ich gebrauchte die Ausdrücke „Ton" und „Stimme" und wollte damit andeuten, daß der Ton oder Schall deutlich, ja ich darf sagen wunderbar scharf prononcierte Silben bildete. Denn Waldemar *sprach* — er gab Antwort auf die Frage, welche ich wenige Minuten zuvor an ihn gerichtet hatte, indem er sagte:

„Ja — nein — ich *habe* geschlafen — und nun — nun bin ich tot."

Keiner der Anwesenden war imstande, das namenlose, schaudernde Entsetzen zu verbergen, welches diese wenigen Worte hervorrufen mußten. Herr L., der Student, ward ohnmächtig; die Wärter stürzten aus dem Zimmer und waren durch nichts zur Rückkehr zu bewegen. Meinen eignen Zustand vermag ich nicht zu schildern. Fast eine volle Stunde lang bemühten wir uns, den Studenten wieder ins Leben zurückzurufen. Kein Wort wurde dabei gesprochen. Als er das Bewußtsein wiedererlangt hatte, machten wir uns abermals daran, den Zustand Waldemars zu untersuchen.

Dieser war genau derselbe geblieben, wie ich ihn zuletzt beschrieben habe, nur daß der ihm vorgehaltene Spiegel völlig ungetrübt blieb. Der Versuch eines Aderlasses am

Arm mißlang, und letztrer gehorchte meinem Willen nicht mehr. Das einzige Anzeichen magnetischen Einflusses war die zitternde Bewegung, in welche seine Zunge nach jeder an ihn gerichteten Frage geriet. Er schien dann jedesmal antworten zu wollen, aber die hierzu erforderliche Willensthätigkeit nicht mehr zu besitzen. Den Fragen der andern gegenüber blieb er gänzlich unempfindlich, trotzdem ich mich bemühte, sämtliche Anwesende mit ihm in magnetischen Rapport zu setzen.

Ich glaube jetzt alles berichtet zu haben, was zum Verständnis des Zustandes, in welchem der Somnambule sich um diese Zeit befand, nötig ist. Nachdem andre Wärter herbeigeholt waren, verließ ich um zehn Uhr mit den Aerzten und Herrn L. das Haus.

Am Nachmittage kehrten wir zurück und fanden keinerlei Veränderung. Wir erörterten nun, ob es thunlich und ratsam sei, ihn zu erwecken, kamen aber bald dahin überein, daß dies zwecklos sein würde. So viel stand fest: jener Zustand, welchen wir als den Tod bezeichnen, war durch die magnetische Behandlung aufgehalten worden, und das Aufwecken Waldemars konnte nur seine rasche Auflösung herbeiführen.

Von jenem Zeitpunkt an bis zum Ende der vorigen Woche — beinahe sieben volle Monate — begaben wir uns, zuweilen von andern Freunden, namentlich Medizinern, begleitet, täglich nach Waldemars Hause, und während dieser ganzen Periode blieb der Zustand des Magnetisierten genau so wie zuletzt geschildert. Die Wärter mußten beständig bei ihm bleiben.

Erst am letztvergangnen Freitag beschlossen wir, einen Aufweckungsversuch zu machen, und das — vielleicht unglücklich zu nennende — Resultat dieses letztern ist es, welches Veranlassung zu den mannigfachen Erörterungen wie zu dem, meines Erachtens völlig unberechtigten, allgemeinen Bedauern gegeben hat.

Um Waldemar aus dem magnetischen Schlafwachen zu erwecken, machte ich die üblichen Striche. Eine Zeitlang

blieben dieselben wirkungslos. Das erste Anzeichen des Wiederauflebens war das teilweise Herabsinken der Iris.

Man machte mir den Vorschlag, nochmals den Arm zu magnetisieren. Der Versuch schlug fehl. Hierauf ersuchte mich Doktor F., eine Frage zu stellen. Ich that es in folgender Weise:

„Herr Waldemar, ist es ihnen möglich, uns mitzuteilen, was sie jetzt empfinden oder wünschen?“

Augenblicklich kehrten die hektischen Flecke auf die Wangen zurück; die Zunge erzitterte, oder besser gesagt, rollte heftig im Munde hin und her, während Kiefer und Lippen starr blieben, und zuletzt brach dieselbe grauenhafte Stimme los, welche ich schon einmal beschrieb:

„Um Gotteswillen! — geschwind! geschwind! — schläfern sie mich ein! — oder geschwind — wecken sie mich! — Schnell! — ich sage ihnen ja, daß ich tot bin!“

Meine Nerven waren in furchtbarem Grade erschüttert und für einen Moment stand ich unentschlossen da. Dann machte ich einen Versuch, den Patienten einzuschläfern, der aber fehlschlug, weil es mir an aller Energie gebrach. Nun bemühte ich mich wieder, ihn zu erwecken, und bald zeigten sich Wirkungen, so daß alle Anwesenden mit Spannung dem Erwachen des Magnetisierten entgegensahen.

Was jedoch nun wirklich geschah, darauf konnte weder ich noch irgend ein menschliches Wesen vorbereitet sein.

Indem ich nämlich schnell die magnetischen Striche machte, rangen sich von der Zunge — nicht von den Lippen — des Kranken die Worte: „Tot! Tot!“ los, und in weniger als einer Minute schrumpfte der ganze Körper zusammen — zerbröckelte — vermoderte mir unter den Händen! Auf dem Bette lag vor unser aller Augen die Leiche in einem Stadium der Auflösung, welches zu schildern ich unterlassen muß.

Eine Fahrt in den Maelstrom.

Wir hatten jetzt den Gipfel der höchsten Klippe erreicht. Minutenlang schien der Alte zu sehr erschöpft, um sprechen zu können. Endlich hob er an:

„Vor nicht gar langer Zeit hätt ich euch ebensoleicht diesen Weg geführt, wie der jüngste von meinen Söhnen. Aber vor drei Jahren ist mir etwas widerfahren, wie es noch kein Mensch durchgemacht und überlebt hat, um es erzählen zu können, und die sechs Stunden voll Todesschrecken, welche ich durchlebt, haben mich körperlich und geistig gebrochen. Ihr haltet mich für einen sehr, sehr alten Mann; doch das bin ich nicht. In weniger als vierundzwanzig Stunden ist dieses einst rabenschwarze Haar schneeweiß, sind meine Glieder matt, meine Nerven so schwach geworden, daß ich bei der geringsten Anstrengung zittere und mich vor einem Schatten fürchte. Wißt ihr wohl, daß ich kaum über diese kleine Klippe schauen kann, ohne schwindlig zu werden?“

Die „kleine Klippe“, an deren Rand er sich so sorglos zur Rast niedergeworfen hatte, daß das Hauptgewicht seines Körpers darüber hinausragte und nur das Aufstützen des Ellbogens auf die äußerste schlüpfrige Kante desselben ihn vor dem Hinabstürzen bewahrte, diese „kleine Klippe“, sage ich, ragte als senkrechte, ununterbrochne, dunkelschimmernde Felswand wohl fünfzehn- bis sechzehnhundert Fuß

hoch aus der Felsenwelt tief unter uns empor. Nichts hätte mich bewegen können, jenem Rand auf ein halbes Dutzend Schritte nahezukommen. Ja die gefährliche Lage meines Begleiters regte mich dermaßen auf, daß ich mich der Länge nach hinfallen ließ, das nächste Strauchwerk umklammerte und, vergeblich bemüht, mich des Gedankens zu entschlagen, der Berg laufe Gefahr, von der Wut des Sturmes in seinen Grundfesten erschüttert zu werden, nicht einmal den Blick zu dem Himmel über mir emporzuheben wagte. Es dauerte geraume Zeit, ehe ich den Mut gewann, mich sitzend aufzurichten und in die Ferne zu blicken.

„Ihr müßt über diese Grillen hinwegzukommen suchen," sagte mein Führer, „denn ich habe euch hierhergebracht, damit ihr die bestmögliche Aussicht auf die Szene genießt, wo ich den Unfall erlebte, von dem ich sprach, und damit ich selber euch den ganzen Hergang erzählen kann, während ihr die Lokalität unmittelbar vor Augen habt.

„Wir befinden uns jetzt," fuhr er in seiner eigentümlich umständlichen Weise fort, „dicht an der norwegischen Küste, unter dem achtundsechzigsten Breitengrad, in der großen Provinz Nordland und in dem öden Distrikt der Lofodden. Der Berg, auf dessen Gipfel wir sitzen, ist der Helseggen oder Wolkige. Nun richtet euch mal ein wenig mehr empor, — haltet euch am Grase, wenn ihr Schwindel fühlt — so — und guckt über den Dunstkreis unter uns hinweg auf die See hinaus."

Etwas taumelig blickte ich nach der angegebenen Richtung und gewahrte eine weite Meeresfläche, deren tintenfarbige Gewässer mich sofort an die Schilderung des Mare Tenebrarum durch den nubischen Geographen gemahnten. Keine menschliche Phantasie vermag ein trostloseres Panorama zu ersinnen. So weit das Auge reichte, lagen zur Rechten und zur Linken, gleich Grenzwällen der Erde, lange Reihen von abschreckend dunklen und schroffen Klippen ausgestreckt, deren unheimlicher Eindruck noch durch die ewig mit ihren schäumenden weißen Wogenkämmen dagegen aufbäumende, heulende und tosende Brandung erhöht ward. Gerade un-

serm Vorgebirge gegenüber kam in einer Entfernung von vier oder fünf Seemeilen eine kleine, öde aussehende Insel in Sicht — oder richtiger, ihre Lage wurde durch die sie umhüllende Wildnis schäumender Brandungen erkennbar. Etwa zwei Meilen näher dem Lande stieg eine zweite noch kleinere auf, nicht minder klippig und öde als jene und von einem hier und da unterbrochnen Kranz dunkler Felsen umrahmt.

Dasjenige Stück des Ozeans, welches zwischen der entferntern Insel und der Küste lag, bot ein ungewohntes Bild. Trotzdem eine so steife Kühlte landeinwärts wehte, daß eine Brigg auf hoher See mit gerefften Segeln beigelegt hatte, zeigte sich hier kein regelmäßiger Wellenschlag, sondern nur eine kurze, ruckweise Bewegung der Flut nach allen Richtungen — selbst dem Winde entgegen. Von Schaum war, die nächste Umgebung der Felsen abgerechnet, wenig zu bemerken.

„Die entferntere Insel,“ begann der Alte wieder, „wird von den Norwegern Burrgh genannt. Die in der Mitte ist Mosköe. Eine Seemeile weiter nordwärts liegt Ambaaren. Die drüben liegen Islesen, Hotholm, Keildhelm, Suarven und Buckholm; weiter drüben noch, zwischen Mosköe und Burrgh, Otterholm, Flimen, Sandflesen und Stockholm. So heißen die Dinger — aber warum sie überhaupt Namen bekommen haben, das begreife ich ebensowenig, wie es euch einleuchten wird. Horch! hörtet ihr etwas?“ Bemerkt ihr keine Veränderung an dem Wasser?“

Wir befanden uns jetzt etwa zehn Minuten auf dem Gipfel des Helseggen und hatten, da wir ihn vom Innern des Landes aus erstiegen, das Meer nicht eher zu sehen bekommen, als bis es uns hier plötzlich vor die Augen getreten war. Indem der Alte noch sprach, vernahm ich ein lautes, allmählich zunehmendes Geräusch, ähnlich dem Winseln einer zahlreichen Bisonherde auf der nordamerikanischen Prärie. Gleichzeitig bemerkte ich auch, daß jene Bewegung der Gewässer zu unsern Füßen, die der Seemann eine „umspringende“ nennt, plötzlich in ein Strömen nach Osten

umschlug, welches rasch eine ungeheure Geschwindigkeit annahm, bis das Wasser in wildem Ungestüm dahinbrauste. Binnen fünf Minuten befand sich die ganze See bis Burrgh in einem Zustande zügelloser Wut, aber zwischen Mosköe und dem Festland erreichte der Aufruhr den höchsten Grad. Hier brach das ganze weite Wasserbett, welches vorher wie in tausend einander widerstrebende Kanäle zerrissen erschienen war, urplötzlich in wilder Empörung los und stürzte sich, beständig auf und ab schwebend, kochend, zischend und in zahllosen riesenhaften Strudeln umherwirbelnd, mit einer Schnelle, welche Wasser sonst nur in Katarakten zu erreichen pflegt, tosend dem Osten zu.

Noch einige Minuten, und wiederum verwandelte sich das Bild vollständig. Die Oberfläche glättete sich mehr und mehr, ein Wirbel nach dem andern verschwand, und gewaltige Schaumstreifen wurden sichtbar, wo vorher keine solchen gewesen waren. Länger, immer länger werdend, flossen sie zuletzt ineinander, nahmen dann selbst die strudelnde Bewegung an und schienen den Kern eines einzigen ungeheuern Wirbels zu bilden, der wie mit einem Schlage als scharf abgezirkelter Kreis von beinahe einer Seemeile im Durchmesser hervortrat. Den äußern Rand desselben bezeichnete ein breiter Gürtel blinkenden Schaumes, aber nicht das kleinste Atom davon glitt in die Oeffnung des schaurigen Trichters, dessen Inneres, soweit das Auge es zu ergründen vermochte, eine glatte, glänzende, rabenschwarze, gegen den Horizont in einem Winkel von etwa fünfundvierzig Grad geneigte, schräge Wassermauer war, die sich mit schwindelnder Hast um ihre eigene Axe drehte, und dabei ein betäubendes Brausen, bald donnernd, bald gellend, emporsandte, wie es selbst der mächtige Niagara niemals hören läßt.

Der Berg erbebte in seinem tiefsten Grunde, und unsre Klippe schwankte hin und her. In höchster nervöser Erregung warf ich mich platt auf die Erde und klammerte mich an das spärliche Gras.

„Das kann nichts anders sein,“ sagte ich nach langer Pause zu dem Alten, „als der große Meeresstrudel des Maelstroms.“

„Ja, so nennen ihn manche,“ erwiderte dieser. „Bei uns Norwegern heißt er Moskōestrom, von der Insel Moskōe mitten darin.“

— Die älteren Berichte über diesen Strudel hatten mich in keiner Weise auf dasjenige vorbereitet, was ich hier sah. Derjenige von Jonas Ramus zum Beispiel vermag nicht den leisesten Begriff von der schrecklichen Pracht des Schauspiels zu geben, enthält aber dessenungeachtet einige Stellen, welche mir des Zitierens wert scheinen.

„Wenn der Strom am heftigsten wütet,“ sagt er unter anderm, „und ein Sturm seine Wildheit noch vermehrt, dann ist es gefährlich, demselben auf eine norwegische Meile nahezukommen. Boote, Jachten, ja Schiffe selbst sind von ihm fortgerissen worden, weil sie nicht beizeiten auf ihrer Hut waren. Oft geschieht es auch, daß Walfische dem Strudel zu nahe kommen und von seinem Ungestüm überwältigt werden. Unbeschreibbar sind die heulenden Laute, welche sie bei dem vergeblichen Ringen, sich wieder von seiner Gewalt zu befreien, ausstoßen. Einmal versuchte ein Bär von der Küste nach Moskōe zu schwimmen, ward aber von dem Wirbel erfaßt und unter schrecklichem Brüllen, das man am Lande hören konnte, in die Tiefe gezogen. Große Stämme von Kiefern und Fichten steigen, nachdem der Strom sie verschlungen, zuweilen wieder empor und sind dann derartig zermalmt und zerrissen, daß es aussieht, als ob Borsten auf ihnen gewachsen wären. Dies beweist deutlich, daß sich in der Tiefe zackige Klippen befinden, zwischen denen sie hin- und hergewirbelt wurden. Es ist die regelmäßig alle sechs Stunden wechselnde Ebbe und Flut, welche der Strom erzeugt. Am Morgen des Sonntags Sexagesima 1645 tobte er mit so fesselloser Wut, daß Steine aus den Mauern der an der Küste stehenden Häuser fielen.“

Von der höchsten Zinne des Helseggen auf den heulenden Phlegeton da unten niederblickend, mußte ich über die Naivetät lächeln, mit welcher der biedere Jonas Ramus seine Anekdoten von Walen und Bären als kaum glaubliche Wunderdinge erzählt. Mir erschien es vielmehr selbstver-

ständlich, daß auch das kolossalste Linienschiff der Welt, wenn einmal in seinem Bereich, der Riesenkraft dieses Wirbels ebensowenig widerstehen könne, wie eine Flaumfeder dem Orkane.

Die Versuche, eine Erklärung des Phänomens zu geben, so plausibel sie mir auch zum Teil beim Lesen erschienen waren, wollten mich doch in keiner Weise mehr befriedigen. Die gewöhnliche Annahme läßt den Strudel dadurch entstehen, „daß die bei Flut und Ebbe steigenden und fallenden Gewässer an den Klippenreihen der beiderseitigen Ufer auf Widerstand stoßen und so, von allen Seiten eingeengt, einem Katarakt gleich in sich selbst zusammenstürzen, so zwar, daß, je höher die Flut, desto tiefer der Fall sein muß, welcher sich der Natur der Sache gemäß schließlich zu einem Wirbel oder Strudel gestaltet.“

So steht es wörtlich in der Encyclopädia Britannica. Kircher und andre meinen, im Zentrum des Trichters befinde sich ein Abgrund, welcher die Erdkugel durchdringe, und einige nennen sogar mit ziemlicher Bestimmtheit den Bothnischen Meerbusen als die jenseitige Oeffnung desselben. Diese an und für sich nichtige und völlig haltlose Annahme aber war es gerade, welche, als ich so stand und schaute, meiner Einbildungskraft die meiste Befriedigung bot. Ich teilte dies meinem Führer mit und war erstaunt, als er mir erwiderte, daß er doch nicht daran glauben könne, obwohl es die in Norwegen landläufige Ansicht sei. Was die andre Erklärung betrifft, so gestand er, dieselbe nicht begreifen zu können. Es ging ihm genau wie mir, denn so folgerichtig sie auch auf dem Papier erscheinen mag, so wird sie doch unfaßbar, ja absurd, wenn man selbst den Donnern des Maelstroms gegenübersteht.

„Nun habt ihr euch den Strudel gehörig betrachten können,“ sagte der Alte, „und wenn ihr jetzt um diesen Felsen herumkriechen wollt, damit er euch vor dem Winde schützen und das Brausen des Wassers ein wenig dämpfen kann, so will ich euch meine Geschichte erzählen, und ihr werdet dann zugeben müssen, daß ich auch ein wenig über den Moskoestrom mitreden darf.“

Ich folgte seinem Rat und er begann:

„Ich besaß in Gemeinschaft mit meinen beiden Brüdern eine nach Schoonerart aufgetakelte Schmacke von etwa siebzig Tonnen Last, mit der wir zwischen den Inseln jenseits Mosköe, dicht bei Burrgh, auf den Fischfang zogen. An allen heftigen Meeresstrudeln ist das Fischen zuzeiten sehr einträglich, wenn man nur Kourage genug dazu hat. Aber wir drei waren unter allen Fischern an dieser Küste die einzigen, welche ihr Geschäft an jener Stelle betrieben. Die gewöhnlichen Fangplätze liegen viel weiter südlich, und auch dort lohnt sich die Arbeit und ist so gut wie gefahrlos, daher die meisten dieselben vorziehen. Unser Revier dort drüben zwischen den Klippen jedoch lieferte uns nicht nur die ausgesuchtesten Arten von Fischen, sondern auch solche Unmassen derselben, daß wir oft an einem einzigen Tage mehr fingen, als unsere ängstlicheren Kameraden in einer ganzen Woche. Kurz, das Ganze war eben nichts weiter als eine gewagte Spekulation, bei welcher die Lebensgefahr uns Arbeit und Mühsal ersparte und der Mut unser einziges Kapital bildete.

Die Schmacke ankerte in einer Bucht an der Küste etwa fünf Seemeilen oberhalb von hier, und bei gutem Wetter pflegten wir das eine Viertelstunde anhaltende tote Wasser zu benutzen, um weit unterhalb des eigentlichen Strudels über den Hauptkanal des Mosköestromes hinaufzufahren und in der Nähe von Otterholm oder Sandflesen Anker zu werfen. Hier blieben wir dann bis abermals Meeresstille eintrat, worauf wir den Anker lichteten und heimkehrten. Niemals brachen wir auf, ohne eines anhaltenden Seitenwindes für die Aus- wie Einfahrt sicher zu sein, und wir haben uns fast nie verrechnet. Nur zweimal während voller sechs Jahre waren wir durch eine völlige Windstille, die hier herum eine Seltenheit ist, gezwungen, die ganze Nacht vor Anker liegen zu bleiben, und einmal erhob sich inmitten der Fahrt eine steife Kühlte, so daß an die Heimkehr nicht zu denken war und wir, da sie uns beinahe eine Woche lang aufhielt, fast vor Hunger umgekommen wären.

Ich wäre nicht imstande, euch auch nur den kleinsten

Teil der Gefahren zu schildern, die wir da draußen überstanden; aber dem Moskóestrom entwischten wir jedesmal ohne Unfall, obwohl mir bisweilen das Herz gebebt hat, wenn wir nur eine Minute zu spät oder zu früh ankamen; denn an manchen Tagen war der Wind nicht so stark, wie wir ihn geschätzt hatten, und dann fuhren wir langsamer als uns recht war. Mein ältester Bruder hatte einen achtzehnjährigen Sohn, und ich selbst zwei kräftige Knaben, die uns sowohl beim Auswerfen wie beim Einziehen des Streichnetzes hätten helfen können. Aber obwohl wir selbst das Wagnis unternahmen, konnten wir uns doch nicht entschließen, die Kinder mit uns zu nehmen.

Es sind nun beinahe drei Jahre vergangen, seit dasjenige geschah, was ich euch erzählen will. Der zehnte Juli 18 . . war es. Den ganzen Vor- und Nachmittag wehte eine sanfte, gleichmäßige Brise aus Südwest, und der Himmel war so klar, daß selbst der älteste Seemann das Kommende nicht vorausgesehn hätte.

Wir drei waren gegen zwei Uhr nach den Inseln hinübergefahren und hatten bald die Schmacke mit den schönsten Fischen beladen. Es war gerade sieben nach meiner Uhr, als wir den Anker lichteten, um gegen acht, wo das tote Wasser eintreten mußte, die schlimmste Stelle des Stroms passieren zu können.

Wir fuhren mit frischem Winde ab und kamen, an keine Gefahr denkend, sehr schnell vom Flecke, bis wir uns plötzlich durch eine vom Helseggen aus entgegenwehende Brise aufgehalten sahen. Das war uns allen eine ganz neue Erscheinung, die mich alsbald — ich wußte selbst nicht recht warum — mit Besorgnis erfüllte. Wir stellten das Segel nach dem Winde, konnten aber der kleinern Wirbel wegen gar nicht von der Stelle kommen, und ich war eben im Begriff, zum Umkehren und abermaligen Ankerwerfen zu raten, als wir, hinter uns blickend, den ganzen Horizont mit Wolken von seltsamer rötlicher Färbung bedeckt sahen, die mit erschreckender Schnelligkeit höher und höher stiegen.

Unterdessen hatte die von vorn kommende Brise sich

gelegt, und eine totale Windstille trat ein. Das währte aber nicht einmal lange genug, um uns zur Besinnung kommen zu lassen; denn schon in der nächsten Minute brach der Sturmwind los — noch eine Minute, da war der ganze Himmel bedeckt und wir konnten bei der Finsternis und dem herumsprühenden Gischt einander nicht mehr sehen.

Es wäre Thorheit, den Orkan beschreiben zu wollen, welcher um uns her tobte — die ältesten Seebären in Norwegen haben noch nie etwas Aehnliches erlebt. Noch ehe er uns recht gepackt, hatten wir die Segel herabfallen lassen; aber beim ersten Windstoß gingen beide Masten über Bord, als wären sie abgesägt worden, und der eine riß meinen jüngsten Bruder mit sich in die Flut, der sich zu größerer Sicherheit an demselben festgebunden hatte.

Unser Schiffchen war so leicht gebaut, daß es wie eine Feder auf dem Wasser tanzte. Es hatte ein ganzes Verdeck mit nur einer einzigen Luke nahe dem Bug, und diese pflegten wir jedesmal vor der Ueberfahrt fest zu verschließen, um vor den Springwellen sicher zu sein. Ohne diese Vorsicht wären wir augenblicklich gesunken, denn einige Sekunden lang waren wir vollständig im Wasser begraben. Wie mein älterer Bruder diesmal dem Verderben entrann, vermag ich nicht zu sagen, denn mir sollte niemals wieder Gelegenheit werden, mich danach zu erkundigen. Was mich selbst betrifft, so warf ich mich, sobald ich das Focksegel herabgelassen, platt auf das Deck nieder, stemmte die Füße gegen das schmale Schanddeck vorn am Bug und packte mit den Händen einen Ringbolzen, der unten am Fuße des Fockmastes befestigt war. Obwohl ich gar nichts Besseres hätte thun können, so geschah doch dies alles rein instinktmäßig, denn ich war viel zu verwirrt, um nachzudenken.

Einige Sekunden lang blieben wir, wie schon gesagt, vom Wasser bedeckt, und während dieser ganzen Zeit hielt ich den Atem an und ließ den Ringbolzen nicht los. Als ich es nicht mehr länger aushalten konnte, richtete ich mich, beständig meinen Halt in Händen, in knieender Stellung auf und bekam so den Kopf frei. In demselben Moment

schüttelte sich unser kleines Fahrzeug — gerade wie ein Hund es thut, wenn er aus dem Wasser kommt — und wurde so einen Teil des Wassers los. Ich bemühte mich nun, der Betäubung Herr zu werden und meine Gedanken zusammenzunehmen, als ich plötzlich meinen Arm berührt fühlte. Es war mein älterer Bruder, und schon hüpfte mein Herz vor Freude, denn ich glaubte ihn sicher über Bord gespült. Doch schon im nächsten Augenblicke sollte sich meine Freude in Entsetzen wandeln, denn jetzt legte er seinen Mund dicht an mein Ohr und schrie das Wort hinein:

‚Moskoestrom!‘

Was ich in jenem Augenblick empfand, werde ich nimmermehr schildern können. Wie vom heftigsten Fieber erfaßt zitterte und bebte ich am ganzen Leibe. Ich wußte, was er damit sagen, wußte, was er mir zu verstehen geben wollte! Vom Sturme fortgetrieben, schossen wir gerade auf den Wirbel zu — wir waren rettungslos verloren!

Wohl sagte ich mir: wir müssen ja gerade um die Zeit der Wasserstille am Trichter anlangen — das ist doch noch ein Hoffnungsschimmer. Doch schon im nächsten Moment verwünschte ich meine eigne Narrheit — ich wußte nur zu gut, daß wir, und wäre unser Boot ein Kriegsschiff mit neunzig Kanonen gewesen, dem Untergange geweiht waren.

Die erste Wut des Sturmes schien sich ausgetobt zu haben, aber die Wellen, welche anfänglich durch den heftigen Wind niedergehalten wurden, stiegen jetzt bergeshoch empor. Auch am Firmament war eine seltsame Veränderung vorgegangen: rings umher blieb es pechschwarz wie zuvor, aber hoch am Zenith zeigte sich plötzlich, wie durch eine kreisförmige Oeffnung, der reine, blaue Himmel, und an demselben schien der Vollmond mit einem Glanze, den ich ihn noch niemals hatte ausstrahlen sehn. Er beleuchtete alles um uns her, aber, o Gott! welche Szene war das!

Nun versuchte ich einigemale, mit meinem Bruder zu sprechen, aber das Tosen war so heftig, daß ich mich ihm nicht verständlich machen konnte, wie laut ich ihm auch ins

Ohr schrie. Auf einmal schüttelte er den Kopf — er war totenbleich geworden — und hielt einen Finger empor, als wollte er sagen: ‚Horch!‘

Zuerst verstand ich ihn nicht; dann aber durchzuckte mich ein entsetzlicher Gedanke. Ich riß meine Uhr aus der Tasche — sie stand still. Beim Scheine des Mondes warf ich einen Blick auf das Zifferblatt und schleuderte sie, in Thränen ausbrechend, weit in das Meer hinaus, denn — sie war um sieben Uhr stehen geblieben! wir hatten das tote Wasser versäumt! der Wirbel des Mosköe raste jetzt mit ganzer Kraft!

Im nächsten Augenblick wurden wir von einer mächtigen Woge erfaßt und hoch, himmelhoch emporgetragen, um wenige Sekunden später mit einer Gewalt in die Tiefe hinabgeschleudert zu werden, daß mir die Sinne vergingen. Trotz der Schnelligkeit des Vorganges aber hatte ich, als wir den Wellenkamm erreicht, einen raschen Blick ringsumherschweifen lassen, und dieser einzige Blick genügte, um mich unsre Lage erkennen zu lassen. Der Mosköestrom befand sich kaum eine Viertel-Seemeile vor uns, sah aber dem alltäglichen Strudel so wenig ähnlich, wie das, was ihr jetzt da unten seht, einem Mühlgraben. Hätte ich nicht gewußt, wo wir waren, ich würde ihn nicht wieder erkannt haben. Von Entsetzen erfaßt, schloß ich unwillkürlich die Augen — die Lider zwängten sich von selbst, wie in einem Krampf, fest zusammen.

Keine zwei Minuten konnten so vergangen sein, da fühlte ich, daß die Wellenbewegung nachließ und wir vollständig in Schaum und Gischt eingehüllt wurden. Unser Fahrzeug machte eine scharfe Wendung nach Backbord und schoß dann wie ein Pfeil in der neuen Richtung weiter. Gleichzeitig wurde das Brausen und Heulen vollständig von einer Art schrillen Schreies übertönt, als ob tausend Dampfer auf einmal ihre Ventile öffnen. Wir befanden uns jetzt in dem Schaumgürtel, welcher beständig den Wirbel umgibt, und ich erwartete im nächsten Moment in den Schlund hinabgerissen zu werden, den ich wegen der Blitzesschnelle, mit

welcher unser Schiff dahinsauste, nur undeutlich zu sehen vermochte. Die Schmacke schien jetzt nicht mehr zu schwimmen, sondern einer Luftblase gleich auf den Schaumkronen zu schweben. Ihr Steuerbord war dem Mittelpunkt des Trichters zugewendet, und über dem Backbord stieg jene Wasserwelt empor, die wir soeben verlassen hatten — als kreisende Riesenmauer türmte sie sich zwischen uns und dem Horizont auf!

Es mag euch seltsam erscheinen, aber sobald wir uns einmal in der Gewalt des Wirbels befanden, fühlte ich mich ruhiger und gefaßter als vorher. Als ich alle Hoffnung aufgegeben, schwand auch zum großen Teil die Angst. Ich glaube, es war die Verzweiflung, welche meine Nerven stählte.

Ihr werdet's für Prahlerei halten, was ich jetzt sage, und doch ist es nur die lautere Wahrheit: mir kam der Gedanke, wie herrlich es sein müsse, einen solchen Tod zu sterben. Ja nach einer Weile erfaßte mich sogar die Neugier, zu erfahren, wie es unten in dem Trichter aussähe. Ich empfand eine wahre Sehnsucht, seine Tiefen zu ergründen, sei es auch um den Preis meines Lebens, und mein einziger Kummer war nur, daß ich meine Entdeckungen niemals den Bekannten am Lande werde mitteilen können. Das waren gewiß seltsame Schrullen in solcher äußerster Not, und ich habe mir immer gedacht, daß das Herumwirbeln des Schiffchens in dem Strudel mir auch den Verstandskasten ein bißchen verdreht haben muß.

Noch ein andrer Umstand hatte dazu beigetragen, daß ich meine Selbstbeherrschung wiedergewann — das Nachlassen des Windes, welcher uns in unsrer jetzigen Lage nicht erreichen konnte. Denn wie ihr selber gesehn habt, liegt der Gürtel von Schaum um ein beträchtliches niedriger, als das Niveau des Meeres, so daß letzteres jetzt gleich einer hohen schwarzen Bergkette über uns hinausragte. Wenn ihr niemals bei einer steifen Kühlte zur See gefahren seid, dann könnt ihr euch keinen Begriff von der betäubenden Wirkung machen, welche Wind und Wogen im Verein auf den Menschen aus-

üben. Diese Plage lag jetzt großenteils hinter uns — es ging uns, wie jenen zum Tode verurteilten Verbrechern im Gefängnis, denen mancherlei kleine Gunstbezeigungen zuteilwerden, welche man ihnen versagt hatte, so lange ihr Schicksal noch nicht besiegelt war.

Wie oft wir die Umfahrt in dem Schaumgürtel machten, weiß ich nicht. Wohl eine Stunde flogen wir so im Kreise herum und kamen dabei allmählich der Mitte näher und immer näher. Während dieser ganzen Zeit hatte ich den Ringbolzen nicht losgelassen. Mein Bruder lag, sich an ein kleines leeres Wasserfaß klammernd, welches fest unter der Gilling angebunden war, im Stern des Schiffes. Als wir uns jedoch dem Rande des Trichters näherten, ließ er seinen Halt los, glitt auf den Ringbolzen zu und bemühte sich in seiner Todesangst, meine Hände davon loszureißen, denn der Ring war für vier Hände zu klein. Wohl wußte ich, daß er nicht bei Sinnen war, daß die Angst ihm den Verstand geraubt hatte, und dennoch habe ich in meinem ganzen Leben keinen tiefern Schmerz empfunden, als da ich den eignen Bruder diesen mörderischen Versuch machen sah. Indessen lag mir nichts mehr daran, mich deshalb mit ihm zu streiten — wußte ich doch, daß es sich schließlich ganz gleich blieb, ob wir uns anklammerten oder nicht; und so überließ ich ihm den Bolzen und rutschte auf das Faß zu. Kaum hatte ich es fest gepackt, da schlingerte das Schiffchen heftig nach Steuerbord hinüber und schoß dann kopfüber in den Abgrund. Ich glaubte, nun sei alles vorbei, und sandte ein hastiges Gebet zu Gott empor.

Als der Ruck nach unten erfolgte, hatte ich die Augen geschlossen und wagte sie, jeden Moment den Tod erwartend, sekundenlang nicht zu öffnen. Doch Sekunde um Sekunde verstrich, und ich lebte noch immer. Das Gefühl des Niederstürzens hatte aufgehört, und die Bewegung der Schmacke schien wieder jene kreisende, welche sie vorher in der Schaumregion angenommen, nur mit dem Unterschiede, daß sie jetzt mehr auf der Seite lag, während sich bisher das Deck ziemlich wagrecht gehalten hatte. So faßte ich denn Mut

und blickte noch einmal auf das Schauspiel vor meinen Augen.

Nie werde ich die Gefühle des Grausens und der Bewunderung vergessen, mit welchen ich um mich starrte. Wie durch Zauberkraft dort festgehalten, schien das Boot an der innern Fläche eines Trichters von ungeheurer Weite und Tiefe zu hängen, dessen glatte Wasserwände man für Ebenholz hätte halten können. Mit sinnverwirrender Schnelle wirbelten sie im Kreise umher, und ein glutartiges, geisterhaftes Leuchten entstrahlte ihnen, als jetzt der Vollmond aus jener Wolkenöffnung seinen Silberglanz auf die dunkeln Wände und bis in die geheimsten Tiefen des Schlundes hineinströmen ließ.

Anfangs war ich viel zu verwirrt, um genauer beobachten zu können — die entsetzliche Erhabenheit des Bildes hatte mich ganz überwältigt. Sobald ich jedoch die Fassung einigermaßen wiedererlangte, fiel mein Blick unwillkürlich nach unten. Die Art, wie unser Fahrzeug an der schiefen Oberfläche des Strudels hing, gestattete mir nach dieser Richtung einen völlig freien Ausblick, denn sein Verdeck lag mit der in einem Winkel von mindestens fünfundvierzig Grad geneigten Wasserebene parallel, so daß wir vollständig auf die eine Seite hinübergekippt waren. Dessenungeachtet aber wurde mir das Festhalten nicht schwerer als zuvor, wo das Schiff völlig horizontal stand, und das, meine ich, ließ sich nur durch die Wirkung der Zentrifugalkraft erklären.

Die Strahlen des Mondes schienen den Wasserschlund bis in seine tiefsten Tiefen ergründen zu wollen, und dennoch vermochte ich dort nichts deutlich zu unterscheiden, weil ein dichter Nebelschleier, über welchem, gleich einer Brücke zwischen Zeit und Ewigkeit, ein prachtvoller Regenbogen hing, alles einhüllte.

Unser erstes Niedersteigen aus dem Schaumkreise in den Trichter selbst war ein rapides gewesen. Jetzt aber sausten wir beständig im Zirkel umher und kamen dessenungeachtet dem Mittelpunkte kaum merklich näher. Da gewahrte ich, daß unser Boot nicht der einzige Gegenstand war, welchen

der Strudel erfaßt hatte. Sowohl über wie unter uns waren Schiffstrümmer aller Art zu sehen — Massen von Bauholz und Baumstämme wirbelten mit allerlei Hausrat, zerbrochenen Kästen und Tonnen bunt durcheinander. Ich habe euch schon von der Neugierde erzählt, die an Stelle der anfänglichen Angst getreten war — sie schien zu wachsen, je mehr wir uns langsam dem Abgrunde näherten, denn nun begann ich ein seltsames Interesse, ja beinahe einen Genuß daran zu finden, daß ich Beobachtungen darüber anstellte, wie diese mit uns umhertreibenden Dinge in den gähnenden Strudel hinabgerissen wurden.

„Jene Föhre,“ dachte ich mir zum Beispiel, „wird jetzt zuerst den Totensprung machen, um dann auf ewig zu verschwinden“ — und sah mich enttäuscht, als dieselbe von den Schiffstrümmern überholt ward. Nachdem ich mehrere derartige Berechnungen angestellt und immer wieder sehen mußte, daß ich falsch gerechnet hatte, kam ich endlich auf eine Idee, welche mich aufs neue zittern und mir das Herz lauter schlagen machte, aber nicht vor Todesangst, sondern vor freudiger Hoffnung!

Mir fiel nämlich die Unzahl von schwimmenden Gegenständen ein, welche häufig, vom Moskoëstrom verschlungen und später wieder ausgeworfen, unsere Küste bedeckten. Die meisten derselben waren völlig zerschellt und zerrissen, während einige ihre ursprüngliche Form beibehalten hatten. Diesen Unterschied konnte ich mir nur dadurch erklären, daß die zerstörten Stücke allein völlig verschlungen, die andern aber so spät in den Strom geraten oder aus irgendwelcher Ursache so langsam hinabgezogen worden waren, daß sie beim Eintritt der Ruhepause zur Zeit der wiederkehrenden Ebbe oder Flut den tiefsten Punkt noch nicht erreicht hatten. Jetzt nun machte ich drei wichtige Beobachtungen: erstens, daß die größten Gegenstände am schnellsten sanken — daß zweitens unter Körpern von gleicher Masse die sphärischen diejenigen von andrer Gestalt überholten — und drittens, daß die zylindrischen am weitesten zurückblieben. Seit meiner Rettung habe ich mich häufig mit einem alten Schulmeister aus unserm

Bezirk hierüber unterhalten und mir von ihm die Ausdrücke ‚Cylinder‘, ‚Sphäre‘ und ‚Zentrifugalkraft‘ erklären lassen. Der setzte mir klar auseinander — freilich habe ich den Zusammenhang längst vergessen — wie ein cylindrischer Körper, wenn er in einem Strudel schwimme, infolge seiner Gestalt dem Wasser mehr Widerstand leiste, als alle übrigen.*)

Ohne Zögern entschloß ich mich, aus diesen Beobachtungen Nutzen zu ziehen, indem ich mich an die Wassertonne festband, diese dann vom Schiff losschnitt und mich samt ihr ins Meer stürzte. Vergebens bemühte ich mich, meinem Bruder durch Zeichen begreiflich zu machen, was ich vorhabe — er schüttelte nur den Kopf und ließ seinen Ringbolzen nicht fahren. Erreichen konnte ich ihn nicht mehr, jeder Aufschub mußte verderblich werden, und so überließ ich ihn denn nach hartem Kampfe seinem Schicksal und schwamm im nächsten Moment samt meiner Tonne in der dunkeln Flut.

Das Resultat war genau wie ich es erwartet. Die Schmacke entfernte sich, tiefer und tiefer sinkend, allmählich immer mehr von mir, und etwa eine Stunde nachdem ich dieselbe verlassen machte sie mehrere heftige Kreisbewegungen und stürzte dann, meinen geliebten Bruder mit sich ziehend, kopfüber in das Chaos von Gischt. Die Tonne aber, an welche ich mich festgeschnallt, war nur um ein geringes über die Hälfte der Entfernung zwischen der untersten Spitze des Trichters und jener Stelle, wo ich über Bord sprang, gesunken, als der Strudel ein ganz anderes Aussehen bekam, indem seine Wände von Minute zu Minute flacher, die Umdrehungen allmählich langsamer wurden. Bald verschwand auch der Schaum und der Regenbogen aus seiner Tiefe, und der Boden des Abgrundes schien langsam emporzusteigen.

Der Himmel war völlig wolkenlos, der Wind hatte sich gelegt, und strahlend ging der Vollmond im Wasser unter, als ich mich an der Stelle, wo vordem der Moskoëstrom getobt hatte, auf der Fläche des Ozeans und der heimatlichen Küste gegenüber sah. Die Zeit des toten Wassers war da,

*) Archimedes: «De incidentibus in fluido,» lib. II.

aber noch immer wogte das vom Sturm aufgewühlte Meer bergeshoch, trieb mich mit gewaltiger Schnelle in den Kanal des Stromes und von da in wenigen Minuten den Strand entlang nach den Fangplätzen der andern Fischer. Völlig erschöpft und sprachlos vor Entsetzen über das Erlebte ward ich von einem Kahne aufgenommen. Die mich an Bord zogen, waren alte Kameraden von mir, welche mich täglich gesehen, aber sie erkannten mich nicht wieder. Mein Haar, das Tags zuvor noch rabenschwarz gewesen, war so weiß geworden wie es heute ist — der ganze Ausdruck meines Gesichts hatte sich verändert, Ich erzählte ihnen meine Geschichte — sie glaubten mir nicht. Jetzt habe ich sie euch erzählt, und ich kann kaum erwarten, daß ihr mir mehr Glauben schenken werdet, als meine alten Freunde, die arglosen Fischer der Lofodden."

Das verräterische Herz.

Richtig! Nervös — ganz entsetzlich nervös war ich und bin ich noch heute; aber warum besteht ihr darauf, daß ich wahnsinnig sei? Das Leiden hatte meine Sinne geschärft, hatte sie nicht gestört, noch abgestumpft. Vor allem besaß ich ein außerordentlich scharfes Gehör. Ich hörte alles, was im Himmel und auf Erden vorging — ich hörte manches, was aus der Hölle kam. Und deshalb soll ich wahnsinnig sein? Hört mir zu und achtet darauf, wie vernünftig, wie ruhig ich euch die ganze Geschichte erzählen kann.

Wie mir der Gedanke zuerst in den Kopf kam, vermag ich nicht zu sagen, aber sobald ich ihn einmal gefaßt hatte, verfolgte er mich Tag und Nacht. Ein Zweck lag nicht vor. Leidenschaft trieb mich nicht an. Ich mochte den alten Mann leiden; er hatte mir nie ein Unrecht zugefügt, hatte mich niemals beleidigt. Nach seinem Golde verlangte mich nicht. Ich glaube, es war sein Auge! Ja, ja — das war's! Sein eines Auge glich dem eines Geiers — matt-blau, mit einer Art von Schleier darüber. Wenn sein Blick mich traf, erstarrte mir das Blut in den Adern, und so kam ich nach und nach — ganz allmählich — zu dem Entschluß, den Alten umzubringen und so das Auge für immer loszu-werden.

Merkt wohl auf: ihr haltet mich für verrückt; aber ihr hättet mich nur sehen sollen. Ihr hättet sehen sollen, wie

verständig ich vorging — mit welcher Behutsamkeit, welcher Vorsicht, mit wie viel Verstellungskunst ich ans Werk schritt! Ich war niemals freundlicher gegen den alten Mann, als in der Woche bevor ich ihn ermordete. Und jede Nacht drückte ich um die Mitternachtstunde seine Thürklinke nieder und öffnete — o, so leise! Und wenn dann die Oeffnung so breit war wie mein Kopf, steckte ich eine Blendlaterne, so fest geschlossen, daß kein Licht herausdrang, hinein und zuletzt meinen Kopf hindurch. O, ihr würdet gelacht haben, wenn ihr gesehen hättet, wie fein ich das machte! Langsam, sehr, sehr langsam streckte ich ihn vor, um den Alten nicht im Schlaf zu stören. Ich brauchte wohl eine Stunde, um den Kopf soweit durch die Oeffnung zu zwängen, daß ich ihn auf seinem Bette liegen sehen konnte. Würde ein Verrückter wohl so gescheit gewesen sein, he? Und dann, wenn mein Kopf völlig im Zimmer drin war, öffnete ich die Laterne vorsichtig — o, so vorsichtig, denn die Scharniere quietschten — öffnete sie gerade weit genug, um einen einzigen dünnen Lichtstrahl auf das Geierauge fallen zu lassen. Und das that ich sieben Nächte lang, jedesmal um Mitternacht, aber ich fand das Auge immer geschlossen, und so konnte ich die That nicht vollbringen, denn es war ja nicht der alte Mann, der mich ärgerte, sondern sein böser Blick. Und jeden Morgen, sobald der Tag graute, ging ich keck in seine Schlafkammer und sprach mit ihm, nannte ihn in herzlichem Tone bei seinem Namen und erkundigte mich nach seinem Befinden. Ihr seht, er müßte ein sehr schlauer Alter gewesen sein, wenn er hätte argwöhnen können, daß ich jede Nacht punkt zwölf, während er schlief, hineinguckte.

In der achten Nacht öffnete ich die Thür behutsamer als je. Der Minutenzeiger meiner Taschenuhr bewegt sich viel schneller, als meine Hand es that. Nie war mir meine eigne Schlauheit so zum Bewußtsein gelangt, wie in dieser Nacht. Ja, ich kicherte triumphierend in mich hinein bei dem Gedanken, wie ich hier seine Thür immer weiter und weiter öffne, und wie er nicht die mindeste Ahnung hätte von meinem Beginnen und meinem Plane. Er muß mich

wohl gehört haben, denn er bewegte sich plötzlich im Bette wie aufgeschreckt. Ihr glaubt, ich hätte mich nun zurückgezogen — o nein. Im Zimmer war's pechrabenfinster, denn aus Furcht vor Dieben hatte er die Läden fest geschlossen, und weil ich wußte, daß er gar nichts sehen konnte, öffnete ich leise die Thür immer weiter und weiter.

Jetzt hatte ich den Kopf hineingesteckt und wollte eben die Laterne aufmachen, als mein Daumen an der kleinen blechernen Krampe ausrutschte und der Alte im Bett auffuhr und schrie: „Wer ist da?"

Ich verhielt mich mäuschenstill. Eine volle Stunde lang bewegte ich keinen Muskel und hörte auch nicht, daß er sich wieder hinlegte. Er saß noch immer aufrecht im Bett und lauschte, gerade wie ich manche bange Nacht den Totenuhren in der Wand gelauscht habe.

Auf einmal vernahm ich ein leises Stöhnen — es war das Stöhnen der Todesangst — nicht der Schmerz, nicht der Kummer hatte es ausgepreßt, o nein! es war jener leise, dumpfe, gepreßte Ton, wie er aus dem tiefsten Grunde der von Angst gequälten Seele emporsteigt. Ich kannte den Ton nur zu gut. Um manche Mitternacht, wenn alle andern schliefen, war er aus meiner eignen Brust emporgestiegen und hatte durch sein grauenvolles Echo die Schrecken noch vermehrt, die mir das Herz zerrissen. Ja, ja, ich kannte ihn nur zu gut. Ich wußte, was der Alte empfand, und er dauerte mich, obwohl ich innerlich lachte. Ich wußte, daß er seit jenem ersten leisen Geräusch, das ihn im Bett auffahren machte, wach gelegen hatte, daß seine Angst seitdem beständig gewachsen war. Er hatte sich einzureden versucht, daß diese Angst unbegründet sei, aber es war ihm nicht gelungen. Er hatte sich gesagt: „Es ist nichts als der Wind im Kamine — es ist nur eine Maus, die über die Diele lief," oder „es was das vereinzelte Zirpen eines Heimchens." Ja, ja, mit derlei Erklärungen hatte er sich beruhigen wollen, aber vergeblich — ganz vergeblich, denn der nahe Tod hatte seinen dunkeln Schatten vorausgeworfen und das Opfer darin eingehüllt. Und dieser Schatten war es

auch, der ihn, obwohl er mich weder sah noch hörte, meine Gegenwart fühlen ließ.

Nachdem ich lange geduldig gewartet und noch immer nicht gehört hatte, daß er sich niederlegte, beschloß ich, meine Laterne ein wenig — ein ganz, ganz klein wenig zu öffnen. Ich that es — ihr habt keine Ahnung, wie verstohlen das geschah — bis zuletzt ein einziger matter Strahl, dem Faden eines Spinngewebes zu vergleichen, aus der Ritze drang und auf das Geierauge fiel.

Es war offen, weit, weit offen, und ich geriet in Wut, indem ich es anstarrte. Ich sah es ganz deutlich — ein mattes Blau mit einem abscheulichen Schleier darüber, dessen Anblick mir das Mark gefrieren machte. Weiter aber sah ich nichts von dem Gesicht, geschweige denn von dem übrigen Körper des Mannes, denn ich hatte den Lichtstrahl wie vom Instinkt geleitet genau auf den verfluchten Fleck gerichtet.

Und nun — sagte ich euch nicht, daß es bloß ungewöhnliche Schärfe der Sinne war, was ihr für Wahnsinn haltet? — nun, sage ich, drang ein leiser, dumpfer, kurzer Ton zu meinem Ohr, etwa wie eine Taschenuhr ihn hervorbringt, die man in Watte eingewickelt hat. Ich kannte auch diesen Ton sehr wohl. Es war das Herzklopfen des Alten und steigerte meinen Grimm, wie Trommelschlag den Mut des Soldaten entfacht.

Aber noch hielt ich an mich und blieb regungslos stehen. Ich atmete kaum und freute mich dabei, wie stätig der Strahl auf das Auge fiel. Inzwischen verstärkte sich das Höllengetrommel des Herzens — jeden Augenblick ging es rascher und rascher und lauter und immer lauter. Die Angst des alten Mannes muß grenzenlos gewesen sein! Es wurde lauter, sage ich, immer, immer lauter! Versteht ihr wohl? Ich habe euch ja gesagt, daß ich nervös bin, und so ist es: und darum mußte ein so seltsames Geräusch wie dieses, inmitten der Nacht, inmitten der Totenstille jenes alten Hauses, mir einen unüberwindlichen Schrecken einflößen. Und dennoch hielt ich noch minutenlang an mich und blieb regungslos. Aber das Pochen ward lauter und lauter — ich meinte,

das Herz müsse zerspringen! Da faßte mich eine neue Angst — ein Nachbar konnte es hören! Die Stunde des Alten war gekommen. Mit einem gellenden Schrei riß ich die Laterne auf und sprang in das Gemach. Er schrie nur einmal auf, nur ein einziges Mal. Im Nu zerrte ich ihn auf den Fußboden nieder und zog das schwere Bett über ihn her. Dann lächelte ich, froh, das Werk so weit vollbracht zu haben. Doch das Herz schlug noch minutenlang in dumpfem Tone weiter, aber das verdroß mich nicht mehr — man konnte es unmöglich durch die Wand hindurch hören. Endlich hörte es auf. Der alte Mann war tot. Ich nahm das Bett hinweg und untersuchte die Leiche. Ja, er war mausetot. Ich legte meine Hand auf sein Herz und ließ sie lange dort liegen. Kein Puls schlug mehr — er war mausetot; sein Auge konnte mich nicht mehr peinigen.

Solltet ihr mich noch immer für verrückt halten, dann müßt ihr andern Sinnes werden, wenn ich euch schildere, mit welcher klugen Vorsicht ich den Körper verbarg. Die Stunden verrannen, und ich arbeitete eifrigst, aber lautlos.

Ich hob drei Dielen des Zimmerbodens auf und versteckte alles zwischen den Querbalken. Sodann that ich die Dielen wieder an ihren Ort — so geschickt, so pfiffig, daß kein menschliches Auge etwas hätte bemerken können, selbst das seine nicht. Auszuwaschen war nichts — keine Flecke irgendwelcher Art, keine Blutspuren — dazu war ich viel zu schlau gewesen.

Als ich diese Arbeit beendet, war es vier Uhr und noch immer stockfinster. Mit dem Glockenschlage pochte es an die Hausthür. Leichten Herzens ging ich hinunter, um zu öffnen — denn was hatte ich jetzt noch zu fürchten? Drei Männer traten ein, die sich sehr höflich als Polizeibeamte vorstellten. Einer der Nachbarn hatte während der Nacht einen Schrei vernommen, Verdacht geschöpft, die Polizei benachrichtigt, und nun waren sie abgeschickt worden, um Haussuchung zu halten.

Ich lächelte — was hatte ich denn zu fürchten? Ich hieß die Herren willkommen. Den Schrei, sagte ich, hätte

ich selbst im Traum ausgestoßen, der Alte aber sei verreist. Ich zeigte meinen Besuchern das ganze Haus und bat sie, ja recht genau alles zu durchsuchen. Zuletzt führte ich sie in sein Schlafgemach und zeigte ihnen seine Wertsachen, die unberührt dalagen. Im Taumel der Freude über meine völlige Sicherheit holte ich Stühle herbei und ersuchte die Herren, sich hier auszuruhn, während ich selbst, durch meinen Triumph tollkühn geworden, meinen Stuhl genau auf diejenige Diele stellte, unter welcher die Leiche meines Opfers lag.

Die Polizisten waren beruhigt; mein Benehmen hatte sie überzeugt. Ich befand mich in ungewöhnlich ruhiger Stimmung. Sie nahmen Platz, plauderten über allerlei, und ich beteiligte mich wohlgemut an ihrem Gespräch. Doch es währte nicht lange, da merkte ich, daß ich blaß wurde, und wünschte, sie wären erst wieder fort. Der Kopf that mir weh, und mir war's, als hätte ich Ohrensausen; sie aber blieben noch immer sitzen und plauderten weiter. Das Klingen wurde deutlicher — es hielt an und wurde deutlicher — ich sprach mehr, um das Gefühl loszuwerden, aber es hörte nicht auf, sondern nahm an Schärfe zu, bis ich zuletzt erkannte, daß das Geräusch nicht in meinen Ohren entstand — daß es von außen kam.

Jetzt muß ich sehr bleich geworden sein; aber ich sprach nun anhaltender und mit gehobner Stimme. Doch der Ton verstärkte sich — was sollte ich beginnen? Es war ein leiser, dumpfer, kurzer Ton, etwa wie eine Taschenuhr ihn hervorbringt, die man in Watte gewickelt hat. Ich rang nach Atem, und noch immer hörten die Beamten es nicht. Ich sprach schneller, erregter, aber das Geräusch nahm stetig zu. Ich stand auf und disputierte über die geringfügigsten Dinge im höchsten Ton und mit den heftigsten Gebärden; aber das Geräusch nahm stetig zu. Warum gingen sie nur nicht fort? Ich ging, als brächten ihre Bemerkungen mich in Wut, mit großen Schritten auf und nieder — das Geräusch nahm beständig zu. O Gott! Was sollte ich beginnen? Ich schäumte — ich raste — ich fluchte! Ich fuchtelte mit dem Stuhl herum, auf dem ich

gesessen hatte, und scharrte damit auf der Diele hin und her, aber das Geräusch übertönte alles andere und nahm noch immer zu. Es wurde lauter — lauter — l a u t e r! Und die Kerle schwatzten noch immer und lächelten dabei. War es denn möglich, daß sie nichts hörten? Großer Gott — nein, nein! Sie hörten es — sie schöpften Verdacht — sie wußten alles — sie machten sich lustig über mein Entsetzen! So dachte ich, und so denke ich noch. Aber alles andere war besser, als diese Todespein — alles andere war erträglicher, als dieser Hohn! Ich konnte ihr heuchlerisches Lächeln nicht länger mit ansehn — ich fühlte, daß ich mir Luft machen oder sterben müsse! Und jetzt — horch! — schon wieder — lauter — l a u t e r — **lauter** . . . . !

„Ihr Schurken!" kreischte ich auf, „verstellt euch nicht länger! Ich gestehe die That ein! — reißt die Planken auf! — hier, hier! — es ist das Schlagen seines gräßlichen Herzens!"

Der zweifache Mord in der Rue Morgue.

Welches Lied die Sirenen sangen, oder welchen Namen Achilles führte, als er sich unter Weibern verbarg, sind gewiß heikle Fragen — aber sie liegen nicht völlig außer dem Bereich der Mutmaßung.
Sir Thomas Browne.

Während meines Aufenthalts in Paris im Frühjahr und Sommer 18 . . lernte ich dort einen gewissen C. Auguste Dupin kennen. Dieser junge Herr gehörte einer guten, ja einer hochberühmten Familie an, war aber durch allerlei Mißgeschick derartig verarmt, daß er alle Energie, alles Streben verloren hatte. Durch die Nachsicht seiner Gläubiger blieb ihm noch ein kleiner Rest seines Erbes, und seine außerordentliche Sparsamkeit machte es ihm möglich, von den Zinsen zu existieren. Sein einziger Luxus bestand in Büchern, und diese sind ja in Paris leicht und billig zu beschaffen.

Wir trafen uns zum erstenmal in einer obskuren Leihbibliothek der Rue Montmartre, woselbst uns der Zufall, daß wir beide nach einem und demselben seltnen und wertvollen Buche fragten, näher zusammenführte. Seitdem sahen wir uns häufiger. Ich nahm warmen Anteil an der kleinen Familiengeschichte, welche er mir mit all der Offenherzigkeit eines Franzosen erzählte. Seine außerordentliche Belesenheit setzte mich in Erstaunen, und was die Hauptsache war, ich

fühlte, wie an der lebendigen Frische, an der wilden Glut seiner Phantasie meine eigne Seele sich entflammte — ich fühlte, daß die Gesellschaft eines solchen Mannes für mich ein Schatz von unberechenbarem Wert sein würde, und gestand ihm dies offen ein. Schließlich kamen wir dahin überein, daß wir, so lange ich noch in der Stadt verweilte, zusammen wohnen wollten, und da meine Finanzen sich in besserer Ordnung befanden als die seinigen, so mietete ich in einem sehr abgelegnen Teile des Foubourg St. Germain ein altes, verfallnes Haus von groteskem Aussehen und möblirte dasselbe in einer Weise, wie sie unsrer phantastisch-düstern Gemütsstimmung zusagte.

Hätte die Welt erfahren, welche Art von Leben wir dort führten, sie würde uns für ein paar — allerdings harmlose — Verrückte gehalten haben. So aber bewahrten wir die strengste Abgeschiedenheit. Niemand besuchte uns; selbst meinen alten Bekannten blieb unser Wohnort unbekannt, und was Dupin betrifft, so war er schon seit Jahren für die Pariser verschollen. Kurz, wir lebten nur für uns selbst.

Zu den phantastischen Grillen meines Freundes — denn wie sollte ich es sonst nennen? — gehörte auch seine Schwärmerei für die Nacht, und ich, der ich mich mit vollständigem ‚abandon' all seinen bizarren Launen hingab, teilte dieselbe bald mit ihm. Wollte die dunkle Göttin nicht aus freien Stücken allezeit bei uns weilen, so konnten wir sie doch auf künstlichem Wege herbeirufen. Beim ersten Morgengrauen schlossen wir sämtliche schwere Fensterladen des alten Bauwerks, zündeten ein paar parfümierte Kerzen an, welche nur ein mattes, geisterhaftes Licht gaben, und versenkten unsre Seelen in Träumereien — lasen, schrieben oder plauderten, bis die Uhr uns verkündete, daß die wirkliche Nacht gekommen sei. Dann schlenderten wir Arm in Arm hinaus auf die Straßen, wo wir die Gespräche des Tages fortsetzten oder stundenlang weit umherstreiften, um inmitten der gespenstischen Schatten und Lichter der Riesenstadt jene endlose Fülle geistiger Anregung zu suchen, welche ruhige Beobachtung zu bieten vermag.

Bei derartigen Ausflügen hatte ich wiederholt Gelegenheit, Dupins außerordentliches Analysier-Talent zu bewundern. Es schien ihm große Freude zu machen, wenn er dasselbe üben konnte, und er machte aus dieser Freude kein Hehl. Unter leisem Kichern rühmte er sich, daß er den meisten Menschen, wie durch ein Fenster, in ihr Inneres blicken könne, und dann pflegte er alsbald den Beweis hierfür in der überraschendsten Weise zu liefern, indem er die Geheimnisse meines eignen Herzens enthüllte. Zu solchen Zeiten schien er in tiefes Grübeln verloren — sein Blick war starr ins Innere gerichtet, seine sonst so vollklingende Tenorstimme verstieg sich zu einem Diskant, welcher einen Anflug von Mutwillen gehabt hätte, wenn die Worte nicht so bedächtig, so klar und deutlich gesprochen worden wären. Wenn ich ihn in solcher Stimmung beobachtete, dann kam mir oft die alte Philosophie von der zweiteiligen Seele in den Sinn, und ich ergötzte mich durch die Idee von einem doppelten Dupin — dem schaffenden und dem auflösenden. Ein Beispiel wird hier den Charakter, welchen seine Aeußerungen zu solchen Zeiten trugen, am besten deutlich machen.

Eines Nachts wandelten wir durch eine schmutzige Gasse in der Nähe des Palais Royal, und da wir beide unsern eignen Gedanken nachhingen, so hatte während einer vollen Viertelstunde keiner von uns eine Silbe gesprochen. Da platzte Dupin ganz urplötzlich mit den Worten heraus:

„Es ist wahr, der Kerl hat eine sehr winzige Figur und würde besser auf das Théatre des Variétés passen.“

„Ganz gewiß,“ antwortete ich unwillkürlich; denn in meiner Zerstreutheit war mir anfänglich die wunderbare Art, in welcher seine Bemerkung zu meinen Grübeleien stimmte, gar nicht aufgefallen. Um so größer war mein Erstaunen, als ich mich einen Moment später gesammelt hatte.

„Dupin,“ sagte ich sehr ernst, „das übersteigt meine Fassungskraft. Ich gestehe, daß ich starr bin vor Staunen und kaum meinen Ohren trauen mag. Wie in aller Welt konntest du wissen, daß meine Gedanken gerade in diesem Augenblick bei —“

Hier hielt ich inne, um über allen Zweifel festzustellen, ob er wirklich wisse, an wen ich gedacht hatte.

„Bei Chantilly waren," sagte er. „Weshalb stockst du? Du sagtest dir soeben, daß seine kleine Gestalt ihn für die Tragödie untauglich mache."

Das war genau mein Gedanke gewesen. Chantilly war ein ehemaliger Flickschuster aus der Rue St. Denis, der den Theatersparren bekommen und den Xerxes in Crebillons gleichnamiger Tragödie gespielt hatte, wofür er nun öffentlich verhöhnt wurde.

„Erkläre mir," rief ich aus, „um des Himmels willen, welche Methode du anwendest, um derartig in mein Innerstes zu blicken!"

„Es war der Obsthändler," versetzte mein Freund; „welcher dich zu dem Schluß brachte, daß der einstige Flicker der Sohlen nicht die genügende Körperhöhe für Xerxes et id genus omne besitze."

„Der Obsthändler? — ich verstehe dich nicht; ich kenne gar keinen Obsthändler —"

„Der Mann, welcher gegen dich rannte, als wir in diese Straße einbogen; es kann vor etwa einer Viertelstunde gewesen sein."

Jetzt besann ich mich in der That, daß ich beim Einbiegen aus der Rue — in die Gasse, wo wir uns eben befanden, von einem Obsthändler, welcher einen großen Korb mit Aepfeln auf dem Kopfe trug, beinahe umgerannt worden war. Was dies jedoch mit Chantilly zu thun haben sollte, vermochte ich nicht zu begreifen.

Dupin war jeder Art von Charlatanerie abhold. „Ich will es dir erklären," sagte er sofort; „und damit du alles ganz deutlich verstehst, wollen wir zuerst deinen Gedankengang von dem Moment, in welchem ich zu dir sprach, bis zu dem Rencontre mit dem Obsthändler rückwärts verfolgen. Die Hauptstationen desselben sind folgende: Chantilly — Orion — Dr. Nichols — Epikur — die Stereotomie — die Pflastersteine — der Obstmann."

— Es dürfte wenige Personen geben, die sich niemals

das Vergnügen gemacht haben, eine bestimmte Gedankenreihe Schritt für Schritt rückwärts zu verfolgen. Diese Bestätigung ist oft hochinteressant, und wer sich ihr zum erstenmal hingibt, staunt über die anscheinend maßlose Entfernung zwischen Ausgangs- und Endpunkt und über deren scheinbare Unvereinbarkeit. So war auch meine Verwunderung eine außerordentliche, als ich meinen Freund obige Worte sprechen hörte und mir doch eingestehen mußte, daß sie Wahrheit enthielten. Er fuhr fort:

„Wenn ich mich recht entsinne, hatten wir in der Rue — zuletzt über Pferde geplaudert. Dann bogen wir hier ein, und ein Obsthändler mit einem großen Korbe auf dem Kopf, der hastig an uns vorübereilte, stieß dich gegen einen Haufen Pflastersteine, die man, um den Fahrdamm an jener Stelle zu reparieren, dort zusammengetragen hatte. Du tratest auf einen der lose daliegenden Steine, rutschtest aus, vertratest dir den Fuß ein wenig, machtest ein verstimmtes Gesicht, murmeltest etwas, sahst dich nach dem Haufen um und gingst dann schweigend weiter.

„Im Fortschreiten blieb dein Blick auf den Boden geheftet und du betrachtetest die Löcher und ausgefahrnen Stellen noch immer mit trotziger Miene, bis wir an der kleinen, nach Lamartine benannten Seitengasse anlangten, welche man versuchsweise mit den neuen Blöcken gepflastert at, die übereinandergreifen und sich so gegenseitig festhalten. Hier klärte deine Miene sich auf — ich sah, daß deine Lippen sich bewegten, und war überzeugt, daß du das Wort ‚Stereotomie‘ murmeltest, denn diesèn Namen hat man ja unberechtigterweise der neuen Pflasterung gegeben. Nun wußte ich, daß du das Wort ‚Stereotomie‘ nicht aussprechen könntest, ohne von diesem auf ‚Atome‘ und dadurch auf die Atomenlehre des Epikur zu kommen — um so weniger, als wir erst unlängst über dessen Theorieen debattirt hatten. Damals nun hatte ich dich darauf aufmerksam gemacht, in wie hohem Maße die Vermutungen jenes edeln Griechen durch die neuere Kosmogenie, namentlich durch die Untersuchungen des Dr. Nichols über Nebelflecke, ihre Bestätigung gefunden, und

ich erwartete jetzt, daß du den Blick alsbald zu dem großen dir bekannten Nebelfleck im Orion aufschlagen würdest. Das thatest du denn auch wirklich, und ich sah, daß ich bis dahin deinem Gedanken Schritt für Schritt gefolgt war. In jener bitterbösen Rezension aber, welche im gestrigen ‚Musée‘ über Chantilly erschien, hatte der Kritiker einige boshafte Anspielungen darauf gemacht, daß der Schuhmacher, als er selbst den Kothurn anzog, seinen Namen verändert habe, und bei der Gelegenheit einen lateinischen Vers zitiert, über welchen wir mehrfach miteinander gesprochen haben. Ich meine den Vers:

‚Perdidit antiquum litera prima sonum.‘

„Ich hatte dir damals erzählt, daß mit diesem ersten Buchstaben, der seinen alten Laut verlor, das erste O in Orion gemeint sei, weil man anfänglich Urion geschrieben habe. Somit stand es für mich fest, daß du die Begriffe Orion und Chantilly miteinander verbinden mußtest, und daß du es wirklich thatest, ersah ich aus dem Lächeln, welches deine Lippen umspielte — du dachtest an die litterarische Abschlachtung des armen Schusters.

„Bisher warst du nachlässig und gebückt einhergeschritten; jetzt aber richtetest du dich in deiner ganzen Höhe empor, und nun wußte ich sofort, daß du an die zwerghafte Gestalt Chantillys dachtest, und weckte dich durch die Aeußerung aus deinen Grübeleien, daß er allerdings ein sehr kleiner Kerl sei und sich besser für das Théatre des Variétés eignen würde.“

— Bald nach diesem Vorfall fesselte beim Durchlesen des Abendblattes der „Gazette des Tribunaux“ der hier folgende Artikel unsre Aufmerksamkeit:

„Ein Doppelmord unter ganz außergewöhnlichen Umständen. — Diesen Morgen gegen drei Uhr wurden die Bewohner des Quartier St. Roch durch anhaltendes, entsetzliches Geschrei aus dem Schlafe geschreckt, welches anscheinend aus dem vierten Stock eines Hauses in der Rue Morgue drang, das nur von einer Madame L'Espanaye und deren Tochter, Fräulein Camille L'Espanaye, bewohnt wird.

Nachdem man zuerst vergeblich versucht, auf dem gewöhnlichen Wege Einlaß zu erlangen, wurde die Hausthür mittelst eines Brecheisens erbrochen, und acht bis zehn von den Nachbarn drangen, von zwei Gendarmen begleitet, ein. Inzwischen hatte jenes Geschrei aufgehört; während aber die Leute die unterste Treppenflucht hinaufstürzten, konnten sie zwei oder mehrere rauhe, anscheinend mit einander streitende Stimmen unterscheiden, die gleichfalls von oben kamen. Sobald das zweite Stockwerk erreicht war, verstummten auch diese und alles blieb ruhig. Nun verteilten sich die Leute und eilten von Zimmer zu Zimmer. Als sie schließlich in einem geräumigen, nach hinten hinausliegenden Schlafgemach des vierten Stockes anlangten, dessen Thür von innen mittelst Schlüssels verschlossen war und ebenfalls aufgesprengt werden mußte, bot sich ihnen ein ebenso entsetzlicher wie staunenerregender Anblick.

„Das Zimmer befand sich in der wildesten Unordnung. Die Möbel waren zerbrochen und nach allen Richtungen umhergeworfen. Es stand nur eine einzige Bettstelle darin; das Bett war herabgerissen und mitten auf den Flur geworfen. Auf einem Stuhl lag ein mit Blut beschmiertes Rasiermesser. Im Kamin lagen zwei oder drei lange Strähnen grauen menschlichen Haares, die gleichfalls mit Blut befleckt und mit den Wurzeln ausgerissen worden waren. Auf den Dielen fand man vier Napoleons, einen Ohrring von Topas, drei große silberne Löffel, drei kleinere von Metall d'Alger, und zwei Beutel, die nahezu viertausend Francs in Gold enthielten. Die Schubfächer einer in der Ecke stehenden Kommode waren herausgezogen und allem Anschein nach teilweis geplündert, obwohl sich noch viele Gegenstände darin vorfanden. Unter dem Bette — nicht unter der Bettstelle — entdeckte man einen kleinen Kasten von Eisen; er war offen und der Schlüssel steckte noch darin; das Kästchen enthielt jedoch nichts weiter, als einige alte Briefe und andere wertlose Papiere.

„Von Madame L'Espanaye war keine Spur zu finden; da man aber auf der Feuerstelle eine ungewöhnliche Quantität von Ruß gewahrte, so untersuchte man den Schorn=

stein und — entsetzliche Entdeckung! — zog den Leichnam der Tochter aus demselben hervor, welcher mit dem Kopf nach unten eine ziemliche Strecke weit in die enge Oeffnung hineingezwängt worden war. Die Leiche war noch warm, die Haut, ohne Zweifel durch das gewaltsame Hinaufzwängen und Herabreißen, vielfach zerschunden. Das Gesicht war stark zerkratzt, und am Halse fanden sich dunkle Flecke und tiefe Eindrücke von Fingernägeln, als ob eine Erwürgung vorhergegangen sei.

„Nachdem die Leute, ohne mehr entdecken zu können, das ganze Haus durchsucht, gelangten sie in einen kleinen gepflasterten Hof an der Rückseite des Gebäudes und fanden hier die Leiche der ältern Dame, welcher der Hals so vollständig durchschnitten war, daß beim ersten Versuch, sie aufzuheben, der Kopf abfiel. Kopf und Rumpf waren in so fürchterlicher Weise verstümmelt, daß sie kaum noch einen menschenähnlichen Anblick boten.

„Bis jetzt fehlt, so viel uns bekannt, noch jeder Schlüssel zu diesem entsetzlichen Geheimnis."

Die nächste Nummer des Blattes brachte noch folgende Einzelheiten:

Das Trauerspiel in der Rue Morgue. — Viele Zeugen sind bezüglich dieses außerordentlichen Vorfalles vernommen worden, ohne daß dadurch mehr Licht in das rätselhafte Dunkel desselben gekommen wäre. Wir lassen hier die Aussagen im wesentlichen folgen:

Pauline Dubourg, Wäscherin, erklärt, beide Verstorbnen seit drei Jahren gekannt zu haben, da sie während dieser ganzen Zeit die Wäsche für dieselben besorgt hat. Die alte Dame und ihre Tochter lebten im besten Einverständnis und waren einander herzlich zugethan. Bezahlten gut und pünktlich. Weiß nicht, wie, noch wovon sie lebten. Glaubt, daß Madame L. für Geld wahrsagte. Dieselbe stand in dem Rufe, Geld beiseite gelegt zu haben. Zeugin ist in dem Hause niemals einer dritten Person begegnet. Weiß bestimmt, daß kein Dienstbote dort war. Nur das vierte Stockwerk des Hauses schien möbliert zu sein.

Pierre Moreau, Tabakhändler, sagt aus, daß er der Madame L'Espanaye seit nahezu vier Jahren kleine Quantitäten von Rauch- und Schnupftabak verkauft habe. Ist in der Nachbarschaft geboren und hat beständig dort gewohnt. Die Verstorbne und ihre Tochter hatten das Haus seit länger als sechs Jahren inne; vorher bewohnte es ein Juwelier, welcher die obern Räume zu vermieten pflegte. Das Haus war das Eigentum der Madame L. Aergerlich über mancherlei durch den Mieter verursachte Beschädigungen, bezog sie es später selbst und wollte keinen Teil desselben mehr vermieten. Die alte Frau war bereits kindisch. Zeuge hat die Tochter während der sechs Jahre etwa fünf- oder sechsmal gesehn. Beide lebten außerordentlich zurückgezogen und galten für wohlhabend. Zeuge hat die Nachbarn munkeln hören, Madame L. sei eine Wahrsagerin, hat dies aber nicht geglaubt. Hat nie einen Fremden das Haus betreten sehn, ausgenommen ein- oder zweimal einen Lastträger, und acht- oder zehnmal einen Arzt.

Ganz ähnlich lauteten viele Aussagen von Nachbarn. Niemand wußte, ob Verwandte oder Bekannte von Madame und Fräulein L. existierten. Die Läden der vordern Fenster wurden nur selten geöffnet; diejenigen nach hinten heraus waren, mit Ausnahme jenes großen Schlafzimmers im vierten Stock, beständig verschlossen. Das Haus war in gutem Zustand und nicht allzu alt.

Isidore Musèt, Gendarm, gibt an, daß er gegen drei Uhr morgens nach dem Hause gerufen wurde und hier an zwanzig oder dreißig Personen antraf, welche einzudringen versuchten. Sprengte schließlich die Thür mittelst eines Bajonetts — nicht einer Brechstange — auf, was ihm nicht allzuschwer wurde, da die Thür eine doppelte und weder oben noch unten der Riegel vorgeschoben war. Das Geschrei dauerte fort, bis die Thür offen war, und verstummte dann plötzlich. Es waren laute, langgezogne Töne, die wie Schmerzensrufe klangen und von einer oder mehr Personen herrühren konnten. Zeuge ging die Stiege hinauf voran. Im ersten Stockwerk angelangt, hörte er zwei Stimmen, die

sich laut und heftig zu zanken schienen — die eine rauh, die andere viel höher, gellender — eine ganz fremdartige Stimme. Konnte von der erstern, welche diejenige eines Franzosen war, einige Worte verstehen. Weiß bestimmt, daß es keine Frauenstimme war. Verstand die Worte: ‚sacré‘ und ‚diable‘. Die gellende Stimme gehörte einem Ausländer an. Weiß nicht sicher, ob einem Manne oder einer Frau. Konnte das Gesagte nicht verstehen, hielt die Sprache aber für spanisch.

Henri Duval, einer der Nachbarn, seines Zeichens Silberschmied, bezeugt, daß er einer der ersten war, welche das Haus betraten. Bestätigt im ganzen die Aussage Musèts. Sobald sie eingedrungen waren, schlossen sie die Hausthür wieder, um die Menschenmenge zurückzuhalten, welche sich trotz der Nachtzeit schnell angesammelt hatte. Dieser Zeuge hält die gellende Stimme für diejenige eines Italieners. Ist überzeugt, daß es nicht französisch war. Kann nicht bestimmt behaupten, daß es eine männliche Stimme gewesen. Die italienische Sprache ist ihm unbekannt. Konnte keine Worte unterscheiden, schließt aber mit Sicherheit aus dem Accent, daß der Sprecher ein Italiener war. Kannte Madame L. und ihre Tochter; hatte sich wiederholt mit beiden unterhalten. Weiß mit Bestimmtheit, daß die gellende Stimme keiner der beiden Verstorbnen angehörte.

Odenheimer, Restaurateur, — Dieser Zeuge stellte sich freiwillig. Da er nicht französisch spricht, muß ein Dolmetscher herbeigerufen werden. Ist in Amsterdam geboren. Ging gerade am Hause vorüber, als die Schreie ertönten. Dieselben hielten wohl zehn Minuten lang an. Sie waren langgedehnt und laut — klangen schrecklich und herzzerreißend. Gehörte ebenfalls zu denen, welche in das Haus eindrangen. Bestätigt die vorige Aussage in allen Punkten, ausgenommen, daß er bestimmt behauptet, die gellende Stimme sei diejenige eines Mannes und zwar eines Franzosen gewesen. Konnte keine einzelnen Worte unterscheiden. Dieselben wurden jedoch laut, schnell und ungleichmäßig ausgestoßen. Konnten ebensowohl Angst ausdrücken, wie Zorn. Die

Stimme klang harsch — viel weniger gellend, als harsch, kann dieselbe nicht als „gellend“ bezeichnen. Die rauhe Stimme sagte mehrmals: ‚Sacré‘, ‚diable‘, und einmal ‚mon Dieu‘.

Jules Mignaud, Bankier, von der Firma Mignaud und Fils, Rue Deloraine. — Zeuge ist der ältere Mignaud. Madame L. Espanaye besaß einiges Vermögen. Hatte seit acht Jahren ein Konto in seinem Geschäft. Deponierte häufig kleine Summen. Hatte früher nie darauf gezogen, bis sie drei Tage vor ihrem Tode persönlich 4000 Francs entnahm. Dieselben wurden ihr in Gold ausgezahlt und ein Sekretär mitgegeben, welcher das Geld trug.

Adolphe Le Bon, Sekretär bei Mignaud und Fils, bekundet, daß er an dem genannten Tage, gegen Mittag, Madame L'Espanaye mit den 4000 Francs, welche sich in zwei Beuteln befanden, nach Hause begleitete. An der Hausthür kam ihnen Fräulein L. entgegen und nahm ihm den einen Beutel ab, die alte Dame den andern. Dann empfahl er sich und ging. Sah zur Zeit niemand in der Straße. Es ist eine Seitengasse und sehr menschenleer.

William Bird, Schneider, erklärt, daß er sich unter den Leuten befand, welche in das Haus drangen. Ist ein Engländer. Hat zwei Jahre in Paris gelebt. Hörte die sich zankenden Stimmen. Die rauhe Stimme war diejenige eines Franzosen. Verstand mehrere Worte, hat dieselben aber jetzt zum Teil wieder vergessen. Hörte deutlich „sacré“ und ‚mon Dieu‘. Vernahm gleichzeitig ein Geräusch, als wenn mehrere miteinander rängen — ein Gebalge und Gescharre. Die gellende Stimme war sehr laut, lauter als die rauhe. Weiß bestimmt, daß es nicht die Stimme eines Engländers war. Dieselbe klang mehr wie deutsch. Kann eine Frauenstimme gewesen sein. Zeuge versteht nicht deutsch.

Vier von den oben genannten Zeugen werden nochmals aufgerufen und sagen aus, daß die Thür des Zimmers, in welchem Fräulein L's. Leiche sich befand, von innen verschlossen gefunden wurde. Alles war still, als sie eintraten —

kein Stöhnen, kein Geräusch irgendwelcher Art zu hören — niemand zu sehn. Die Fenster, sowohl im Hinter- wie im Vorderzimmer, waren zu und von innen fest verschlossen. Es waren keine Flügel-, sondern Schiebefenster. Die Thür, welche beide Gemächer miteinander verbindet, war zu, aber nicht verschlossen. Diejenige, welche vom Vorderzimmer nach dem Flur führt, war gleichfalls von innen verschlossen. Der Schlüssel steckte auch hier, wie in derjenigen des Schlafgemaches. Ein kleineres Zimmer in demselben Stockwerk, nach vorn heraus, stand offen. Dasselbe war mit alten Betten, Kisten und Kasten voll gepackt. Jeder Zollbreit des ganzen Hauses wurde auf das sorgfältigste durchforscht, jeder Schornstein mit Fegern untersucht. Das Haus hatte vier Stockwerke und darüber eine Mansarde. Eine auf dem Dache befindliche Fallthür war fest vernagelt und allem Anschein nach seit Jahren nicht mehr geöffnet worden. Die Zeit, welche zwischen dem Gezänk und dem Erbrechen der Stubenthür verstrich, wird von den Zeugen verschieden angegeben; einige meinen, es seien drei, andre, es seien fünf Minuten gewesen. Die Thür ging schwer zu öffnen.

Alfonso Garcio, Leichenbesorger, bezeugt, daß er in der Rue Morgue wohne. Ist Spanier von Geburt. War ebenfalls mit den übrigen im Hause. Ging nicht die Treppe hinauf. Ist nervenschwach und fürchtete die Folgen der Aufregung. Hörte die zankenden Stimmen. Die rauhe war diejenige eines Franzosen. Konnte keine einzelnen Worte unterscheiden. Die gellende Stimme war bestimmt diejenige eines Engländers. Versteht die englische Sprache nicht; schließt nur aus dem Accent.

Alberto Montani, Konditor, bekundet, daß er sich unter den vordersten befand, welche die Treppen hinaufeilten. Hörte die Stimmen. Die rauhe Stimme sprach französisch. Verstand mehrere Worte. Es klang, als ob der Sprecher jemand heftige Vorwürfe machte. Konnte den andern — mit der gellenden Stimme — kein Wort verstehn. Dieser sprach schnell und ungleichmäßig. Glaubt, daß es ein Russe gewesen sein muß. Bestätigt im ganzen das Zeugnis der

andern. Zeuge ist Italiener und hat sich noch nie mit einem Russen unterhalten.

Nach nochmaligem Aufruf erklären mehrere Zeugen, daß sämtliche Schornsteine des vierten Stockwerks zu eng seien, um ein menschliches Wesen hindurchzulassen. Unter Fegern verstehen sie cylindrisch geformte Bürsten, wie solche von den Schornsteinkehrern benutzt werden. Jeder Rauchabzug im ganzen Hause wurde mittelst dieser Kehrbesen untersucht. Ein zweiter Flur oder Ausgang, durch welchen irgend jemand hätte entkommen können, während die Leute die Treppen hinaufdrangen, ist nicht vorhanden. Die Leiche des Fräulein L'Espanaye war so fest in den Kamin eingekeilt, daß sie erst herabgeholt werden konnte, nachdem vier oder fünf Männer gleichzeitig daran zogen.

Paul Dumas, Arzt, erklärt, daß er gegen Tagesanbruch zur Besichtigung der Leichen herbeigerufen wurde. Beide lagen auf dem Strohsack in der Bettstelle des Schlafgemaches, in welchem Fräulein L. gefunden worden war. Der Körper der jungen Dame zeigte viele Beulen und Hautabschürfungen, die sehr wohl bei dem gewaltsamen Hinaufzwängen in den Kamin entstanden sein konnten. Der Hals war vielfach verletzt. Gerade unterhalb des Kinns zeigten sich tiefe Kratzwunden, sowie eine Anzahl schwarzblauer Stellen, augenscheinlich Fingereindrücke. Die Gesichtsfarbe war entsetzlich entstellt und die Augäpfel traten hervor. Die Zunge war zum Teil durchbissen. An der Magengrube entdeckte er eine umfangreiche Beule, dem Anscheine nach durch den Druck eines Kniees erzeugt. Nach Ansicht des Zeugen war Fräulein L. erwürgt worden. Die Leiche der Mutter war entsetzlich verstümmelt. Sämtliche Knochen des rechten Armes und Beines waren zerschmettert. Das linke Schienbein und alle Rippen der linken Seite waren zersplittert, der ganze Körper war auf das schrecklichste mit Beulen bedeckt und entfärbt. Kann nicht sagen, in welcher Weise die Verletzungen beigebracht wurden. Eine wuchtige Holzkeule, eine breite Eisenstange — ein Stuhl oder irgend sonst ein großes, schweres, stumpfes Werkzeug könne, von

einem starken Mann geführt, ähnliche Wirkungen hervorbringen. Eine Frau könne solche Schläge unmöglich geführt haben. Der Kopf der Verstorbnen war, als Zeuge ihn sah, ebenfalls zerschmettert und total vom Rumpfe getrennt. Die Kehle mußte mittelst eines scharfen Instrumentes, wahrscheinlich eines Rasiermessers, durchschnitten worden sein.

Alexandre Etienne, Wundarzt, wurde mit Herrn Dumas gleichzeitig zur Leichenschau gerufen. Bekräftigt das Zeugnis des vorigen.

Obgleich noch mehrere andre Personen verhört wurden, stellte sich weiter nichts von Belang heraus. Noch nie ist in Paris ein so mysteriöser, ein so nach allen seinen Einzelheiten rätselhafter Mord verübt worden — wenn überhaupt ein Mord vorliegt. Die Polizei tappt vollständig im Dunkeln."

Das Abendblatt brachte die Meldung, daß im Quartier St. Roch noch immer die größte Aufregung herrsche, daß man die Lokalität nochmals sorgfältig untersucht, neue Zeugen vernommen, aber nicht das Geringste dadurch zu Tage gebracht habe. Eine Nachschrift fügte dann noch hinzu, daß Adolphe Le Bon verhaftet worden sei, obwohl außer dem bereits Bekannten weiter nichts gegen ihn vorliege.

Dupin schien sich ungemein für diese Angelegenheit zu interessieren; doch schloß ich dies nur aus seinem Benehmen, denn er enthielt sich aller Bemerkungen über dieselbe. Erst nachdem die Verhaftung Le Bons bekannt wurde, fragte er mich nach meiner Meinung.

Ich antwortete ihm, daß ich nur mit ganz Paris übereinstimme, indem ich die Sache für ein unlösbares Rätsel halte, denn ich sähe keine Möglichkeit, dem Mörder nachzuspüren.

„Man darf die Möglichkeit nicht nach einer oberflächlichen Untersuchung, wie eine solche hier vorliegt, beurteilen," erwiderte Dupin. „Die wegen ihres Scharfsinns so hochgepriesne Pariser Polizei ist verschlagen, aber weiter auch nichts. Sie geht nicht methodisch vor, sondern handelt lediglich, wie es der Moment ihr eingibt. Sie macht viel Wesens von

ihren Maßnahmen, aber diese passen oft so schlecht zu dem vorgesetzten Zweck, daß sie einen an Monsieur Jordain erinnern, wenn er nach seinem Schlafrock verlangt — ‚pour mieux entendre la musique.‘ Sie gelangt nicht selten zu staunenerregenden Resultaten, aber in den meisten Fällen nur durch Eifer und Unermüdlichkeit. Wo diese Eigenschaften nicht ausreichen, bleiben ihre Pläne erfolglos. Vidocq z. B. hatte einen richtigen Treffer und große Ausdauer. Aber da er nicht logisch zu denken gelernt hatte, irrte er fast beständig, und zwar gerade durch sein allzuheftiges Darauflosforschen. Er schädigte seine Sehkraft, indem er sich das Objekt zu dicht vor die Augen hielt. Er sah vielleicht diesen oder jenen Punkt mit außerordentlicher Klarheit, aber indem er so that, verlor er die Angelegenheit als Ganzes aus den Augen. Er war in der That allzu verschmitzt, allzu gründlich. Die Wahrheit liegt nicht immer auf dem tiefsten Grunde — im Gegenteil, insofern es sich um Sachen von Wichtigkeit handelt, suche ich sie sogar stets auf der Oberfläche. Durch übertriebne Gründlichkeit verwirren und schwächen wir nur unsre Gedanken.

„Was nun den vorliegenden Fall betrifft, so wollen wir ihn vorerst selber prüfen, ehe wir uns eine Ansicht darüber bilden. Die Untersuchung wird uns Vergnügen bereiten“ (— ich hielt diesen Ausdruck für nicht ganz passend, sagte jedoch nichts davon —) „und zudem hat Le Bon mir einmal einen Dienst erwiesen, für den ich ihm gern dankbar wäre. Laß uns die Lokalität einmal selbst in Augenschein nehmen. Ich kenne G—, den Polizei-Präfekten, und werde die nötige Erlaubnis ohne Mühe erhalten.“

Dies geschah, und wir brachen alsbald nach der Rue Morgue auf. Sie gehört zu jenen elenden Gassen, welche zwischen der Rue Richelieu und der Rue St. Roch liegen. Es war schon nahezu Abend, als wir dort anlangten. Das Haus war nicht zu verfehlen, denn noch immer standen müßige Gaffer auf dem gegenüberliegenden Seitenwege und starrten die geschlossnen Fensterläden an.

Ehe wir eintraten, gingen wir durch ein Nebengäßchen

um das Gebäude herum nach dessen Rückseite, und Dupin untersuchte alles mit einer mir völlig zwecklos erscheinenden Sorgfalt.

Wieder an der Hausthür angelangt, klingelten wir, zeigten unsre Erlaubniskarte und wurden von den beaufsichtigenden Beamten eingelassen. Wir stiegen die Treppen hinauf und begaben uns in das Zimmer, in welchem die Leiche des jungen Mädchens gefunden worden war. Beide Opfer lagen noch dort, und auch die Unordnung war, wie in solchen Fällen üblich, genau dieselbe geblieben. Ich konnte nichts sehen, als was ich bereits durch den Artikel in der „Gazette des Tribunaux“ erfahren hatte. Dupin untersuchte alles, auch die Körper der Ermordeten, auf das genaueste. Dann betraten wir, stets von einem Gendarmen begleitet, die übrigen Gemächer und schließlich den Hof. Als wir mit allem fertig waren und uns entfernten, war es bereits dunkel. Auf dem Heimwege trat mein Begleiter in die Expedition einer täglich erscheinenden Zeitung ein, wo er nur wenige Minuten verblieb.

Ich sagte bereits, daß der Launen meines Freundes Legion war und daß ich — daß je les menageais — — ich kenne in unsrer Sprache kein entsprechendes Wort. Diesmal nun beliebte es ihm, einstweilen jede den Mord betreffende Unterhaltung abzulehnen. Erst am folgenden Mittag fragte er mich ganz plötzlich, ob ich an dem Schauplatz des Verbrechens nicht etwas Eigentümliches bemerkt habe.

Das Wort „eigentümlich“ betonte er so seltsam, daß ich unwillkürlich zusammenschauderte, ohne recht zu wissen, warum.

„Nein, nichts Eigentümliches,“ entgegnete ich; „wenigstens nicht mehr, als was wir beide in der Zeitung gelesen haben.“

„Ich fürchte, der ‚Gazette‘ ist das Entsetzliche, Grauenhafte dieses Ereignisses nicht genügend klar geworden,“ gab er zurück. „Doch genug von den müßigen Betrachtungen dieses Blattes. Mir kommt es vor, als halte man dieses Rätsel gerade aus demjenigen Grunde für unlösbar, welcher

dasselbe erst recht leicht lösbar macht — ich rede von dem outrierten Charakter, welchen alles trägt. Die Polizei ist bestürzt, weil anscheinend das Motiv fehlt — nicht sowohl zu dem Morde selbst, als zu der scheußlichen Weise, in welcher der Mord vollbracht wurde. Sie zerbricht sich ferner den Kopf, weil es ihr unmöglich erscheint, die im Streit begriffnen Stimmen mit der Thatsache zu vereinbaren, daß außer dem ermordeten Mädchen niemand oben gefunden wurde und es dennoch keinen Ausgang gab, durch welche ein Mensch hätte entkommen können, ohne von den Eindringenden bemerkt zu werden. Die wüste Unordnung im Zimmer, der mit dem Kopf nach unten in den Rauchfang gezwängte Körper, die gräßliche Verstümmelung der andern Leiche — alles das kommt hinzu, um ihre Geisteskräfte total zu lähmen, weil es ihren so hochgepriesnen ‚Scharfsinn' zuschanden werden laßt. Sie ist in den groben, aber alltäglichen Irrtum verfallen, das Ungewöhnliche mit dem Unbegreiflichen zu verwechseln. Aber eben durch diese Abweichungen von der gewöhnlichen Bahn wird es dem Verstande möglich, den Weg zur Wahrheit zu finden. Bei derartigen Nachforschungen sollte man nicht sowohl fragen: ‚Was ist geschehen?', als: ‚Was ist geschehen, das vordem noch niemals geschah?' Glaube mir, die Leichtigkeit, mit welcher ich zur Lösung dieses Rätsels gelangt bin, steht im direkten Verhältnis zu der Unlösbarkeit, welche es in den Augen der Polizeibeamten kennzeichnet."

Sprachlos vor Verwunderung starrte ich ihn an.

„Ich erwarte soeben jemand," fuhr er mit einem Blick auf unsre Stubenthür fort, „der, obwohl er mutmaßlich jene Schlächterei nicht selbst ausführte, dennoch bis zu einem gewissen Grade in dieselbe verwickelt sein muß. An dem schlimmsten Teil der begangnen Greuelthat trägt er aller Wahrscheinlichkeit nach keine Schuld. Ich hoffe, daß diese Mutmaßung richtig ist, denn auf sie baue ich die Erwartung, bald das ganze Geheimnis enthüllen zu können. Ich erwarte den Mann hier in diesem Zimmer — er kann jeden Augenblick eintreten. Mag sein, daß er *nicht* kommt, aber

die Wahrscheinlichkeit ist, daß er kommt. Im letztern Falle müssen wir ihn festhalten. Hier sind Pistolen — wir wissen ja beide sie zu gebrauchen, wenn die Notwendigkeit es erheischen sollte."

Kaum wissend was ich that, noch was ich von dem Gehörten denken sollte, nahm ich die Pistolen, während Dupin wie in einem Selbstgespräch fortfuhr. Ich erwähnte bereits das zerstreute Wesen, welches ihm bei solchen Gelegenheiten eigen war. Seine Rede schien an mich gerichtet, und doch klangen die Worte, ohne im geringsten laut gesprochen zu werden, als seien sie auf eine große Entfernung berechnet. Sein Blick heftete sich ausdruckslos an die Zimmerwand.

„Die Zeugenaussagen haben zur Genüge bewiesen," sagte er, „daß jene mit einander hadernden Stimmen nicht diejenigen der beiden Frauen waren. Damit fällt gleichzeitig die Annahme, Madame L'Espanaye könne ihre Tochter getötet und darauf Selbstmord begangen haben. Ich erwähne dies lediglich der Methode halber, denn die alte Frau hätte nimmermehr die Kraft besessen, den Leichnam der Tochter in der uns bekannten Weise den Rauchfang hinaufzuschieben, und die Natur der an ihrem eignen Köcper gefundnen Wunden schließt die Möglichkeit eines Selbstmordes aus. Folglich hat eine dritte Partei den Mord begangen, und die zankende Stimme dieser dritten Partei war es, welche man beim Hinaufeilen hörte. Ich komme jetzt — nicht etwa zu dem ganzen, jene Stimmen betreffenden Zeugnis, sondern zu dem, was bei diesem Zeugnis eigentümlich war. Ist dir nichts Eigentümliches darin aufgefallen?"

Ich bemerkte, daß allerdings die Meinungen in Bezug auf die gellende, oder wie einer sie bezeichnet hatte, die harsche Stimme sehr geteilt gewesen seien, während doch alle darin übereingestimmt hätten, daß die rauhe Stimme einem Franzosen gehört habe.

„Das war das Zeugnis selbst, nicht aber seine Eigentümlichkeit," entgegnete Dupin. „Du hast nichts Auffallendes bemerkt, und doch liegt etwas derartiges vor. Wie du richtig sagst, waren die Zeugen sämtlich einig über die rauhe

Stimme. Die Eigentümlichkeit ihrer Aussagen über die gellende Stimme jedoch liegt nicht darin, daß sie uneins waren, sondern darin, daß ein Italiener, ein Engländer, ein Spanier, ein Holländer und ein Franzose dieselbe für ausländisch erklärten — daß jeder von ihnen bestimmt behauptete, dieselbe habe keinem Landsmann von ihm gehört, vielmehr alle aussagten, sie habe eine ihnen unbekannte Sprache gesprochen. Der Franzose hält sie für die Stimme eines Spaniers, kennt aber selbst die spanische Sprache nicht. Der Holländer besteht darauf, sie sei diejenige eines Franzosen gewesen; wir hören aber gleichzeitig, ‚daß ein Dolmetscher herbeigerufen werden muß, weil dieser Zeuge nicht französisch spricht.‘ Dem Engländer klang es wie deutsch, aber ‚Zeuge versteht nicht deutsch‘. Der Spanier erklärt es ‚bestimmt‘ für englisch, ‚versteht aber die englische Sprache nicht und schließt nur aus dem Accent.‘ Der Italiener glaubt, daß es ein Russe gewesen sein muß, hat sich aber ‚noch nie mit einem Russen unterhalten‘. Noch mehr: ein zweiter Franzose behauptet, abweichend von dem erstern, es sei italienisch gewesen; ‚da ihm aber die italienische Sprache unbekannt, schließt er — wie der Spanier — nur aus dem Accent‘. Wie seltsam, wie ungewöhnlich muß nun jene Stimme geklungen haben, in deren Tönen fünf Vertreter der Hauptnationen Europas nichts Bekanntes finden konnten! Du wirst sagen: ‚Es wird ein Asiat gewesen sein oder ein Afrikaner‘. Nun sind zwar Asiaten und Afrikaner in Paris sehr selten, indes laß mich hiervon absehen und vorerst deine Aufmerksamkit auf drei verschiedne Punkte richten:

„Der eine Zeuge nennt die Stimme ‚harsch — viel weniger gellend als harsch‘. Zwei andre bezeichnen dieselbe als ‚schnell und ungleichmäßig‘. Kein einziger von allen vermag irgend ein Wort oder auch nur einen wortähnlich klingenden Laut zu unterscheiden.

„Ich weiß nicht,“ fuhr Dupin fort, „welchen Eindruck ich bis dahin auf dein Verständnis gemacht habe, aber ich

stehe nicht an zu behaupten, daß die aus diesem Teil der Zeugenaussagen gezognen berechtigten Schlußfolgerungen schon an und für sich genügen, um einen Verdacht zu erwecken, der allen weitern Nachforschungen eine bestimmte Richtung gibt. Wenn ich von ‚berechtigten Schlußfolgerungen' sprach, so meinte ich damit jene einzig richtigen, aus welchen der erwähnte Verdacht unvermeidlich entspringen muß. Welcher Art dieser ist, bleibe vorläufig noch unausgesprochen; ich wollte dich nur darauf aufmerksam machen, daß er stark genug war, um meinen Untersuchungen im Zimmer selbst eine bestimmte Tendenz zu verleihen.

„Kehren wir nun im Geiste noch einmal zu jenem Zimmer zurück. Wonach haben wir dort zuerst zu suchen? Nach den Auswegen, welche die Mörder benutzten. Keiner von uns glaubt an übernatürliche Erscheinungen — Madame und Fräulein L'Espanaye können nicht durch Geister umgebracht worden sein. Die Thäter waren materielle Wesen und entkamen auf materielle Weise. Aber wie? Glücklicherweise gibt es hier nur einen einzigen Weg, auf welchem wir folgern können, und dieser muß uns zu einer bestimmten Entscheidung führen. Untersuchen wir nun die möglichen Auswege im einzelnen. Es steht fest, daß die Mörder sich in diesem, oder mindestens doch im anstoßenden Zimmer befanden, als die Leute die Treppe heraufdrangen; wir haben somit nur allein nach den Auswegen aus diesen beiden Pièces zu suchen. Die Polizei hat Dielen, Zimmerdecken und Zimmerwände geprüft — ein geheimer Ausgang würde ihrer Aufmerksamkeit nicht entgangen sein. Trotzdem traute ich ihren Augen nicht, sondern untersuchte mit meinen eignen und fand wirklich, daß keine geheimen Auswege vorhanden waren. Beide aus diesen Zimmern auf den Hausflur führende Thüren waren von innen fest verschlossen und die Schlüssel steckten. Wir kommen jetzt zu den Schornsteinen. Dieselben bieten, obwohl im untern Teile von gewöhnlicher Weite, oben nicht Raum genug für eine größere Katze. Da also hier ein Entkommen absolut unmöglich war, bleiben uns nur noch die Fenster. Durch diejenigen der vordern

Stube konnte niemand entschlüpfen, ohne von der inzwischen auf der Straße versammelten Volksmasse gesehen zu werden. Die Mörder müssen also diejenigen des Hinterzimmers benutzt haben. Sind wir aber einmal in so unzweideutiger Weise zu diesem Schluß gelangt, so dürfen wir ihn nicht angesichts der scheinbaren Unmöglichkeit verwerfen, sondern haben einfach nachzuweisen, daß diese scheinbare Unmöglichkeit in Wirklichkeit gar nicht vorliegt.

„In dem Schlafgemach befinden sich zwei Fenster. Das eine ist nicht durch Möbel verstellt und in allen Teilen sichtbar. Der untere Teil des andern wird durch die kolossale Bettstelle verdeckt, welche mit ihrem hohen Kopfende dicht an dasselbe herangeschoben ist. Das erstere fand man von innen fest verwahrt; die Leute wendeten vergebens ihre ganze Kraft an, um die untere Hälfte — du entsinnst dich, daß es Schiebefenster sind — in die Höhe zu heben. An seiner linken Seite war mit einem großen Bohrer ein Loch in den Rahmen gebohrt worden, und in diesem steckte, beinahe bis an den Kopf hineingeschoben, ein Nagel von ungewöhnlicher Stärke. Als man darauf das andre Fenster untersuchte, sah man einen eben solchen Nagel in ähnlicher Weise darinstecken, und ein kraftvoller Versuch, dasselbe in die Höhe zu schieben, schlug gleichfalls fehl. Die Polizei war nun überzeugt, daß auch auf diesem Wege an ein Entrinnen nicht zu denken sei, und hielt es deshalb für überflüssig, die Nägel herauszuziehen und die Schieber zu öffnen.

„Meine Untersuchung war nun etwas schärfer, denn ich folgerte so — a posteriori: Die Mörder sind aus einem dieser beiden Fenster entkommen, mithin können sie dieselben nicht von innen befestigt haben. Die Schieber waren aber dennoch in dieser Weise befestigt, folglich muß eine Vorrichtung vorhanden sein, mittelst welcher dieselben sich von selbst schließen; dieser Schluß war unvermeidlich. Ich trat also an das freiliegende Fenster, zog mit einiger Mühe den Nagel heraus und versuchte die untere Hälfte hochzuschieben. Wie ich erwartet hatte, widerstand sie allen meinen Anstrengungen. Ich wußte jetzt, daß eine geheime Feder existieren müsse,

und diese Bekräftigung meiner Annahme überzeugte mich, daß meine Prämissen zum mindestens richtig seien, so unerklärlich auch die Sache mit den Nägeln mir noch immer blieb. Nach sorgfältigem Suchen fand ich denn auch die verborgne Feder, drückte darauf, und unterließ, mit meiner Entdeckung zufrieden, das Oeffnen dieses Fensters.

Nun that ich den Nagel wieder an seine Stelle und betrachtete ihn nachdenklich. Eine durch dieses Fenster hinaussteigende Person konnte dasselbe wieder hinter sich zufallen lassen. Dann würde allerdings die Feder eingeschnappt sein, aber der Nagel konnte unmöglich wieder in die Oeffnung gesteckt werden. Dadurch verengerte sich abermals das Feld meiner Nachforschungen — die Mörder mußten durch das andre Fenster entkommen sein. Angenommen nun, daß die Feder dort dieselbe war, was doch wahrscheinlich erschien, so mußte sich ein Unterschied in den Nägeln oder doch in der Art ihrer Befestigung vorfinden. Ich stieg auf die Bettstelle, betrachtete, mich über deren Kopfende beugend, den zweiten Fensterrahmen genau und entdeckte dort die nämliche Feder. Dann sah ich nach dem Nagel. Er erschien ebenso stark wie der erstere und allem Anschein nach ganz wie dieser bis nahe an den Kopf in die Oeffnung gesteckt.

„Wenn du etwa glaubst, ich sei nun verblüfft geworden, dann hast du den Charakter meiner Induktionen völlig mißverstanden. Ich hatte dem Geheimnis bis zur letzten Station nachgespürt, und diese letzte Station war eben der Nagel. Ich sagte, daß derselbe ganz genau so aussah, wie sein Gegenstück in dem andern Fenster; aber diese Thatsache war, so entscheidend sie auch scheinen mochte, für mich absolut wertlos, wenn ich sie mit der Ueberzeugung zusammenhielt, daß hier der Schlüssel zum Rätsel steckte. ‚Mit diesem Nagel muß etwas nicht in Ordnung sein‘, sagte ich mir. Ich berührte ihn und behielt den Kopf samt einem wenige Linien langen Stückchen Schaftes in den Fingern, während der Rest des letztern in dem Bohrloche blieb, wo er schon vor längrer Zeit abgebrochen sein mußte, denn die Bruchfläche war zum Teil verrostet. Nun steckte ich das vordere

Stück wieder sorgfältig an seinen Platz, drückte auf die Feder und schob den Fensterrahmen mitsamt dem Nagelkopf in die Höhe.

„Soweit war also das Geheimnis aufgeklärt. Der Mörder war durch dasjenige Fenster entkommen, vor welchem das Bett stand, hatte es dann — absichtlich oder nicht — zufallen lassen, und der Halt, welchen die Feder dem Schieber verlieh, war von der Polizei irrtümlich für eine Wirkung des Nagels angesehn worden.

„Die nächste Frage dreht sich um die Art und Weise des Hinuntersteigens. Hierüber war ich mir bereits bei unserm Umschreiten des Gebäudes klar geworden. Etwa fünf Fuß von dem Fenster entfernt läuft ein Blitzableiter. Von diesem aus konnte niemand das Fenster erreichen, geschweige denn einsteigen. Ich bemerkte jedoch, daß die Läden des vierten Stockswerks die Form einer einfachen Thür — nicht wie gewöhnlich, einer Doppel- oder Flügelthür — haben und im untern Teile mit Jalousien versehen sind, welche einen bequemen Halt für die Hände bieten. Die Breite eines solchen Fensterladens beträgt mindestens drei und einen halben Fuß. Bei unsrer Besichtigung waren beide nur halb geöffnet, das heißt, sie bildeten mit der Wand selbst etwa einen rechten Winkel. Ohne Zweifel hat die Polizei die Außenseite des Gebäudes gleichfalls untersucht; da sie aber von dem Vorurteil befangen war, daß niemand hier entkommen sein könne, achtete sie auch nicht auf die beträchtliche Breite des Ladens. Ich hingegen sah deutlich, daß dieser, wenn bis an die Mauer zurückgeschwungen, dem Blitzableiter auf anderthalb Fuß nahekommen mußte. Ebenso war es mir klar, daß ein Individuum von außerordentlicher Gewandtheit und großem Mute auf diese Weise vom Blitzableiter aus in das Zimmer gelangen konnte. Nehmen wir einmal an, der Laden sei völlig geöffnet gewesen, so brauchte es nur die Hände etwa zwei Fuß nach der einen Seite auszustrecken, um sich fest an die Jalousien zu klammern, dann den Blitzableiter fahren zu lassen, sich kräftig mit den Füßen von der Mauer abzustoßen und so bis an das Fenster selbst herumzuschwingen,

durch welches — vorausgesetzt, daß es offen stand — es dann leicht in das Zimmer einsteigen konnte.

„Ich betone nochmals, daß eine ganz außergewöhnliche Gewandtheit erforderlich war, um ein so schweres Kunststück auszuführen. Und nun bitte ich dich, diese ganz außerordentliche Behendigkeit mit jener ganz fremdartigen Stimme in Verbindung zu bringen, über deren Nationalität keine zwei Zeugen einig waren und in deren Lauten keinerlei Silbenbildung wahrgenommen werden konnte.

„Du bemerkst," fuhr mein Freund fort, „daß ich von der Frage des Hinauskommens zu derjenigen des Hineingelangens übergesprungen bin. Dies geschah, um dich zu überzeugen, daß beides in der nämlichen Weise und an der nämlichen Stelle ausgeführt wurde. Kommen wir nun zu dem Innern des Gemachs. Die Kommodenfächer, heißt es, waren geplündert, obwohl sich noch viele Gegenstände in denselben vorfanden. Hier ist die Schlußfolgerung geradezu absurd und nichts als eine Vermutung, und zwar eine recht alberne. Woher wissen wir, daß außer den vorgefundnen noch mehr Gegenstände in der Kommode gewesen waren?

„Madame L'Espanaye und ihre Tochter lebten sehr zurückgezogen, empfingen keine Besuche, gingen selten aus, brauchten also keine große Garderobe. Das Gefundne war von so guter Qualität, wie man sie überhaupt bei diesen Frauen erwarten konnte. Hätte ein Räuber irgendetwas mitgenommen, würde er viertausend Francs in Gold liegen gelassen und sich ein Bündel Kleider aufgepackt haben? Und das Gold war da — beinahe die ganze vom Bankier Mignaud erwähnte Summe lag in Beuteln auf dem Fußboden. Ich bitte dich deshalb, die nichtige Idee von einem Motiv, welche durch den Zufall, daß drei Tage vorher Geld an der Hausthür abgeliefert wurde, in dem Hirnschädel der Polizisten entstanden ist, gänzlich fallen zu lassen. Derlei Zufälligkeiten können wir täglich erleben, und niemand achtet auch nur einen Augenblick darauf. Wäre das Gold verschwunden gewesen, dann würde allerdings die Thatsache, daß es drei Tage zuvor abgeliefert wurde, dieser Annahme

eines Motivs Nachdruck verliehen haben. Wie jedoch die Sachen hier stehen, müßten wir den Verbrecher für einen Idioten halten, der sein Gold mitsamt seinem Motiv vergessen hätte.

„Halte nun diese drei Punkte fest: die fremdartige Stimme — die außerordentliche Gewandtheit — das Fehlen eines Motivs bei einem so gräßlichen Morde, und laß uns dann diesen selbst näher ansehn. Eine Frau wird mit den Händen erwürgt, und dann, die Füße nach oben, in einen Rauchfang gezwängt. Gewöhnliche Mörder thun dergleichen nicht. Du wirst zugeben, daß etwas außerordentlich Uebertriebnes in diesem Vorgehen liegt — etwas, das wir mit unsern Erfahrungen nicht in Einklang bringen können, selbst wenn wir uns die allerverderbtesten Menschen als die Thäter denken. Bedenke ferner, welche Kraft dazu gehörte, um die Leiche derartig in die Oeffnung hinaufzuzwängen, daß es der vereinten Anstrengung mehrerer bedurfte, um dieselbe wieder herabzuziehn.

„Sehen wir uns nun nach weitern Anzeichen von dem Vorhandensein einer geradezu staunenswerthen Kraft um. Vor dem Herd lagen dicke Strähnen grauen Menschenhaares, die samt Wurzeln und Partikelchen der Kopfhaut ausgerissen worden waren. Der alten Dame war nicht bloß die Kehle durchschnitten, sondern der ganze Kopf vom Rumpf getrennt, und zwar mit einem einfachen Rasiermesser. Beachte die tierische Wildheit, welche das ganze Verfahren bekundet. Von den Beulen am Körper der Madame L'Espanaye rede ich nicht. Herr Dumas und sein würdiger Kollege Etienne haben erklärt, dieselben seien durch eine stumpfes Instrument beigebracht worden, und sie haben recht — jenes stumpfe Instrument war offenbar das Steinpflaster des Hofes, auf welches die Unglückliche fiel.

„Fügst du noch die im Zimmer herrschende Unordnung hinzu, so sind wir dazu gelangt, folgende Annahmen miteinander zu verbinden: Erstaunliche Gewandtheit — übermenschliche Kraft — tierische Wildheit — blutige Metzelei ohne Motiv — eine entsetzensvolle ‚grotesquerie‘, die nichts

Menschliches mehr hat, und eine Stimme, welche allen Ohren fremdartig klingt und jeglicher Silbenbildung entbehrt. Was folgt also hieraus? Welchen Eindruck habe ich auf deine Phantasie gemacht?"

Mich durschauderte es eiskalt, als Dupin diese Frage stellte. „Ein Irrer hat die That gethan," sagte ich, „irgend ein in Tobsucht verfallner Wahnsinniger, der aus einem benachbarten maison de santé entsprang."

„Diese Annahme wäre in mancher Hinsicht nicht unstatthaft," entgegnete er, „allein die Stimme eines, wenn auch noch so rasenden, Wahnsinnigen muß immerhin eine wahrnehmbare Silbenbildung zeigen. Zudem sieht das Haar eines Verrückten niemals so aus, wie dasjenige, welches ich eben in der Hand halte. Ich habe diesen einzigen Büschel aus den zusammengekrallten Fingern der Madame L'Espanaye gezogen — sage mir, was du davon hältst?"

„Dupin!" rief ich, vor Schrecken halb ohnmächtig, „dies ist kein Menschenhaar."

„Das habe ich auch nicht behauptet," versetzte er. „Doch ehe wir uns hierüber entscheiden, bitte ich dich, einen Blick auf diese kleine Zeichnung zu werfen, welche ich zu Papier gebracht habe. Es ist ein Facsimile dessen, was die Zeugenaussagen einmal als ‚dunkle Flecke und tiefe Eindrücke von Fingernägeln', ein andermal als ‚eine Anzahl schwarzblauer Stellen, augenscheinlich Fingereindrücke', bezeichnen.

„Du wirst finden," fuhr Dupin, das Papier auf dem Tisch ausbreitend, fort, „daß jeder dieser Finger — vermutlich bis zum Tode des Opfers — genau an derjenigen Stelle verblieben ist, wo er sich ursprünglich einkrallte. Nirgends ist ein Ausgleiten ersichtlich. Hier ist ein Holzscheit von der Dicke und cylindrischen Form des menschlichen Halses. Wickle nun das Papier um dasselbe herum und versuche, alle fünf Finger gleichzeitig in die Eindrücke zu legen."

Ich machte den Versuch, aber er mißlang. „Das sind nicht die Spuren einer Menschenhand," sagte ich.

„So lies diesen Abschnitt aus Cuvier," erwiderte Dupin.

Derselbe enthielt eine ausführliche Beschreibung des rotbraunen Orang-Utan des ostindischen Archipels. Die furchtbare Kraft, die Gewandtheit, die Wildheit dieses Tieres sind allbekannt — das ganze Schrecknis des Mordes wurde mir auf einmal klar.

„Die Schilderung der Finger stimmt genau mit dieser Zeichnung," sagte ich, als ich mit Lesen fertig war. „Ich sehe ein, daß nur ein Orang-Utan von der hier beschriebnen Spezies jene Eindrücke hervorgebracht haben kann. Auch dies Haar entspricht der Beschreibung Cuviers. Trotzdem vermag ich die Details dieses furchtbaren Geheimnisses noch nicht zu begreifen; zudem vernahm man ja auch zwei zankende Stimmen, und eine davon gehörte einem Franzosen."

„Ganz richtig. Du erinnerst dich aber auch, daß fast sämtliche Zeugen erklärten, den Ausruf: ‚mon Dieu!' aus dem Munde dieses Mannes vernommen zu haben, und daß einer derselben — der Italiener Montani — aussagte, es habe geklungen, als ob der Sprecher jemand heftige Vorwürfe machte. Deshalb baue ich auf diese beiden Worte meine Hoffnung, das Rätsel endgültig lösen zu können. Ein Franzose weiß um den Mord. Es ist möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß er an der Blutthat selbst keinen Anteil hat. Der Orang-Utan kann ihm entflohen sein; er kann denselben auch bis nach dem Schlafgemach verfolgt, aber in der Aufregung über dasjenige, was nun geschah, nimmermehr wieder eingefangen haben. Das Tier befindet sich also noch in Freiheit. Dies alles sind freilich nur Mutmaßungen; sind sie aber richtig, dann wird diese Annonce, welche ich gestern Abend auf dem Heimwege in der Expedition von ‚Le Monde', einem Blatte, das vielfach von Seeleuten gelesen wird, aufgab, den Mann hierher bringen."

Damit überreichte er mir eine Zeitung und ich las:

„**Eingefangen** — im Bois de Boulogne am Morgen des — dieses Monats (— Datum des Mordes —) ein sehr großer rotbrauner Orang-Utan von der bornesischen Spezies. Der Eigentümer, von welchem man weiß, daß er Matrose auf einem mal-

tesischen Schiffe ist, kann denselben gegen genügenden Ausweis und Bezahlung der geringen Kosten im Hause No. —, Rue —, Faubourg St. Germain, au troisième, abholen."

„Wie in aller Welt kannst du wissen, daß der Mann Matrose ist und einem maltesischen Schiffe angehört?" fragte ich.

„Ich weiß es ja auch nicht," sagte Dupin, „— wenigstens bin ich dessen nicht gewiß. Aber hier ist ein ganz kleines Endchen Band, das, nach seiner Form und dem Fette zu urteilen, welches daran klebt, unbedingt dazu benützt wurde, einen jener Zöpfe festzubinden, wie sie Matrosen so gern tragen. Zudem ist es mit einem Matrosenknoten zugeknüpft, und zwar mit einem maltesischen. Ich habe das Band am Fuß des Blitzableiters gefunden. Einer der beiden Verstorbnen kann es nicht gehört haben. Sollte ich mich nun auch wirklich in meiner Schlußfolgerung irren, daß der Franzose Matrose auf einem maltesischen Schiff war, so thut das weiter nichts zur Sache. Habe ich jedoch recht, dann ist hiermit außerordentlich viel gewonnen. Als Mitwisser des Mordes wird der Franzose natürlich schwanken, ob er die Annonce beantworten und seinen Affen reklamieren soll, oder nicht. Er wird aber so denken: ‚Ich bin ja schuldlos; ich bin arm; mein Orang-Utan hat für mich großen Wert — weshalb soll ich ihn also aus thörichter Furcht vor einer mir drohenden Gefahr aufgeben? Man hat ihn in Bois de Boulogne gefunden — in weiter Entfernung von dem Schauplatz jener Schreckensthat. Wer sollte auf die Idee kommen, daß ein Tier der Thäter war! Die Polizei hat keinerlei Spur finden können. Und was die Hauptsache ist: der Annoncierende weiß, wer ich bin — vielleicht ist er genauer unterrichtet, als ich ahne. Es könnte und müßte Verdacht erregen, wenn ich es unterließe, das wertvolle Tier zurückzufordern. Ich werde hingehn, den Orang-Utan abholen und ihn dann einsperren, bis die Sache in Vergessenheit gerät!"

In diesem Augenblick vernahmen wir Schritte auf der Treppe.

„Mach' dich fertig," sagte Dupin; „aber zeige die Pistolen erst, wenn ich dir ein Zeichen gebe."

Die Hausthür war von Dupin offengelassen worden, und der Besucher hatte nicht nötig gehabt, zu klingeln. Jetzt stieg er die Treppe zum Teil hinan; dann schien er unschlüssig zu werden, und zuletzt hörten wir ihn wieder hinabsteigen. Schon eilte Dupin nach der Thür, als der Fremde abermals zurückkam. Jetzt klopfte es an unsre Stubenthür.

„Herein!" rief Dupin im jovialsten Tone.

Ein Mann trat ein. Er war offenbar ein Matrose, von hohem, kräftigem Wuchs, und hatte etwas Keckes in seinem Gesichtsausdruck, das sofort für ihn einnahm. Er trug einen wuchtigen Eichenknittel, war aber im übrigen unbewaffnet. Er grüßte unbeholfen und wünschte uns im Pariser Dialekt einen „guten Abend".

„Nehmen Sie Platz, mein Freund," sagte Dupin. „Sie kommen vermutlich wegen ihres Orang-Utan. Meiner Treu, ich beneide sie fast um ihn. Es ist ein außerordentlich schönes und ohne Zweifel höchst wertvolles Exemplar. Für wie alt halten sie ihn?"

Der Matrose holte tief Atem, wie jemand, der sich plötzlich sehr erleichtert fühlt, und antwortete dann mit festrer Stimme:

„Ich weiß es nicht genau; doch kann er schwerlich über vier oder fünf Jahre alt sein. Haben sie ihn hier?"

„O nein; ich konnte ihn ja hier nirgends unterbringen. Er befindet sich in einem Leihstall der Rue Dubourg, hier ganz in der Nähe. Sie können ihn morgen früh bekommen. Sie sind doch imstande, sich als sein Besitzer auszuweisen?"

„Gewiß, mein Herr."

„Ich trenne mich nur schwer von ihm —"

„Ich verlange auch nicht, daß sie all ihre Mühe umsonst gehabt haben sollen, mein Herr," sagte der Mann. „Bin gern erbötig, eine entsprechende Belohnung für das Auffinden des Tieres zu bezahlen."

„Schon gut," versetzte mein Freund. „Aber was gebührt mir denn eigentlich dafür? Warten sie einmal — — o, ich will ihnen sagen, welche Belohnung ich verlange: sie sollen mir alles erzählen, was sie von — von diesem Doppelmord in der Rue Morgue wissen."

Dupin hatte die letzten Worte sehr leise und ruhig gesprochen. Ebenso schritt er jetzt zur Thür, verschloß dieselbe und steckte den Schlüssel in die Tasche. Dann zog er ein Pistol hervor und legte es behutsam vor sich auf den Tisch.

Der Matrose wurde dunkelrot im Gesicht, sprang auf und faßte nach seinem Stock, sank aber schon im nächsten Moment heftig zitternd und totenbleich in den Stuhl zurück. Er sprach kein Wort.

„Mein Freund," fuhr Dupin im gütigsten Tone fort, „sie ängstigen sich ohne allen Grund. Ich gebe ihnen mein Ehrenwort, daß wir nichts gegen sie im Schilde führen. Ich weiß sehr wohl, daß sie an den in der Rue Morgue begangnen Unthaten schuldlos sind; allein sie können ebensowenig leugnen, daß sie in gewisser Beziehung zu denselben stehn. Sie haben einerseits nichts verbrochen, ja sich nicht einmal des Diebstahls schuldig gemacht, während sie ungestraft hätten rauben können, brauchen also auch nichts zu verheimlichen. Andrerseits aber sind sie als ehrlicher Mann verpflichtet, alles zu bekennen, was sie von der Sache wissen, denn man hat einen Unschuldigen wegen desselben Verbrechens verhaftet, dessen Thäter sie kennen."

Während Dupin so sprach, hatte der Matrose seine Fassung wiedergewonnen; aber seine ursprüngliche Keckheit war verschwunden.

„So wahr Gott mir helfe," begann er nach einer kurzen Pause; „ich will ihnen alles sagen, was ich von der Geschichte weiß, obgleich sie mir gewiß nicht die Hälfte davon glauben werden. Aber ich bin ja unschuldig, und so will ich denn mein Herz erleichtern."

Nun erzählte er im wesentlichen folgendes:

Unlängst im ostindischen Archipel angelangt, hatte er während eines Ausfluges auf Borneo in Gemeinschaft mit einem Kameraden den Orang-Utan eingefangen, welcher durch den Tod jenes Mannes sein ausschließliches Eigentum wurde. Das Tier hatte ihm unterwegs durch seine unbezähmbare Wildheit viel Ungemach bereitet, und hier in Paris eingetroffen, hatte er dasselbe sorgfältig eingesperrt, um es schließlich, sobald es von einer auf dem Schiff erhaltnen Fußwunde geheilt sein würde, zu verkaufen.

Spät in der Nacht jener Schreckensthat von einem Matrosengelage heimkehrend, fand er den Affen aus seinem Gefängnis ausgebrochen in seiner eignen Schlafkammer. Er hatte sich das ganze Gesicht eingeseift und saß, ein Rasiermesser in der Hand und die oftgesehne Operation des Barbierens nachahmend, vor dem Spiegel. Höchlich erschrocken, eine so gefährliche Waffe im Besitz dieses unbändigen Tieres zu finden, hatte er einige Sekunden lang nicht gewußt, was er beginnen sollte, schließlich aber nach der Peitsche gegriffen. Da war der Orang-Utan plötzlich durch die Thür entsprungen und durch ein unglücklicherweise offenstehendes Fenster auf die Straße entkommen.

Der Mann verfolgte ihn und sah, daß der Affe, welcher noch immer das Rasiermesser in der Hand hielt, häufig stehen blieb und sich nach ihm umsah, um seine Flucht erst fortzusetzen, wenn sein Herr ihn beinahe erreicht hatte. So dauerte die Jagd eine ganze Weile fort. Da es gegen drei Uhr morgens war, begegnete er niemand. Als sie durch ein hinter der Rue Morgue entlanglaufendes Gäßchen kamen, muß der Lichtschimmer, welcher aus dem offenstehenden Fenster der Madame L'Espanaye drang, die Aufmerksamkeit des Flüchtlings erregt haben. Er stürzte darauf zu, gewahrte den Blitzableiter, kletterte mit unbegreiflicher Behendigkeit daran empor, erfaßte den gegen die Mauer gelehnten Laden, schwang sich mittelst desselben direkt auf das hohe Kopfende der Bettstelle und stieß dann den Fensterladen mit den Füßen wieder in seine vorige Lage zurück. Dies alles geschah in weniger als einer Minute.

Der Matrose freute sich einerseits, daß die Bestie selbst in eine Falle gegangen war, aus welcher sie nur mittelst des Blitzableiters wieder entkommen und unterwegs leicht eingefangen werden konnte; andrerseits aber hegte er auch die schlimmsten Befürchtungen, da er nicht wissen konnte, was der Affe im Innern des Hauses anstellen werde, und dies bewog ihn, die Verfolgung fortzusetzen. Den Blitzableiter zu erklimmen, wurde ihm als Matrose nicht schwer; als er aber in der Höhe des Fensters angelangt war, konnte er nicht weiter, und es gelang ihm nur, sich soweit hinüberzubeugen, daß er einen Teil des Zimmers zu überblicken vermochte. Beinahe wäre er im Uebermaß seines Entsetzens hinabgestürzt. Madame L'Espanay und ihre Tochter waren augenscheinlich mit dem Ordnen von Papieren beschäftigt gewesen, welche sich in der früher erwähnten kleinen Eisenkiste befanden. Letztere stand offen mitten im Zimmer und ihr Inhalt lag ringsumher verstreut. Die beiden Frauen mußten mit dem Rücken gegen das Fenster gesessen und vielleicht das Anschlagen des Ladens für die Wirkung eines Windstoßes gehalten haben, denn es vergingen Sekunden, ehe sie jene grausigen Angstschreie ertönen ließen, welche die Bewohner der Rue Morgue aus dem Schlafe weckten.

Als der Matrose nun in das Zimmer blickte, hatte der Orang-Utan die alte Frau bei den Haaren erfaßt und fuchtelte, die Bewegungen eines Barbiers nachahmend, mit dem Messer um ihr Gesicht herum. Die Tochter war in Ohnmacht gesunken. Das Geschrei und Sträuben der Mutter brachte den Affen, der bisher ganz friedliche Absichten gehabt zu haben schien, in Wut. Er riß sie heftig herum und trennte dann mit einem einzigen Schnitt den Kopf vom Rumpfe. Der Anblick des Blutes machte ihn nur noch wilder. Zähneknirschend und mit funkelnden Augen sprang er auf das Mädchen ein und hielt ihren Hals fest umkrallt, bis sie tot war. Da fiel sein Blick auf den Kopf seines Herrn außerhalb des Fensters; augenblicklich schien er sich der so gefürchteten Peitsche zu erinnern, und seine Wut ver-

wandelte sich in Angst. Als ob er sich bewußt sei, eine Züchtigung verdient zu haben, sprang er im Zimmer umher, stürzte dabei die Möbel um und zerbrach sie, und zerrte das Bett von der Bettstelle herunter. Schließlich packte er, als wollte er die Spuren seiner blutigen Tat verbergen, zuerst die Leiche der Tochter und schob sie in den Rauchfang, und dann diejenige der alten Dame, welche er kopfüber zum Fenster hinauswarf.

Als das Tier sich mit seiner furchtbar verstümmelten Bürde dem Fenster näherte, preßte der Matrose sich voll Entsetzen an den Blitzableiter, glitt in großer Hast an diesem herab und eilte, die Folgen der Metzelei fürchtend und in seiner Angst völlig unbekümmert um das weitre Schicksal des Orang-Utan, direkt nach Hause. Was die Leute auf der Treppe gehört hatten, waren die Ausrufe des Franzosen, untermischt mit dem höllischen Geschnatter der Bestie, gewesen.

Mir bleibt nur noch weniges hinzuzufügen übrig. Der Orang-Utan muß unmittelbar vor dem Aufbrechen der Thür auf demselben Wege entkommen sein, auf welchem er eingedrungen war, und beim Hindurchschlüpfen das Fenster angestoßen haben, so daß dieses niederfiel. Er wurde später durch den Besitzer selbst eingefangen, welcher ihn um einen hohen Preis an den Jardin des plantes verkaufte. Sobald wir im Bureau der Polizeipräfekten Bericht erstattet, wurde Le Bon in Freiheit gesetzt. Der erwähnte Beamte konnte sich, trotzdem er meinem Freunde sehr zugethan war, nicht enthalten, einige boshafte Bemerkungen fallen zu lassen und unter anderm zu äußern, daß es besser wäre, wenn sich jeder um seine eignen Angelegenheiten kümmerte.

„Laß ihn reden,“ sagte Dupin, welcher ihn keiner Antwort gewürdigt hätte. „Laß ihn schwatzen — es wird sein Gewissen erleichtern. Mir genügt es, ihn in seiner eignen Burg besiegt zu haben. Mich wundert es gar nicht, daß ihm die Lösung dieses Rätsels mißlang, denn er ist viel zu gerieben, um tiefer in die Dinge eindringen zu können. Seine Weisheit hat lauter Kopf und keinen Körper, wie

die Bilder der Göttin Laverna. Er ist trotz alledem doch ein guter Kerl. Mir gefällt er wegen seiner Meisterschaft — die ihm auch den Ruf eines scharfsinnigen Mannes eingebracht hat — ‚de nier ce qui est, et d'expliquer ce qui n'est pas'*)".

---

*) Rousseau: «La nouvelle Héloïse».

Der Fall Marie Rogêt.

Ein Seitenstück zu: „Der zweifache Mord in der Rue Morgue.“

[Vorbemerkung des Uebersetzers:

Zu Anfang der vierziger Jahre wurde in der Nähe New-Yorks ein junges Mädchen, namens Mary Rodgers, ermordet, und obwohl ihr Tod außerordentliches und dauerndes Aufsehn erregte, war dennoch das Geheimnis desselben noch unaufgeklärt, als der folgende Aufsatz erschien. Der Dichter hat sich in demselben bis in die kleinsten Details hinein im wesentlichen streng an die ihm aus jenem Fall durch die Tagesblätter bekannt gewordnen Thatsachen gehalten und lediglich die Namen der Personen, Lokalitäten, Zeitungen u. s. w. fingiert. Sein Zweck war die Erforschung der Wahrheit, und diesen Zweck hat er erreicht; denn lange Zeit nach der Veröffentlichung von „Marie Rogêt“ ergab sich aus den Geständnissen zweier Verhafteten, daß nicht nur das Schlußresultat seiner Folgerungen vollkommen richtig war, sondern auch ausnahmslos jede der einzelnen Prämissen, durch welche er zu jenem Resultat gelangte.]

> Es gibt eine Reihe idealischer Begebenheiten, die der Wirklichkeit parallel läuft. Selten fallen sie zusammen. Menschen und Zufälle modifizieren gewöhnlich die idealische Begebenheit, so daß sie unvollkommen erscheint und ihre Folgerungen gleichfalls unvollkommen sind. So bei der Reformation — statt des Protestantismus kam das Luthertum hervor.
>
> Novalis: „Moral-Ansichten."

Als ich vor etwa einem Jahre den Versuch machte, in der Erzählung „Der zweifache Mord in der Rue Morgue" eine eigentümliche geistige Veranlagung meines Freundes, des Chevalier Auguste Dupin, zu schildern, ahnte ich nicht, daß ich jemals wieder auf denselben Gegenstand zurückkommen werde. War doch diese Schilderung selbst mein einziger Zweck, und hätte ich auch noch mehr Beispiele angeführt, ich würde ihn dadurch nicht vollkommner erreicht, würde nichts Neues geboten haben. Ereignisse neuern Datums jedoch haben mir so ganz eigentümliche Seiten seines analysierenden Geistes aufgeschlossen, daß ich nicht länger zu schweigen vermag.

Nachdem jenes Trauerspiel seinen Abschluß erreicht, verfiel der Chevalier wieder in seine vorige träumerische Stimmung, welche ich alsbald mit ihm teilte. Wir behielten unsre einsame Wohnung im Faubourg St. Germain bei, gaben die Zukunft den Winden und schlummerten, die abgeschmackte Welt ringsum in unsre Träume verwebend, friedvoll in der Gegenwart weiter.

Aber diese Träume sollten nicht ohne Unterbrechung bleiben. Man kann sich leicht denken, daß die Rolle, welche mein Freund in jenem Drama gespielt, Eindruck auf die Pariser Polizei gemacht haben mußte, und so geschah es oft, daß die Präfektur ihn um seinen Beistand ersuchte. Einer der merkwürdigsten Fälle, in welchen dies geschah, war die Ermordung eines jungen Mädchens namens Marie Rogêt.

Marie war die einzige Tochter der Witwe Estelle Rogêt. Schon in ihrer Kindheit hatte sie den Vater verloren, und von seinem Tode an bis etwa anderthalb Jahre vor ihrem

eigenen Ende hatten Mutter und Tochter in der Rue Pavée St. André gewohnt, woselbst erstere ein Kosthaus hielt. Das Mädchen hatte eben ihr zweiundzwanzigstes Jahr erreicht, als ein Parfümeur, dessen Laden sich in einem der Souterrains des Palais Royal befand, auf ihre große Schönheit aufmerksam wurde. Monsieur Le Blanc sagte sich ganz richtig, daß ein Ladenmädchen wie die schöne Marie seinem Geschäfte, welches hauptsächlich von den vielen verwegnen Abenteurern jener Gegend frequentiert wurde, von wesentlichem Vorteil sein mußte, und das Mädchen nahm trotz der Bedenken der alten Frau seine liberale Offerte freudig an.

Der Krämer hatte richtig spekuliert, denn bald erlangte sein Geschäft durch die Reize der muntern Grisette eine gewisse Berühmtheit. Diese mochte ungefähr ein Jahr in seinem Brote gestanden haben, als ihr plötzliches Verschwinden aus dem Laden die zahlreichen Bewunderer in Aufregung versetzte. Herr Le Blanc wußte keinen Grund für ihre Abwesenheit anzugeben, und Madame Rogêt war außer sich vor Angst und Sorge. Sogar die Zeitungen nahmen Notiz von dem Vorfall, und die Polizei war eben drauf und dran, ernstlichere Nachforschungen anzustellen, als Marie sich eines Morgens, nach Ablauf einer Woche, gesund und wohlbehalten, aber mit etwas trübseliger Miene wieder an ihrem Verkaufstisch einfand. Die amtliche Untersuchung wurde natürlich sofort niedergeschlagen; Le Blanc blieb bei seiner Behauptung, daß er von nichts wisse, und Marie sowohl wie ihre Mutter antworteten auf alle bezüglichen Fragen, daß es sich lediglich um einen Besuch bei einer auf dem Lande wohnenden Verwandten gehandelt habe. So wurde die Angelegenheit um so schneller vergessen, als das junge Mädchen, offenbar um zudringlicher Neugier aus dem Wege zu gehn, den Dienst bei Herrn Le Blanc bald darauf verließ und zu ihrer Mutter zurückkehrte.

Ungefähr fünf Monate später wurden ihre Bekannten zum zweitenmale durch ihr plötzliches Verschwinden in Besorgnis versetzt. Drei Tage verstrichen, ohne daß man irgend etwas von ihr hörte. Am vierten fand man ihre Leiche

nahe demjenigen Ufer, welches dem von ihrer Mutter bewohnten Stadtviertel gegenüberliegt, und unfern von der abgelegenen Gegend der Barriere du Roule in der Seine schwimmend.

Das Abscheuliche dieses Mordes (— denn daß ein solcher vorlag, war sofort klar —), die Jugend und Schönheit des Opfers und vor allem ihre ehemalige öffentliche Beliebtheit wirkten zusammen, um die Gemüter der leicht entzündlichen Pariser in eine ungeheure Aufregung zu versetzen. Wochenlang vergaß man über der ausschließlichen Diskussion dieses Themas sogar die politischen Tagesfragen. Der Präfekt machte die außerordentlichsten Anstrengungen, und alle Kräfte der gesamten Pariser Polizei wurden selbstverständlich auf das äußerste angespannt.

Anfänglich glaubte man des Mörders binnen ganz kurzer Zeit habhaft werden zu können, und erst nach Verlauf einer Woche wurde die geringe Belohnung von eintausend Francs dafür ausgesetzt. Inzwischen nahm die Untersuchung ihren Fortgang, viele Personen wurden verhört, ohne daß man zu einem Resultat gelangt wäre, und die Aufregung wuchs. Am zehnten Tage hielt man es für geraten, jenen Betrag zu verdoppeln, und als schließlich auch die zweite Woche verstrichen war, ohne daß man irgend etwas entdeckt hatte, und das in Paris allezeit gegen die Polizei existierende Vorurteil sich sogar in mehreren ernstlichen Emeuten Luft machte, bot der Präfekt die Summe von zwanzigtausend Francs „für die Ueberführung des Mörders“, oder, falls mehrere Personen dabei beteiligt sein sollten „für die Ueberführung eines der Mörder“. In der betreffenden Bekanntmachung war jedem Mitschuldigen, der als Staatszeuge auftreten würde, volle Straflosigkeit zugesagt, und außerdem erklärte eine Anzahl von Bürgern, aus Privatmitteln weitere zehntausend Francs zu dem gleichen Zwecke hergeben zu wollen. Somit betrug die Belohnung im ganzen dreißigtausend Francs — eine enorme Summe, wenn man die niedre Stellung des Mädchens und das häufige Vorkommen derartiger Verbrechen in einer so großen Stadt bedenkt.

Nun zweifelte niemand mehr, daß das Geheimnis alsbald aufgeklärt werden müsse. Aber obgleich mehrere Individuen verhaftet wurden, sah man sich doch genötigt, dieselben wegen der Grundlosigkeit des auf ihnen ruhenden Verdachtes wieder frei zu lassen. Drei Wochen waren seit dem Auffinden der Leiche vergangen, ehe Dupin und ich, die wir weder die Tagesneuigkeiten lasen, noch in öffentliche Lokale gingen, noch Besucher empfingen, etwas von dem Vorgefallnen erfuhren. Diesmal war es der Polizeipräfekt in eigner Person, welcher uns die erste Mitteilung davon machte. Er besuchte uns am Nachmittage des 13. Juli 18— und blieb bis in die späte Nacht hinein. Sein Ruf, ja selbst seine Ehre stehe auf dem Spiele, sagte er. Alle Welt blicke auf ihn, und kein Opfer sei ihm zu groß, wenn es zur Entschleierung des Geheimnisses führe. Er schloß seine etwas komische Rede mit einem Kompliment für Dupins „Takt“ und machte diesem direkt ein höchst liberales Anerbieten.

Mein Freund wies das Kompliment so gut er konnte zurück, ging aber auf den Vorschlag bereitwillig ein. Hierauf setzte uns der Präfekt seine eignen Ansichten in der umständlichsten Weise auseinander und kommentierte auch die uns bis dahin unbekannten Zeugenaussagen. Dupin saß unterdessen regungslos in seinem gewohnten Armstuhl und schien die verkörperte Aufmerksamkeit. Er trug an diesem Abend seine blaue Brille, und ein gelegentlicher Seitenblick überzeugte mich, daß er während der sieben oder acht Stunden, welche der Vortrag des Beamten in Anspruch nahm, selig schlummerte.

Am Morgen verschaffte ich mir in der Präfektur einen ausführlichen Bericht über die Zeugenaussagen und sammelte außerdem alle diejenigen Zeitungen, welche belehrende Artikel bezüglich des Vorfalls gebracht hatten. Wenn ich alles fortlasse, was sich als unrichtig oder unwesentlich herausgestellt hatte, so ergab sich folgendes:

Marie Rogêt verließ die Wohnung ihrer Mutter in der Rue Pavée St. André am Sonntag den 22. Juni 18—

morgens gegen neun Uhr. Beim Fortgehen teilte sie einem gewissen Herrn Jaques St. Eustache — und nur diesem allein — mit, daß sie den Tag bei einer in der Rue des Drômes wohnenden Tante zubringen wolle. Diese Rue des Drômes ist eine kurze und enge, aber sehr stark bevölkerte Straße unfern des Flusses, und man braucht mindestens drei Viertelstunden, um sie vom Kosthause der Madame Rogêt aus zu erreichen. St. Eustache war Maries Bräutigam und logierte in dem Kosthause. Er sollte gegen Dunkelwerden seine Braut abholen. Am Nachmittage jedoch begann es heftig zu regnen, und da er annahm, daß dieselbe, wie bei frühern Gelegenheiten, wohl die Nacht über bei der Tante bleiben würde, unterließ er es, seinem Versprechen nachzukommen. Nach Einbruch der Nacht äußerte Madame Rogêt, eine altersschwache, siebzigjährige Frau, sie fürchte, sie werde ihre Tochter niemals wiedersehen, ohne daß ihre Worte zur Zeit besonders beachtet wurden.

Am Montag stellte sich heraus, daß das Mädchen gar nicht in der Rue des Drômes gewesen war, und als auch dieser Tag zu Ende ging, ohne Kunde von ihr zu bringen, begann man in der Stadt und deren Umgebung nach ihr zu forschen. Doch erst am vierten Tage nach ihrem Verschwinden sollte man wieder von ihr hören. Am Mittwoch den 25. Juni nämlich hatte ein Herr Beauvais in Begleitung eines Freundes am andern Ufer der Seine, der Rue Pavée St. André gegenüber und in der Nähe der Barrière du Roule, Erkundigungen nach dem Mädchen einziehen wollen und dabei erfahren, daß soeben eine Leiche von Fischern an den Strand gezogen worden sei. Er begab sich an Ort und Stelle und erklärte nach einigem Besinnen den Körper für denjenigen Marie Rogêts, während sein Freund keinen Augenblick über die Identität im Zweifel war.

Das Gesicht war dunkel mit Blut unterlaufen. Auch aus dem Munde drang Blut hervor und nicht Schaum wie bei Ertrunknen. Das Zellengewebe zeigte keinerlei Entfärbung. An der Kehle fanden sich Beulen und Fingereindrücke. Die Arme waren über die Brust gebogen und starr.

Die linke Hand war geballt, die rechte halb geöffnet. Am linken Handgelenk gewahrte man zwei Ausschürfungen, anscheinend wie von Seilen oder doch einem mehrfach um dieselbe herumgeschlungnen Seil. Auch das rechte Handgelenk war teilweise zerschunden und ebenso der ganze Rücken, besonders an den Schulterblättern. Als die Schiffer die Leiche ans Ufer schafften, hatten sie zwar ein Tau um dieselbe geschlungen, aber dieses konnte jene Ausschürfungen nicht bewirkt haben. Das Fleisch am Halse war stark angeschwollen. Weder Wunden noch Beulen, welche von Schlägen herrühren konnten, waren zu entdecken. Um den Hals war eine Schnur derartig fest geschlungen, daß man sie anfänglich gar nicht bemerkte, weil sie sich tief in das Fleisch eingeschnitten hatte. Diese Schnur allein würde imstande gewesen sein, den Tod herbeizuführen. Das ärztliche Zeugnis ließ die Moralität Marie Rogêts im reinsten Lichte erscheinen. Ihm zufolge war brutale Gewalt an dem Mädchen verübt worden. Die Leiche befand sich bei der Auffindung noch in einem so gut erhaltnen Zustande, daß sie von Bekannten mit Leichtigkeit identifiziert werden konnte.

Der Anzug war vielfach zerrissen und in Unordnung. In das Kleid war vom untern Saume bis zum Gürtel ein etwa fußbreiter Streifen eingerissen, dann, ohne oben losgetrennt zu sein, dreimal um die Taille selbst geschlungen und am Rücken mittelst einer Art von Schlinge befestigt worden. Der zweite Rock war von feinem Musselin, und aus diesem war ein andrer, anderthalb Fuß breiter Streifen vollständig und mit großer Vorsicht herausgerissen, denn er zeigte überall die gleiche Breite. Dieser Streifen lag lose um den Hals und war mit einem festen Knoten zugeknüpft. Darüber waren die Bänder eines Damenhütchens befestigt; der Hut befand sich noch an denselben, aber die Bänder selbst waren nicht durch einen gewöhnlichen, sondern durch einen losen oder Seemannsknoten zugeknüpft.

Der Leichnam war nach der Identifizierung nicht erst nach der Morgue gebracht, sondern unfern der Stelle, wo man ihn ans Land geschafft, in aller Eile begraben worden.

Den Bemühungen Beauvais' war es gelungen, die Sache möglichst geheim zu halten, und mehrere Tage vergingen, ehe dieselbe allgemein bekannt wurde. Schließlich nahm ein wöchentlich erscheinendes Blatt Notiz davon, die Leiche wurde ausgegraben, aber außer dem schon Bekannten nichts weiter zu Tage gefördert, nur daß man diesmal die Kleider der Verstorbnen ihrer Mutter und ihren Bekannten vorlegte, die einstimmig erklärten, es seien dieselben, welche sie an jenem Sonntag Morgen angehabt habe.

Inzwischen wuchs die Aufregung von Stunde zu Stunde. Mehrere Personen wurden verhaftet und wieder entlassen. Auch auf Herrn St. Eustache fiel Verdacht, und es gelang ihm erst nach längrer Zeit, sein Alibi für den ganzen in Frage kommenden Tag genügend nachzuweisen. Tausend einander widersprechende Gerüchte waren im Umlauf, und die Journalisten ergingen sich in Vermutungen, unter welchen diejenige, daß Marie Rogêt noch am Leben und die in der Seine gefundne Leiche diejenige einer andern sei, die vielseitigste Beachtung fand. Zur bessern Klarstellung mögen hier einige Stellen aus „L'Etoile" folgen — wörtliche Uebersetzungen aus diesem im allgemeinen mit großem Geschick redigierten Blatte.

„Fräulein Rogêt verließ das Haus ihrer Mutter am Sonntag Morgen den 22. Juni, angeblich um ihre Tante in der Rue des Drômes zu besuchen. Seitdem ist sie nicht wiedergesehen worden, und es fehlt jede Spur von ihr . . . Es steht also fest, daß sie zu jener Stunde noch lebte. Am Mittwoch gegen Mittag nun wird die Leiche einer Frau in der Seine schwimmend gefunden — das war, selbst wenn wir annehmen wollten, Marie Rogêt sei innerhalb drei Stunden nach dem Fortgehen in den Fluß geworfen worden, genau drei Tage später — nur drei Tage. Aber es ist gar nicht daran zu denken, daß der Mord — wenn ein solcher an ihr begangen wurde — so früh ausgeführt ward, daß die Mörder den Leichnam noch vor Mitternacht in die Seine werfen konnten. Wer ein solches Verbrechen begangen hat, flieht das Licht des Tages . . . Wir sehen somit, daß,

wenn jene im Wasser gefundne Leiche wirklich diejenige Marie Rogêts war, dieselbe nur zwei und einen halben Tag — allerhöchstens drei Tage — darin gelegen haben konnte. Nun ist es aber Erfahrungssache, daß die Leichen von Ertrunknen, oder von solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage gebrauchen, ehe die Zersetzung so weit vorgeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kommen. Selbst wenn der Körper infolge Abfeuerns eines Geschützes emporsteigt, so sinkt er von selbst wieder unter, wenn er nicht mindestens fünf bis sechs Tage im Wasser lag. Wir fragen: Warum sollte gerade in diesem Falle die Natur von ihrem gewöhnlichen Laufe abgewichen sein? . . . Wäre aber andrerseits die Leiche bis Dienstag Abend am Ufer geblieben, so würde irgendwelche Spur der Mörder zu entdecken gewesen sein; und zudem bleibt es immer noch zweifelhaft, ob dieselbe so bald geschwommen haben würde, wenn sie wirklich erst zwei Tage nach erfolgtem Tode hineingeworfen wäre. Schließlich aber ist es höchst unwahrscheinlich, daß die Schurken, welche das Verbrechen begingen, den Körper ins Wasser geworfen haben sollten, ohne demselben ein Gewicht anzuhängen, das ihn sinken machte, was doch mit leichter Mühe hätte bewerkstelligt werden können."

Alsdann stellt das Blatt die Behauptung auf, die Leiche müsse „nicht drei, sondern mindestens vierzehn Tage" im Wasser gelegen haben, weil die Zersetzung so weit vorgeschritten sei, daß Beauvais dieselbe nur mit großer Schwierigkeit rekognoszieren konnte — ein Punkt, der übrigens längst widerlegt war. Ich fahre nun mit der Uebersetzung fort:

„Welches sind denn nun die Thatsachen, die Herrn Beauvais überzeugt haben, daß es die Leiche der Marie Rogêt war? Er streifte den Aermel auf, sagt er, und fand Kennzeichen, welche die Identität bewiesen. Das große Publikum dachte dabei an Narben von bestimmter Form; Herr Beauvais aber fand nur H a a r an dem Arm — er hätte ebensogut versichern können, er habe einen A r m in

dem Aermel gefunden. Herr Beauvais kehrte an dem Tage nicht zurück, sondern ließ Madame Rogêt am Mittwoch Abend um sieben Uhr Bescheid sagen, daß die Totenschau im Gange sei. Wollten wir nun auch wirklich zugeben, daß die Mutter von Alter und Schmerz zu sehr gebeugt war, um hinzugehen, so hätte es doch irgend jemand anders der Mühe für wert halten müssen, der Untersuchung beizuwohnen, wenn sie die Leiche für diejenige Maries hielten. Niemand ist hingegangen. Selbst die Bewohner des Hauses in der Rue Pavée St. André hörten nicht, daß von dem Vorfall gesprochen wurde. Herr St. Eustache, der Bräutigam des Mädchens, sagt aus, daß er erst am folgenden Morgen von dem Auffinden der Leiche gehört habe, als Herr Beauvais zu ihm kam und ihm davon erzählte."

In dieser Weise suchte die Zeitung den Eindruck hervorzubringen, daß die Verwandten Maries eine Gleichgiltigkeit an den Tag gelegt hätten, welche sich nicht mit der Annahme vertrüge, dieselben hätten den Leichnam für den ihrigen gehalten. Ihre Insinuationen kamen darauf hinaus: Marie habe sich aus Gründen, welche ihren Ruf als keusches Mädchen gefährdeten, mit Wissen ihrer Bekannten aus der Stadt entfernt, und letztere hätten dann, als in der Seine ein weiblicher Leichnam gefunden wurde, welcher einige Aehnlichkeit mit der Verschwundnen hatte, die Gelegenheit benutzt, um die Leute glauben zu machen, dieselbe sei tot. Aber L'Etoile hatte sich übereilt. Es wurde zur Evidenz bewiesen, daß die vermeintliche Apathie nicht existiert hatte — daß die alte Frau außerordentlich hinfällig und viel zu angegriffen war, um einem öffentlichen Akt beizuwohnen — daß Herr Eustache, weit entfernt davon, die Sache kühl aufzunehmen, vor Schmerz ganz außer sich war und dermaßen raste, daß Beauvais einen seiner Verwandten bat, über ihn zu wachen und ihn nicht der Ausgrabung beiwohnen zu lassen. Ja noch mehr: L'Etoile behauptete auch, die Leiche sei schließlich auf Stadtkosten beerdigt, weil die Familie ein wohlwollendes Anerbieten, dieselbe aus Privatmitteln zu bestatten, entschieden abgelehnt habe — und auch dies alles wurde

gründlich widerlegt. In einer spätern Nummer versuchte dasselbe Blatt Verdacht auf Beauvais selbst zu werfen. Die Stelle lautet:

„Die Angelegenheit gewinnt jetzt eine ganz neue Gestalt. Wir erfahren, daß Herr Beauvais eines Tages beim Fortgehen einer Madame B— welche sich im Hause der Madame Rogêt befand sagte, es werde ein Gendarm kommen, sie aber solle nicht mit diesem sprechen, sondern alles ihm — Beauvais — selbst überlassen . . . Es scheint, als hätte Herr Beauvais die ganze Angelegenheit in seine Hand genommen — man kann keinen Schritt in irgendwelcher Richtung thun, ohne auf ihn zu stoßen . . . Aus unbekannten Gründen duldete er nicht, daß irgendjemand außer ihm selbst sich um die Sache kümmerte, und nach der Darstellung der Verwandten hat er dieselben überall in sehr auffallender Weise zurückgedrängt. Es scheint ihm viel daran gelegen gewesen zu sein, daß sie die Leiche nicht zu Gesicht bekommen sollten."

Dieser auf Beauvais geworfne Verdacht wurde noch durch folgende Thatsache verstärkt. Einige Tage vor dem Verschwinden des Mädchens war jemand während Beauvais' Abwesenheit in dessen Bureau gekommen und hatte im Schlüsselloch eine Rose, auf einer nahe der Thür hängenden Tafel aber den Namen „Marie" bemerkt.

Nach allem, was wir aus den Zeitungen ersehen konnten, schien im allgemeinen die Ansicht vorzuherrschen, Marie sei das Opfer einer Bande von Strolchen geworden, welche sie an das andre Ufer des Flusses verschleppt, mißhandelt und dann ermordet hätten. „Le Commerciel" aber, ein einflußreiches Blatt, bestritt diesen letztern Teil der Annahme auf das entschiedenste. Ich zitiere hier einige Stellen:

„Nach unsrer Ueberzeugung ist man bisher, insofern man die Aufmerksamkeit auf die Barriere du Roule lenkte, auf völlig falscher Fährte gewesen. Es ist unmöglich, daß dies von Tausenden gekannte junge Mädchen auch nur drei Straßen weit gegangen sein kann, ohne gesehen zu werden, und jeder, der ihr begegnet wäre, würde sich bei dem allgemeinen Interesse, welches sie erregte, dessen erinnert haben.

Zur Zeit als sie ausging, wimmelten die Straßen von Leuten . . . Es ist unmöglich, daß sie nach der Barriere du Roule oder der Rue des Drômes gelangen konnte, ohne von einem Dutzend Leuten erkannt zu werden, und doch hat sie niemand außerhalb des Hauses ihrer Mutter gesehen. Es fehlt an jedem Beweise, daß sie überhaupt ausgegangen ist, denn das Zeugnis besagt lediglich, daß sie erklärt habe, ausgehen zu wollen. Ihr Kleid war zerrissen und um den Leib geschlungen, um sie wie ein Bündel forttragen zu können. Wäre die That an der Barriere du Roule geschehen, dann war dies überflüssig. Die Thatsache, daß man den Körper in der dortigen Gegend schwimmend vorfand, beweist nicht, daß er auch dort ins Wasser geworfen wurde . . . Ein Stück des Unterkleides war herausgerissen und unter dem Kinn hindurch um den Kopf geschlungen, vermutlich, um sie am Schreien zu verhindern. „Das müssen solche Kerle gethan haben, die keine Taschentücher bei sich führten."

Kurz vor dem Besuche des Präfekten erhielt jedoch die Polizei eine wichtige Mitteilung, welche die Annahme des „Commerciel" im wesentlichen umzustoßen schien. Zwei kleine Knaben, Söhne einer Madame Deluc, waren beim Durchstreifen des Waldes nahe bei der Barriere du Roule in ein Dickicht eingedrungen, worin sich drei oder vier große Steine befanden, welche eine Art von Sitz mit Rücklehne und Fußbank bildeten. Auf dem obersten Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem andern ein seidnes Umhängetuch. Auch fanden sie dort einen Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch mit dem Namen „Marie Rogêt". An den Dornbüschen, welche die Stelle umgaben, hingen Kleiderfetzen. Die Erde war zertrampelt, Zweige waren abgebrochen und überall Spuren eines Kampfes. Zwischen dem Dickicht und dem Fluß waren die Gehege niedergelegt, und man sah deutlich, daß eine schwere Bürde in dieser Richtung fortgeschleift worden war.

„Le Soleil", ein Wochenblatt, kommentierte im Einklang mit der ganzen Pariser Presse diese Entdeckung in folgender Weise:

„Die Gegenstände müssen offenbar mindestens drei bis vier Wochen dort gelegen haben, denn sie waren infolge des Regens so stark mit Mehltau überzogen, daß sie aneinander klebten. Das Gras war über einige derselben hinweggewachsen. Die starke Seide des Sonnenschirms war zusammengeschnurrt und der obere, enger zusammengefaltete Teil total verschimmelt und verfault, so daß er beim Aufmachen zerriß . . . Die von den Dornen abgerissnen Stücke ihres Gewandes waren gegen drei Zoll breit und sechs Zoll lang. Eins davon war der Saum, das andre ein Teil des Rockes ohne den Saum. Sie sahen wie herausgerissne Streifen aus und hingen etwa einen Fuß von der Erde entfernt an dem Strauche . . . Es kann somit keinem Zweifel mehr unterliegen, daß man den Ort, wo dieses entsetzliche Verbrechen begangen wurde, gefunden hat."

Die Entdeckung hatte eine neue Zeugenaussage zur Folge. Madame Deluc erklärte nämlich vor Gericht, daß sie unfern des Flußufers, der Barriere du Roule gegenüber, an der Landstraße ein Wirtshaus halte. Die Gegend ist außerordentlich abgelegen und pflegt nur des Sonntags von dem Lumpengesindel der Stadt besucht zu werden, welches in Kähnen über den Fluß setzt. Gegen drei Uhr an dem betreffenden Sonntage langte in dem Wirtshause ein junges Mädchen in Begleitung eines jungen Mannes von dunklem Teint an. Beide verweilten dort längere Zeit und schlugen beim Fortgehen die Richtung nach dem benachbarten Walde ein. Das Kleid des Mädchens fiel der Wirtin auf, weil es einige Aehnlichkeit mit demjenigen einer verstorbnen Verwandten hatte. Des Umhängetuches entsann sie sich genau. Bald nachdem das Pärchen sich entfernt, kam eine Bande von wüsten Gesellen, welche sich sehr lärmend betrug, die genossnen Speisen und Getränke nicht bezahlte, dann denselben Weg einschlug, welchen der junge Mann und das Mädchen genommen hatten, um die Dämmerung noch einmal wiederkam und anscheinend in großer Eile über den Fluß zurückfuhr.

An demselben Abend, bald nach Dunkelwerden, hörte

sowohl Madame Delne wie deren ältester Sohn in der Nachbarschaft des Wirtshauses das Geschrei eines Frauenzimmers. Das Schreien war heftig, dauerte jedoch nur ganz kurze Zeit. Madame D. erkannte nicht nur das Umhängetuch wieder, sondern auch das Kleid. Nun trat auch noch ein Omnibuskutscher auf, welcher bezeugte, daß er Marie Rogêt an dem betreffenden Sonntag in Begleitung eines jungen Mannes von dunklem Teint auf einem Fährboot habe über die Seine fahren sehen. Der Kutscher kannte Marie und erklärte mit Bestimmtheit, daß von einem Irrtum seinerseits nicht die Rede sein könne. Die im Dickicht gefundnen Gegenstände wurden von den Verwandten des Mädchens als diesem gehörig erklärt.

Zu diesem von mir auf Dupins Veranlassung gesammelten Material kam noch die, anscheinend hochwichtige, Thatsache hinzu, daß man kurz nach der Entdeckung der Kleider in der Nähe jenes Wäldchens den beinahe leblosen Körper St. Eustaches, des Bräutigams der Ermordeten, vorfand. Neben ihm lag ein Fläschchen mit der Etikette: „Laudanum“. Er starb ohne ein Wort gesprochen zu haben. In seiner Tasche steckte ein Brief, worin er mitteilte, daß seine Liebe zu Marie ihn zum Selbstmord getrieben habe.

„Ich brauche dir wohl kaum erst zu sagen,“ begann Dupin, nachdem er meine Aufzeichnungen gelesen, „daß dies ein viel verwickelterer Fall ist, als jener in der Rue Morgue, von welchem er insofern wesentlich abweicht, daß hier ein gewöhnlicher, wenn auch entsetzlicher Mord vorliegt, der nicht den eigentümlichen, outrierten Charakter jenes andern zeigt. Du wirst bemerkt haben, daß man aus diesem Grunde das Geheimnis für leicht lösbar hielt, während gerade das Gegenteil hätte der Fall sein müssen. Darum setzte man auch anfangs gar keine Belohnung aus. Die Myrmidonen G—'s vermochten sofort zu begreifen, wie und warum ein derartiges Verbrechen möglicherweise begangen werden könnte. Ihre Phantasie konnte sich nicht eine, sondern viele Arten und Weisen, in welchen die Sache vor sich gegangen — nicht ein Motiv, sondern viele Motive zu der That aus-

malen; und da es nicht unmöglich war, daß eine dieser Legion von Arten und Weisen einerseits, und eins von den Motiven andrerseits der Wahrheit entsprach, so nahmen sie es für ausgemacht, daß es so sein müsse. Ich habe aber schon früher darauf hingewiesen, daß die einzig passende Frage bei derlei Gelegenheiten sei — nicht etwa: ‚Was ist geschehen?‘ sondern: ‚Was ist geschehen, das vordem noch nie geschah?‘“

Wie im Fall der Madame L'Espanaye und ihrer Tochter fällt auch hier die Annahme eines Selbstmordes fort. Der Zustand, in welchem die Leiche an der Barriere du Roule gefunden wurde, läßt keinen Zweifel darüber, daß wirklich ein Mord vorliege. Nun hat man aber die Behauptung aufgestellt, jene Leiche sei gar nicht diejenige der Marie Rogêt; wir haben somit vor allen Dingen die Identität dieser beiden festzustellen.

Auf das große Publikum haben die Argumente des ‚Etoile‘ entschieden Eindruck gemacht, und das Blatt weiß dies, denn es beginnt einen spätern Artikel mit den Worten: ‚Verschiedne Morgenblätter sprechen von dem endgiltigen Charakter unsrer Behauptungen.‘ Ich für meinen Teil kann nichts Endgiltiges darin finden. Wir dürfen nicht vergessen, daß unsern Zeitungen im allgemeinen mehr daran liegt, Sensation zu erregen, als die Wahrheit an den Tag zu bringen. Nach letzterm Ziele streben sie nur, wenn gleichzeitig das erstre dadurch erreicht wird. Was lediglich die allgemeine Ansicht — gleichviel, wie wohlbegründet diese sein mag — widerspiegelt, hat für die Masse keinen Wert; sie hält nur denjenigen für grundweise, welcher dieser Ansicht schroff widerspricht. Im vorliegenden Falle ist es nach meiner Meinung nicht sowohl die Wahrscheinlichkeit, als der halb epigrammatische, halb melodramatische Charakter der Idee, daß Marie Rogêt noch lebe, welcher dieselbe dem Etoile eingab und bei den Lesern eine günstige Aufnahme finden ließ. Prüfen wir einmal die Argumente dieses Blattes der Hauptsache nach.

Zuerst sucht es aus der Kürze des Zeitraums, welcher

zwischen dem Verschwinden Maries und dem Auffinden des schwimmenden Leichnams verfloß, zu beweisen, daß dieser Leichnam nicht derjenige Maries sein könne. Zu diesem Zwecke bemüht es sich, jenen Zeitraum auf die denkbar engsten Grenzen zu beschränken, und verfällt dadurch gleich zu Anfang in haltlose Hypothesen. ‚Es ist gar nicht daran zu denken,‘ sagt L'Etoile, ‚daß der Mord — wenn ein solcher vorliegt — so früh ausgeführt wurde, daß die Mörder den Leichnam noch vor Mitternacht in die Seine werfen konnten.‘ Wir fragen naturgemäß: ‚Warum?‘ Warum ist gar nicht daran zu denken, daß sie innerhalb fünf Minuten nach dem Verlassen des mütterlichen Hauses ermordet wurde? Warum ist gar nicht daran zu denken, daß es zu irgend einer Tageszeit geschah? Mordthaten fallen zu allen Stunden vor. Wäre aber das Verbrechen zu irgend einer Zeit zwischen neun Uhr morgens und ein Viertel vor zwölf Uhr nachts geschehen, so hätten die Thäter immer noch Zeit genug gehabt, ‚den Leichnam vor Mitternacht in die Seine zu werfen‘.

Die eigentliche Absicht des Journalisten war, es als unwahrscheinlich hinzustellen, daß die Verbrecher gewagt haben sollten, die Leiche vor Mitternacht an den Fluß zu tragen, und hier stoßen wir wiederum auf eine jener Hypothesen, die mir nicht gefallen wollen. Er setzt voraus, der Mord müsse an einem Orte begangen worden sein, welcher es notwendig machte, daß das Opfer nach dem Flusse getragen wurde. Die That konnte aber auch dicht am Uferrande oder auf der Seine selbst ausgeführt werden, und dann mußte das Hineinwerfen der Leiche als einfachstes Mittel, sich derselben zu entledigen, sofort und ohne Rücksicht auf die Tageszeit folgen. Ich beabsichtige weder, dies als wahrscheinlich, noch als mit meiner Ansicht übereinstimmend darzustellen, sondern dich lediglich darauf aufmerksam zu machen, wie einseitig L'Etoile verfährt.

Nachdem das Blatt dergestalt seiner vorgefaßten Meinung zuliebe die erwähnten Zeitgrenzen möglichst eng gesteckt hat und dadurch zu dem Schluß gelangt ist, daß die

Leiche, wenn es diejenige Maries war, nur sehr kurze Zeit im Wasser gelegen haben konnte, fährt das Blatt fort:

‚Nun ist es aber Erfahrungssache, daß die Leichen von Ertrunknen, oder von solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage gebrauchen, ehe die Zersetzung so weit vorgeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kommen. Selbst wenn der Körper infolge Abfeuerns eines Geschützes emporsteigt, so sinkt er von selbst wieder unter, wenn er nicht mindestens fünf bis sechs Tage im Wasser lag.‘

Sämtliche Pariser Zeitungen, mit Ausnahme des ‚Moniteur‘, haben diese Behauptungen als richtig acceptiert, und das genannte Blatt greift den Satz nur insoweit an, als es sich auf ‚Leichen von Ertrunknen‘ bezieht, indem sie ein halbes Dutzend Fälle anführt, wo solche nach einer kürzern Spanne Zeit, als ‚L'Etoile‘ angibt, auf der Oberfläche schwimmend gefunden wurden. Es liegt etwas außerordentlich Unphilosophisches in diesem Versuch des ‚Moniteur‘, die ganz allgemein aufgestellte Behauptung des ‚Etoile‘ durch Ausnahmen, und wären ihrer auch ein halbes Hundert, widerlegen zu wollen. Das letztgenannte Blatt will es ja nur als unwahrscheinlich nachweisen, daß der Körper nach weniger als drei Tagen emporgestiegen sein solle, und diese Unwahrscheinlichkeit bleibt, so lange man nicht eine genügende Anzahl von Fällen anführen kann, um die Regel umzustoßen.

Will man überhaupt argumentieren, so muß dies gegen die Regel selbst geschehen; unterwerfen wir also einmal diese einer genauern Kritik. Der menschliche Körper ist im allgemeinen weder um vieles leichter, noch um vieles schwerer, als das Wasser der Seine, d. h., das spezifische Gewicht desselben ist unter gewöhnlichen Umständen demjenigen des Wassers annähernd gleich. Der Körper einer fetten, fleischigen Person mit feinern Knochen, ganz besonders derjenige eines Frauenzimmers ist leichter, als derjenige einer magern, starkknochigen — also eines Mannes. Andrerseits wird das spezifische Gewicht des Flußwassers einigermaßen durch den

Wechsel von Ebbe und Flut des Meeres bedingt. Doch abgesehen von der Einwirkung der Flut kann man behaupten, daß selbst in reinem Flußwasser nur sehr wenige menschliche Körper von selbst untergehen. Beinahe jeder, der ins Wasser fällt, wird schwimmen, wenn er das spezifische Gewicht desselben nach Möglichkeit ausnutzt, d. h., wenn er sich ganz einsinken und nur Mund und Nasenlöcher über dem Niveau läßt. Die richtige Lage für einen des Schwimmens Unkundigen ist die ausgestreckte mit nach hinten gebognem Kopfe, wobei Mund und Nase allein außerhalb des Wassers bleiben. In dieser Stellung wird er schwimmen, ohne daß es der mindesten Anstrengung dazu bedürfte. Da aber nach physikalischen Gesetzen das Gewicht des Körpers und des durch denselben verdrängten Volumens Wasser einander ganz genau gleich sind, so reicht schon die kleinste Kleinigkeit hin, um eins oder das andre überwiegen zu machen. Ein aus dem Wasser erhobner Arm z. B. genügt, um den ganzen Kopf eintauchen zu machen, während man andrerseits mit Hilfe des kleinsten Stückchens Holz den Kopf weit genug erheben kann, um sich umzuschauen. Bei den heftigen Bewegungen eines Nichtschwimmers werden nur stets die Arme in die Höhe geworfen, und der Kopf wird, anstatt nach hinten gebogen zu werden, gerade zu halten versucht. Die Folge hiervon ist das Eintauchen von Mund und Nase und das Eindringen des Wassers in dieselben. Auch der Magen nimmt dann viel Wasser auf, und der Körper wird um die Differenz schwerer, welche zwischen dem Gewicht der früher in jenen Höhlungen vorhandnen Luft und der dieselben jetzt ausfüllenden Flüssigkeit besteht. Diese Differenz genügt in den meisten Fällen, um den Körper untersinken zu machen, reicht aber nicht aus bei fetten Personen mit zartem Knochenbau. Diese bleiben selbst nach dem Ertrinken auf der Oberfläche.

Die bis zum Grund hinabgesunkne Leiche bleibt dort bis auf irgendwelche Weise ihr spezifisches Gewicht geringe, wird, als dasjenige des Wassers. Dies geschieht meistens durch Zersetzung, welche Gas erzeugt, die Zellengewebe und

sämtliche Höhlungen aufspannt und dadurch dem Körper jenes entsetzliche aufgedunsne Ansehen verleiht. Allein diese Zersetzung wird durch eine Unzahl von Umständen modifiziert, als da sind: Wärme und Kälte, mineralische Bestandteile, Tiefe und Seichtheit des Wassers, und Eigentümlichkeiten des Körpers selbst. Man kann somit keinen bestimmten Zeitraum angeben, nach welchem dieser infolge solcher Zersetzung emporsteigt — es kann dies unter gewissen Bedingungen schon nach einer Stunde geschehen, unter andern auch ganz ausbleiben. Auch die säuerliche Gährung der im Magen befindlichen vegetabilischen Bestandteile kann, abgesehen von der Zersetzung des Körpers, eine hinreichende Masse von Gasen erzeugen, um diesen zu heben. Ein abgefeuertes Geschütz wirkt lediglich durch die Vibration. Diese kann die Leiche aus dem Schlamm lösen, von welchem sie umgeben ist, oder auch, indem sie die geringe noch vorhandne Zähigkeit des bereits in Verwesung übergehenden Zellengewebes überwindet, die innern, gaserfüllten Höhlungen weiter ausdehnen.

Nachdem wir solchergestalt unsern Gegenstand wissenschaftlich beleuchtet haben, laß uns nun die Behauptungen des ‚Etoile‘ prüfen. ‚Es ist Erfahrungssache,‘ sagt dieses Blatt, ‚daß die Leichen von Ertrunknen oder von solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden, sechs bis zehn Tage gebrauchen, ehe die Zersetzung so weit vorgeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kommen. Selbst wenn der Körper infolge Abfeuerns eines Geschützes emporsteigt, so sinkt er von selbst wieder unter, wenn er nicht mindestens fünf bis sechs Tage im Wasser lag.‘

Diese ganze Stelle muß uns nun als ein Gewebe von Inkonsequenz und Zusammenhangslosigkeit erscheinen. Es ist *nicht* Erfahrungssache, daß die Leichen von Ertrunknen sechs bis zehn Tage bedürfen, ehe die Zersetzung so weit vorgeschritten ist, daß sie an die Oberfläche kommen. Wenn ferner der Körper durch Abfeuern eines Geschützes gehoben ist, so ‚sinkt er *nicht* von selbst wieder unter‘, wenigstens nicht eher, als bis die Auflösung abermals weit genug vor-

geschritten ist, um die erzeugten Gase entweichen zu lassen. Hier möchte ich aber deine Aufmerksamkeit auf die Unterscheidung von ‚Ertrunknen' und von solchen, ‚die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden', hinlenken. Obgleich der Verfasser einen Unterschied zugibt, wirft er doch beide in dieselbe Kategorie. Ich habe nachgewiesen, wie der Körper eines Ertrunknen spezifisch schwerer wird und daß er überhaupt gar nicht sinken würde, wenn er nicht durch seine Versuche, unter der Oberfläche zu atmen, die Lungen mit Wasser, anstatt mit Luft, gefüllt hätte. Diese Versuche fallen aber fort bei ‚solchen, die unmittelbar nach der Ermordung ins Wasser geworfen wurden'. Daher pflegt der Regel nach die Leiche im letztern Falle überhaupt nicht zu sinken — eine Thatsache, von welcher ‚L'Etoile' nicht das mindeste weiß.

Was also haben wir von der Behauptung zu halten, daß die aufgefundne Leiche nicht diejenige der Marie Rogêt sein könne, weil dieselbe schon nach drei Tagen auf der Oberfläche schwamm? War sie ertrunken, so brauchte sie, als eine Frauenleiche, gar nicht zu sinken, oder konnte doch bereits innerhalb vierundzwanzig Stunden wieder zum Vorschein kommen. Es fällt aber keinem Menschen ein, sie für ertrunken zu halten, und wenn sie tot ins Wasser geworfen wurde, so blieb sie aller Wahrscheinlichkeit nach beständig auf der Oberfläche.

‚Aber,' fährt L'Etoile fort, ‚wäre andrerseits die Leiche bis Dienstag Abend am Ufer geblieben, so würde irgendwelche Spur der Mörder zu entdecken gewesen sein.'

Hier wird es uns anfänglich schwer, die Absicht dieser Schlußfolgerung zu verstehen. Der Verfasser gedenkt einen Einwand zu widerlegen, welchen man seiner Theorie gegenüber erheben könnte — nämlich den, daß die Leiche zwei Tage am Lande geblieben und dort einer rapidern Zersetzung unterworfen gewesen sein könnte. Er nimmt an, daß sie nur unter dieser Voraussetzung am Mittwoch schwimmend gefunden werden konnte, und deshalb bemüht er sich nachzuweisen, daß dies nicht möglich war, denn

‚dann würde irgendwelche Spur der Mörder zu entdecken gewesen sein‘. Du lächelst über diese Folgerung. Du begreifst nicht, inwiefern das längre Verbleiben des Leichnams am Ufer die Spuren der Mörder vermehren sollte — ich begreife das ebensowenig.

‚Schließlich aber ist es höchst unwahrscheinlich,‘ sagt das Blatt weiter, ‚daß die Schurken, welche das Verbrechen begingen, den Körper ins Wasser geworfen haben sollten, ohne demselben ein Gewicht anzuhängen, das ihn sinken machte, was doch mit leichter Mühe hätte bewerkstelligt werden können.‘

Beachte einmal die geradezu lächerliche Unklarheit der Gedanken. Niemand bezweifelt — auch L'Etoile selbst nicht — daß an der aufgefundnen Leiche ein Mord begangen wurde; die Spuren äußrer Gewalt sind unverkennbar. Nun ist der einzige Zweck unsres Klüglers, zu beweisen, daß diese Leiche nicht diejenige der Marie Rogêt sei. Er will uns klarlegen, daß Marie, nicht aber, daß die im Fluß gefundne Frauensperson nicht ermordet wurde — und trotzdem weist er nur das letztere nach. Ein Leichnam wird gefunden, welchem kein Gewicht angehängt ist — hätten Mörder ihn hineingeworfen, so würden sie nicht versäumt haben, denselben zu beschweren — ergo wurde er nicht von Mördern hineingeworfen. Das ist, wenn wir überhaupt den Beweis als solchen gelten lassen wollen, alles, was er bewiesen hat. Die Identitätsfrage wird gar nicht berührt, und L'Etoile hat nichts weiter gethan, als sich die größte Mühe gegeben, dasjenige zu bestreiten, was er kurz vorher selbst zugab, denn das Blatt sagt an einer frühern Stelle: ‚Wir sind überzeugt, daß die aufgefundne Leiche diejenige einer Ermordeten war.‘

Dies ist aber keineswegs der einzige Fall, in welchem unser Klügler unbewußt gegen sich selbst zu Felde zieht. Wie schon gesagt, ist seine offenkundige Absicht, den Zeitraum zwischen Maries Verschwinden und der Auffindung jener Leiche möglich kurz darzustellen — und dessenungeachtet legt er auf den Umstand Nachdruck, daß das Mädchen ‚seit Sonn=

tag Morgen nicht wiedergesehen wurde und jede Spur von ihr fehle.' Das hätte er, umsomehr da es an Einseitigkeit leidet, nicht erwähnen sollen; denn wäre Marie etwa noch am Montag oder Dienstag von jemand gesehen worden, so würde der in Rede stehende Zeitraum und mit diesem zugleich — seinem eignen Kalkül gemäß — die Wahrscheinlichkeit, daß es die Leiche dieses Mädchens war, welche man fand, ganz bedeutend verringert worden sein.

Gehen wir nun einmal denjenigen Teil der Argumente durch, welcher sich auf die Identifizierung der Leiche bezieht. Was das ‚Haar am Arme' betrifft, so hat L'Etoile sich offenbar eine Unredlichkeit zu schulden kommen lassen. Da Herr Beauvais nicht blödsinnig ist, konnte er unmöglich das bloße Vorhandensein desselben als Erkennungszeichen gelten lassen. Es gibt keinen Arm ohne Haar. Die Zeitung hat also einfach die Aussage dieses Zeugen entstellt. Er muß von besondern Kennzeichen dieses Haares — von dessen Farbe, Länge, Masse oder dem Orte, wo es sich vorfand, gesprochen haben.

‚Ihre Füße,' fährt die Zeitung fort, ‚waren klein — man findet aber Tausende von kleinen Füßen. Ihre Strumpfbänder sind ebensowenig ein Beweis, wie ihre Schuhe, denn Strumpfbänder und Schuhe von ganz gleichem Aussehen werden ja kistenweise verkauft. Dasselbe gilt von den Blumen am Hute. Herr Beauvais legt großes Gewicht darauf, daß die Schnallen an den Strumpfbändern zurückgesetzt waren. Dies beweist gar nichts, denn die meisten Frauen werden ihre Strumpfbänder nicht im Laden anprobieren und dort ihrer Beinweite anpassen.' Spricht der Journalist hier wirklich in vollem Ernst? Sobald Herr Beauvais jenen Leichnam gefunden und sich überzeugt hatte, daß derselbe nach seiner Größe und seinem Aussehen im allgemeinen der Vermißten ähnelte, würde er, ganz abgesehen von der Frage der Bekleidung, ein Recht gehabt haben, sein Bemühen für erfolgreich zu halten. Kommt nun aber gar noch hinzu, daß er am Arm der Leiche eigentümliche Kennzeichen entdeckte, welche ihm an der lebenden Marie aufgefallen waren — daß die

Füße von derselben auffallenden Kleinheit, daß die Schuhe die nämlichen waren, so steigt die Wahrscheinlichkeit, daß es die Leiche Maries war, nicht in bloß arithmetischer, nein, in geometrischer Progression, und was an und für sich gar nichts bewiesen haben würde, wird durch seine Stelle in dem Rechenexempel — ich meine durch seinen bekräftigenden Charakter — ein bestimmter Beweis. Nehmen wir noch die Blumen am Hut dazu — nicht eine, sondern mehrere Blumen — die Strumpfbänder, welche in derselben Weise enger gemacht worden waren, wie Marie es kurz vor dem Verlassen des Hauses mit den ihrigen gethan, und wir haben, um die mathematische Bezeichnung beizubehalten, nicht mehr eine Addition von Beweisen — nein, Beweise multipliziert mit Beweisen, die zu einem ungeheuern Produkt angewachsen sind. Noch nach weiterm suchen zu wollen, wäre Thorheit, wäre geradezu Wahnsinn. Wenn L'Etoile behauptet, jenes Verkürzen der Strumpfbänder komme häufig vor, so beweist das nur, wie starrsinnig dieses Blatt an seinen Irrtümern festhält. Schon die Elastizität derartiger Bänder mit Schnallen und Krampen spricht gegen die Behauptung, daß das Kürzermachen derselben ein gewöhnliches Vorkommnis sei. Was sich von selbst dem Körper anpaßt, bedarf nur äußerst selten hierzu einer Nachhilfe. Ein ganz besondrer Zufall muß die Veranlassung gewesen sein, und darum beweisen schon diese Strumpfbänder allein die Identität. Hier aber dreht es sich nicht mehr darum, daß die Leiche die Strumpfbänder des vermißten Mädchens an sich trug, oder ihren Hut, oder die Blumen an ihrem Hut, oder ihre Schuhe, oder das besondre Kennzeichen an ihrem Arme — sondern darum, daß dieselbe dies alles insgesamt aufwies.

Was ferner die gegen Beauvais gerichteten Verdächtigungen anlangt, so wirst du dir dieselben alsbald aus dem Sinne schlagen, wenn du diesen guten Mann seinem wahren Charakter nach durchschaut hast. Er ist ein Hans in allen Gassen, ein Mensch, der sich überall aufdrängt, hat einen beschränkten Verstand und liebt das Abenteuerliche. Ein

derartig veranlagtes Individuum wird sich bei ähnlichen Vorkommnissen stets so benehmen, wie er, und dadurch bei Superklugen oder Uebelwollenden Verdacht erwecken. Alle jene verdächtigen Umstände vertragen sich weit besser mit meiner Hypothese von Abenteuersucht und Zudringlichkeit, als mit der Annahme einer Schuld. Gehen wir von dieser meiner Erklärung aus, so kann es uns nicht schwer fallen, alles zu begreifen: die Rose im Schlüsselloch — den Namen ‚Marie' auf einer Tafel — das ‚Zurückdrängen der Verwandten' — sein Interesse daran, ‚daß sie die Leiche nicht zu Gesicht bekommen sollten' — seine Aeußerung gegen Madame B. — ‚sie solle dem Gendarmen nichts sagen, sondern alles ihm selbst überlassen', und endlich seinen Wunsch, ‚daß niemand außer ihm sich um die Sache kümmern möchte'. Für mich steht es über allen Zweifel fest, daß Beauvais in Marie verliebt war, daß diese mit ihm kokettiert, hat und daß der eitle Mensch sich den Anschein geben wollte, mit dem Mädchen in nähern Beziehungen gestanden zu haben.

Doch genug hiervon. Die Behauptung des ‚Etoile', daß die Mutter und die übrigen Verwandten eine Gleichgiltigkeit an den Tag gelegt hätten, welche sich nicht mit der Annahme vertrüge, dieselben hätten an die Identität geglaubt, ist durch die Zeugenaussagen genügend widerlegt worden. Betrachten wir somit die Identitätsfrage als erledigt und fahren wir fort."

„Und wie denkst du über die Ansichten des ‚Commerciel'?" warf ich ein.

„Diese verdienen, insofern die Schlußfolgerungen streng logisch sind, weit mehr Beachtung, als alles übrige, was über die Sache geschrieben worden ist. Aber die Prämissen, von denen jene Schlußfolgerungen ausgehn, beruhen — in zwei Fällen wenigstens — auf mangelhaften Beobachtungen. ‚Le Commerciel' will nachweisen, daß Marie in unmittelbarster Nähe ihrer Wohnung einer Bande von Strolchen in die Hände gefallen sei. ‚Es ist unmöglich', sagt das Blatt, ‚daß dies von Tausenden gekannte junge Mädchen auch nur drei Straßen weit gegangen sein konnte, ohne gesehn

zu werden.' Das ist die Ansicht eines Mannes, welcher lange in Paris gelebt hat — eines Mannes der Oeffentlichkeit, der fast niemals aus der Umgebung der Bureaux und Geschäftslokale herausgekommen ist. Er weiß sehr wohl, daß er selten ein Dutzend Straßen weit von seinem Bureau wegkommt, ohne erkannt und gegrüßt zu werden. Nun vergleicht er seine Notorität mit derjenigen des Ladenmädchens, findet zwischen beiden keinen großen Unterschied, und gelangt alsbald zu dem Schlusse, daß auch sie ebenso oft erkannt werden müßte. Er würde hierin auch recht haben, wenn ihre Ausgänge ebenso regelmäßig und ebenso auf eine gewisse Peripherie beschränkt gewesen wären, wie die seinigen, auf welchen er überdies der Natur der Sache gemäß häufig Kollegen oder doch Angestellten und Arbeitern der andern dort so zahlreichen Offizinen begegnet, die sich für ihn als einen Berufsgenossen interessieren. Das alles fällt aber bei den verschiedenartigen Ausgängen Maries fort, die man im allgemeinen als umherschweifend, als unstät bezeichnen kann. Du wirst später zugeben müssen, daß sie gerade in diesem besondern Falle aller Wahrscheinlichkeit nach eine ganz neue Richtung eingeschlagen hat. Ich halte es daher nicht nur für möglich, sondern sogar für höchst wahrscheinlich, daß sie zunächst mit keinem einzigen zusammentraf, der sie kannte.

Aber die Annahme des ‚Commerciel' verliert noch mehr an Gewicht, wenn wir die Stunde ins Auge fassen, zu welcher das Mädchen sein Daheim verließ. ‚Le Commerciel' sagt: ‚Zur Zeit, als sie ausging, wimmelten die Straßen von Leuten.' Das ist falsch. Es war neun Uhr morgens. Die Straßen von Paris wimmeln allerdings an jedem Wochentage um neun Uhr morgens von Leuten, aber nicht am Sonntage. Um diese Zeit pflegen die meisten zu Hause zu sein und sich zum Kirchgang anzukleiden. Niemandem, der einige Beobachtungsgabe besitzt, kann das auffallend öde Ansehn der Stadt am Sonntag Morgen zwischen acht und zehn Uhr entgangen sein.

Nun zu der zweiten Stelle, welche auf die mangelhaften Beobachtungen des ‚Commerciel' hinweist. ‚Ein Stück des

Unterkleides war herausgerissen‘, sagt er, ‚und unter dem Kinn hindurch um den Kopf geschlungen, vermutlich, um sie am Schreien zu verhindern. Das müssen solche Kerle gethan haben, die keine Taschentücher bei sich führten.‘ Ob der Zweck jenes Streifens richtig bezeichnet ist oder nicht, wollen wir später untersuchen; mit ‚Kerlen, die keine Taschentücher bei sich führen‘ aber meint er die niedrigste Klasse von Strolchen. Gerade diese führen jedoch in Paris stets ein Taschentuch bei sich, selbst wenn sie kein Hemd auf dem Leibe haben.“

„Und was haben wir von dem Artikel in ‚Le Soleil‘ zu halten?“ fragte ich.

„Daß es ewig schade ist, daß der Verfasser nicht als Papagei auf die Welt kam. Er würde unbedingt der berümteste Papagei aller Papageien geworden sein. Er hat lediglich das bereits Gesagte nachgeklappert, indem er es mit lobenswertem Fleiße aus allen möglichen Zeitungen zusammentrug. ‚Die Gegenstände müssen offenbar mindestens drei bis vier Wochen dort gelegen haben,‘ sagt er, ‚und es kann somit keinem Zweifel mehr unterliegen, daß man den Ort, wo das entsetzliche Verbrechen begangen wurde, gefunden hat.‘ Die in ‚Le Soleil‘ wiedergekäuten Thatsachen sind weit davon entfernt, meine Zweifel zu bannen. Doch wir wollen dieselben später genauer prüfen.

Vorderhand haben wir uns noch mit andern Untersuchungen zu beschäftigen. Es kann dir nicht entgangen sein, wie nachlässig man bei der Leichenschau verfahren ist. Die Identität war allerdings festgestellt, aber man hat dennoch manches andre zu prüfen unterlassen War die Verstorbne beraubt worden? Trug sie irgendwelche Schmucksachen an sich, als sie das Haus verließ, und wenn dies der Fall war — fanden sich dieselben auch an dem Leichnam vor? Das sind gewichtige Fragen, auf welche die Zeugenaussagen die Antwort schuldig bleiben, während man noch andre von gleichgroßer Bedeutsamkeit ebenso unbeachtet ließ. Wir müssen hierüber selbst Erkundigungen einzuziehn suchen. Auch in Bezug auf St. Eustache bedarf es einer

nochmaligen Untersuchung. Wir müssen die Vollgiltigkeit jener Alibibeweise über allen Zweifel feststellen — geschehe es auch nur, um methodisch zu verfahren, denn mir erscheint er keineswegs verdächtig. Finden wir, daß mit jenen Beweisen alles in Ordnung ist, dann können wir vollständig von ihm absehn; denn sein Selbstmord allein ist keineswegs unerklärlich und genügt an und für sich nicht, um einen Verdacht auf ihn zu werfen."

Diesem Vorschlage Dupins gemäß prüfte ich die betreffenden Zeugenaussagen auf das gewissenhafteste und gelangte dadurch zu der Ueberzeugung von ihrer vollen Giltigkeit und St. Eustaches Unschuld. Mein Freund beschäftigte sich unterdessen mit einer — mir anfänglich ganz zwecklos erscheinenden — Durchmusterung der verschiedensten Zeitungen und legte mir nach Ablauf einer Woche folgende Auszüge vor:

„Vor etwa drei und einem halben Jahre hat sich bereits ein dem jetzigen ganz ähnlichen Fall ereignet. Dieselbe Marie Roguêt verschwand nämlich damals aus dem Parfümerieladen des Herrn Le Blanc im Palais Royal, um eine Woche später so gesund wie immer, nur etwas bleicher als zuvor zu ihrem Kontor zurückzukehren. Herr Le Blanc und ihre Mutter sprengten aus, das Mädchen habe nur eine Verwandte auf dem Lande besucht, und die Sache wurde bald totgeschwiegen. Wir vermuten, daß diesmal ein ähnlicher Geniestreich vorliegt und daß wir nach einer Woche oder einem Monat das Vergnügen haben werden, sie wieder in unsrer Mitte zu sehn." — (‚Abendblatt' von Montag den 23. Juni).

„Eine der gestrigen Abendzeitungen erinnert an ein früheres mysteriöses Verschwinden der Marie Roguêt. Es ist vielfach mit Bestimmtheit behauptet worden, daß dieselbe sich während ihrer Abwesenheit aus dem Geschäft in der Gesellschaft eines jungen, seiner Lüderlichkeit halber berüchtigten Marineoffiziers befunden und daß ein — glücklicherweise — zwischen beiden ausgebrochner Zwist sie zur Heimkehr bewogen habe. Wir kennen den Namen des betreffenden

Don Juan, welcher zur Zeit in Paris stationiert ist, wollen denselben jedoch aus naheliegenden Gründen nicht nennen." — (‚Le Mercurie', Dienstag den 24. Juni.)

„Eine Gewaltthat der abscheulichsten Art ist vorgestern in der Nähe unsrer Stadt begangen worden. Ein Herr in Begleitung seiner Gattin und Tochter engagierte um die Dämmerung sechs junge Burschen, welche in einem Boot müßig am Seineufer hin- und herfuhren, ihn und die Seinen über den Fluß zu schaffen. Am jenseitigen Ufer angelangt, stiegen die drei aus und waren schon so weit gegangen, daß sie den Nachen nicht mehr sehen konnten, als die Tochter bemerkte, daß sie ihren Sonnenschirm darin liegen gelassen hatte. Sie kehrte um, wurde von der Bande ergriffen, in die Strömung hinausgefahren, geknebelt und, nachdem ihr brutale Gewalt angethan worden war, am andern Ufer ans Land gesetzt. Die Schurken sind für diesmal entkommen, aber die Polizei ist ihnen auf der Spur." (Morgenblatt, 25. Juni).

„Wir haben wiederholt Zuschriften empfangen, welche aufs neue den vor einigen Tagen arretierten, aber wegen Mangels an Beweisen wieder freigelassnen Herrn Mennais des jüngst begangnen entsetzlichen Verbrechens beschuldigen. Da dieser Herr jedoch durch die Untersuchung glänzend gerechtfertigt wurde und da die Argumente unsrer Korrespondenten mehr Eifer als Verstand verraten, so halten wir es nicht für geboten, dieselben zu veröffentlichen." — (Morgenblatt, 28. Juni.)

„Uns sind mehrere im eindringlichsten Tone abgefaßte Mitteilungen zugegangen, die dem Anschein nach aus verschiednen Quellen stammen und es als eine über allen Zweifel erhabne Thatsache hinstellen, daß die unglückliche Marie Rogêt das Opfer einer der zahlreichen Banden von Strolchen geworden ist, welche an Sonntagen die Umgebung unsrer Stadt unsicher machen. Auch wir stimmen dieser Ansicht bei und werden demnächst einige jener Argumente publizieren." — (Abendblatt, Dienstag den 31. Juni.)

„Am Montag sah einer der Bootsleute vom Steueramt

ein leeres Boot die Seine hinabtreiben. Auf dem Boden desselben lagen Segel. Der Bootsmann bugsierte es nach seiner Station; am folgenden Morgen war es jedoch ohne Wissen der Beamten wieder fortgeschafft worden. Das Steuerruder befindet sich noch dort." — (La Diligence, Donnerstag den 26. Juni.)

„Bei Numero eins und zwei wollen wir uns jetzt nicht aufhalten," hob Dupin an, als ich mit dem Lesen der Auszüge fertig war. „Ich habe sie hauptsächlich deshalb notiert, um dir zu zeigen, wie außerordentlich nachlässig die Polizei verfahren ist, die, soviel ich vom Präfekten hörte, sich noch nicht einmal die Mühe gegeben hat, jenen Marineoffizier einem Verhör zu unterziehn, trotzdem es geradezu verrückt wäre, wenn man behaupten wollte, daß das erste Verschwinden Maries mit dem zweiten nicht in Beziehung zu bringen sei. Geben wir zu, daß ihre erste Entführung in einem Streit zwischen dem Liebespaar und der Rückkehr des Mädchens geendet habe, dann wird uns ihre abermalige Flucht — wenn wir erst wissen, daß es sich um eine solche handelt — an eine Erneuerung der Anträge von seiten des Entführers, an eine Versöhnung denken lassen. Es ist viel wahrscheinlicher, daß derjenige, welcher schon einmal mit Marie entflohen war, seinen Vorschlag wiederholte, als daß ein solcher Vorschlag von einer dritten Person ausgegangen sein sollte. Und nun möchte ich deine Aufmerksamkeit auf die Thatsache lenken, daß zwischen ihrem ersten und zweiten Verschwinden nur wenige Monate mehr liegen, als die Zeit beträgt, welche unsre Kriegsschiffe zu ihrem Kreuzen zu gebrauchen pflegen. Hatte der Verehrer damals seinen Schurkenplan aufgeben müssen, weil ihn die Dienstpflicht zur Abreise zwang, und unmittelbar nach der Rückkehr das damals nicht vollständig Erreichte nachzuholen versucht? Von alledem wissen wir nichts.

Du wirst mir freilich einwerfen, daß ja in diesem zweiten Fall kein Entlaufen vorliege. Wohl wahr — aber wer wollte behaupten, daß nicht die, allerdings vereitelte, Absicht dazu vorgelegen habe? Außer St. Eustache, und vielleicht Beauvais noch, scheint Marie keinen anerkannten,

ehrlichen und offnen Anbeter gehabt zu haben. Wer ist also dieser geheime Liebhaber, von dem die Verwandten nichts wissen, und mit welchem Marie trotz alledem am Sonntag Morgen ein Stelldichein hat — dem sie so viel Vertrauen schenkt, daß sie nicht ansteht, mit ihm bis zum Dunkelwerden in dem einsamen Wäldchen der Barriere du Roule zu verweilen? Und was hat jene seltsame Prophezeiung der Mutter nach Maries Fortgehn zu bedeuten: ‚Ich fürchte, ich werde mein Kind niemals wiedersehn!‘ —?

Wenn wir indessen auch nicht annehmen könnten, daß die Mutter mit der Absicht der Tochter vertraut gewesen sei, so dürfen wir nichtsdestoweniger daran festhalten, daß das Mädchen mit dieser Absicht umgegangen ist. Als sie das Haus verließ, sagte sie, sie wolle ihre Tante in der Rue des Drômes besuchen, und bat St. Eustache, sie am Abend abzuholen. Das scheint im ersten Moment stark gegen meine Annahme zu streiten; aber laß uns einmal nachdenken. Daß sie mit jemand zusammentraf, mit ihm an das andre Ufer ging und die Barriere du Roule erst um drei Uhr nachmittags erreichte, wissen wir. Als sie aber — gleichviel zu welchem Zweck, gleichviel ob mit oder ohne Wissen der Mutter — in all dies willigte, muß sie an ihre beim Fortgehn ausgesprochne Absicht, an das Erstaunen und den Argwohn ihres Bräutigams gedacht haben, wenn dieser zur bezeichneten Stunde nach der Rue des Drômes kam, dort erfuhr, daß sie gar nicht dagewesen sei, und bei der Rückkehr in das Kosthaus der Mutter die Gesuchte noch immer nicht vorfand. An das alles muß sie gedacht haben, sage ich. Sie muß den Zorn St. Eustaches, den Argwohn aller übrigen vorausgesehn haben. Es konnte ihr nicht in den Sinn kommen, heimzukehren und diesem Argwohn die Stirn zu bieten.

Aber der ganze Verdacht verwandelt sich sofort in eine Sache von geringer Bedeutung für das Mädchen, wenn wir annehmen, daß sie nicht zurückzukehren beabsichtigte. Ihre Gedanken können etwa folgende gewesen sein: ‚Ich stehe im Begriff, zu einem gewissen jemand zu gehen und mit ihm

zu entfliehn (oder zu irgend einem andern, nur mir allein bekannten Zweck). Ich darf niemand Gelegenheit lassen, mich dabei zu stören — uns muß hinlänglich Zeit bleiben, eine Verfolgung zu vereiteln — ich werde sagen, ich ginge zur Tante in der Rue des Drômes und wolle den Tag über bei dieser bleiben — ich werde St. Eustache bitten, mich erst am Abend abzuholen — auf diese Weise wird meine lange Abwesenheit weder Verdacht noch Besorgnis erregen, und ich gewinne soviel Zeit, wie nur irgend möglich. Wenn ich St. Eustache beauftrage, mich erst am Abend abzuholen, so wird er sicher nicht früher kommen; sage ich aber garnichts zu ihm, so gewinne ich einen weit kürzern Vorsprung, denn dann wird man annehmen, ich komme bald wieder, und mein Ausbleiben wird um so früher Besorgnis erwecken. Hätte ich überhaupt die Absicht, zurückzukehren, und es handelte sich lediglich um einen Spaziergang mit dem gewissen jemand, so würde es unklug sein, St. Eustache bestellen zu wollen, denn er würde auf diese Art mit Bestimmtheit erfahren, daß ich ihn hintergangen habe, während, wenn ich ihn über das Ziel meines Ausflugs im Dunkeln lasse, ich ihm bei der Heimkehr, ohne eine Entdeckung befürchten zu brauchen, weismachen kann, ich sei bei der Tante gewesen. Da ich aber niemals (oder nicht eher, als bis gewisse Dinge verheimlicht werden können) wiederkommen will, so handelt es sich für mich nur darum, Zeit zu gewinnen, und alles andre ist mir gleichgiltig.‘

Aus deinen Notizen hast du ersehen, daß man allgemein der Ansicht ist und von Anfang an war, das unglückliche Mädchen sei einer Bande von Strolchen zum Opfer gefallen. Nun darf man unter gewissen Umständen die öffentliche Meinung nicht unterschätzen — das heißt, wenn diese aus sich selbst entstanden ist, wenn sie sich in völlig spontaner Weise kundgibt. Im vorliegenden Falle jedoch will es mir scheinen, als habe sich diese ‚öffentliche Meinung‘ allzusehr durch jenes Seitenstück dazu beeinflussen lassen, von welchem der dritte meiner Auszüge handelt. Ganz Paris ist in Aufregung, weil man die Leiche Marie Rogêts, eines jungen,

schönen und von vielen gekannten Mädchens mit allen Anzeichen der ihr angethanen Gewalt in der Seine gefunden hat. Da erfährt es, daß genau um dieselbe Zeit von einer Bande junger Strolche eine ganz ähnliche Schandthat an einem zweiten Mädchen verübt worden ist. Darf es nun Wunder nehmen, wenn die letztre die öffentliche Meinung in Beziehung auf die erstre beeinflußt? Marie wurde im Flusse gefunden, und auf demselben Flusse vollzog sich das andre Verbrechen; ein Wunder wäre es, wenn die Menge keinen Zusammenhang zwischen beiden zu finden suchte. Für mich aber ist das nur eher ein Beweis, daß das andre, um dieselbe Zeit vollbrachte, nicht in derselben Weise ausgeführt wurde. Es wäre geradezu ein Mirakel zu nennen, wenn zu der nämlichen Zeit, wo eine Bande von Strolchen an einer Stelle ein ganz unerhörtes Verbrechen begeht, eine andre ähnliche Bande an einer ähnlichen Stelle in der nämlichen Stadt unter gleichen Umständen und mit den gleichen Hilfsmitteln ein Verbrechen derselben Art verübt haben sollte! Und dennoch mutet uns diese ‚öffentliche Meinung‘ zu, an diese ganze lange Reihe von wunderbaren Zusammentreffen zu glauben!

Ehe wir weitergehn, laß uns einen Blick auf den vermeintlichen Schauplatz der That im Dickicht an der Barriere du Roule werfen. Dasselbe liegt in der unmittelbaren Nähe einer öffentlichen Fahrstraße und man fand dort drei oder vier große Steine vor, welche eine Art von Sitz mit einer Rücklehne und einer Fußbank bilden. Auf dem obersten Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem zweiten ein seidnes Umhängtuch. Auch ein Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch mit dem Namen ‚Marie Rogêt‘ fanden sich vor. An den Dornbüschen hingen Kleiderfetzen. Die Erde war zertrampelt, Zweige waren abgebrochen und überall zeigten sich Spuren eines Kampfes.

Die Entdeckung dieses Dickichts hat allgemeines Aufsehen erregt; man glaubte mit Bestimmtheit den Ort gefunden zu haben, wo das Verbrechen stattfand, und dennoch wirst du zugeben müssen, daß noch hinreichend Grund zu zweifeln

bleibt. Wäre, wie ‚Le Commerciel‘ meint, der wirkliche Schauplatz in größrer Nähe der Rue Pavée St. André zu suchen, so mußten die Thäter — vorausgesetzt, daß sie noch in Paris sind — naturgemäß von Entsetzen erfaßt werden, als die öffentliche Aufmerksamkeit auf einmal in das richtige Fahrwasser gelenkt wurde, und der Gedanke mußte sich ihnen aufdrängen, daß irgend eine Anstrengung, jener Aufmerksamkeit eine andre Richtung zu geben, unbedingt nötig sei. Da man nun schon vorher auf die Barriere du Roule hingewiesen hatte, so ergab sich die Idee, die Gegenstände dorthin zu legen, wo sie gefunden wurden, ganz von selbst. Es ist keineswegs bewiesen — obgleich ‚Le Soleil‘ dies annimmt — daß die aufgefundnen Sachen länger als ein paar Tage in dem Dickicht gelegen haben; im Gegenteil sprechen sehr viele Indizien dafür, daß dieselben dort nicht volle zwanzig Tage lang unentdeckt bleiben konnten. ‚Sie waren infolge des Regens so stark mit Mehltau überzogen,‘ schreibt das Blatt im Einklang mit der übrigen Presse, ‚daß sie aneinander klebten. Das Gras war über einige derselben hinweggewachsen. Die starke Seide des Sonnenschirms war zusammengeschnurrt und der obere, enger zusammengefaltete Teil total verschimmelt und verfault, so daß er beim Aufmachen zerriß.‘

Was das ‚über einige derselben hinweggewachsne Gras‘ anbelangt, so ist klar, daß die Thatsache nur aus den Erzählungen, mithin aus den Erinnerungen zweier kleiner Knaben festgestellt werden konnte; denn diese nahmen die Gegenstände mit sich heim, ehe letztre einer dritten Person zu Gesicht kamen. Bei einer feuchtwarmen Temperatur aber, wie sie zur Zeit herrschte, kann Gras in einem einzigen Tage um ein paar Zoll wachsen. Was nun den Mehltau betrifft, so fragt man sich unwillkürlich: ‚Sollte der Verfasser wirklich die Natur desselben nicht kennen? Muß man ihn erst belehren, daß er gleich dem Schimmel zu jener Klasse von Pilzen gehört, deren bekannteste Eigentümlichkeit es ist, daß sie binnen vierundzwanzig Stunden werden und wieder vergehen?

Wir sehen also, wie nichtig, ja wie absurd die angeblichen Beweise erscheinen müssen, daß die Gegenstände sich ‚mindestens drei bis vier Wochen‘ in dem Dickicht befunden haben. Andrerseits aber ist es schwer zu glauben, daß dieselben länger als eine Woche, länger als von einem Sonntag bis zum andern dort gelegen haben können. Wer die Umgebung von Paris kennt, weiß auch wie schwierig es ist, ein einsames Plätzchen zu finden, wenn er sich nicht sehr weit von dessen Weichbilde entfernt. Wenn aber die Umgebung der Stadt schon an Wochentagen so bevölkert ist, in wieviel größerem Maße muß sie es erst am Sonntag sein! Ich wiederhole nur, was jedem unbefangnen Beobachter einleuchten muß, wenn ich sage, daß es als ein reines Wunder zu betrachten wäre, wenn jene Sachen länger als bis zum nächstfolgenden Feiertage unbemerkt geblieben wären.

Es liegen aber noch andre Gründe zu dem Verdacht vor, daß dieselben in der Absicht dort niedergelegt wurden, die Aufmerksamkeit vom wahren Schauplatz des Verbrechens abzulenken. Vergleiche einmal das Datum der Entdeckung mit demjenigen meines fünften Auszugs und du wirst finden, daß sie den ‚im eindringlichsten Tone abgefaßten Mitteilungen‘ fast unmittelbar folgte. Diese Mitteilungen, obwohl ihrer mehrere waren und sie scheinbar von verschiednen Einsendern kamen, verfolgten aber nur einen Zweck, nämlich den: die Aufmerksamkeit auf eine Bande verbrecherischer Subjekte und auf die Umgebung der Barriere du Roule als den Ort der That zu lenken. Der Verdacht liegt nahe, daß die Gegenstände erst an dem Tage, an welchem jene Mitteilungen auf die Post gegeben wurden — oder mindestens kurz vorher — von den schuldbewußten Absendern selbst in das Dickicht geschafft worden sind.

Dieses Dickicht hat seine Eigentümlichkeit. Inmitten desselben befinden sich drei seltsam geformte Steine, welche einen Sitz mit Rücklehne und Fußbank bilden. Es liegt dicht bei dem Wirtshause der Madame Deluc. Sollte es allzu gewagt sein, wenn man tausend gegen eins wettete, daß kaum ein Tag verging, an welchem nicht wenigstens

einer ihrer umherschweifenden Knaben sich in dieser schattigen Halle verborgen und auf dem natürlichen Throne niedergelassen hätte? Wer sich lange besinnen könnte, eine solche Wette einzugehen, müßte entweder niemals ein richtiger Knabe gewesen sein, oder vergessen haben, was Knabenart ist.

Beachte ferner das Gekünstelte in dem Arrangement der Kleidungsstücke. Auf dem obersten Stein lag ein weißer Unterrock, auf dem andern, niedrigern, ein seidnes Umhängetuch, und ringsumher verstreut fand man einen Sonnenschirm, Handschuhe und ein Taschentuch mit dem Namen Marie Rogêt. Ich hätte erwartet, diese Dinge sämtlich auf dem Boden liegend und mit Füßen getreten vorzufinden. Bei der Enge des Raumes ist es kaum möglich, daß Unterrock und Tuch auf den Steinen liegen blieben und nicht herabgestreift wurden, während mehrere Personen sich dort herumbalgten. ‚Ueberall zeigten sich Spuren eines Kampfes,' heißt es, ‚die Erde war zertrampelt und Zweige waren abgebrochen' — und dennoch liegen Rock und Tuch da, wie auf Regalen! ‚Die von den Dornen abgerissnen Stücke ihres Gewandes waren gegen drei Zoll breit und sechs Zoll lang. Eins davon war der Saum . . . . des Rockes. Sie sahen wie herausgerissne Streifen aus.'

Hier hat ‚Le Soleil', ohne es zu wissen, sich eines sehr verdächtigen Ausdrucks bedient. Die geschilderten Stücke sehen allerdings ‚wie herausgerissene Streifen' aus, aber wie absichtlich und mit den Händen herausgerissene. Es kommt fast niemals vor, daß ein Dorn aus einem derartigen Gewande ein Stück herausreißt. Er kann es wohl rechtwinklig aufschlitzen, indem er naturgemäß das Gewebe nach zwei Richtungen zertrennt, aber der so entstandne Lappen bleibt am Ganzen hängen. Bei alledem habe ich den Saum des Kleides noch nicht in Betracht gezogen — kommt dieser gar noch hinzu, so wird das Herausreißen absolut unmöglich. ‚Eins davon war der Saum des Kleides,' berichtet ‚Le Soleil'! ‚Ein andres Stück ‚ein Teil des Rockes, ohne den Saum' — das heißt also: es war durch die Dornen aus der Mitte des Kleides total herausgetrennt! Das alles

sind Dinge, welche man zu bezweifeln hinreichende Ursache hat, aber sie fallen dennoch nicht so schwer ins Gewicht, als der erstaunliche Umstand, daß diese Gegenstände von Mördern zurückgelassen sein sollen, welche andrerseits Zeit und Ruhe genug fanden, um den Leichnam hinwegzuschaffen.

Du hast mich übrigens total mißverstanden, wenn du glaubst, ich wolle bestreiten, daß jenes Dickicht der Schauplatz des Verbrechens gewesen sei. Es mag ja dort, noch wahrscheinlicher aber im Hause der Madame Deluc etwas vorgefallen sein, doch das ist Nebensache — die Mörder selbst sind es, nach welchen wir forschen. Was ich hier ausgeführt, hatte lediglich den Zweck — einmal, dir die Richtigkeit der unbesonnenen Behauptungen in „Le Soleil" darzuthun, und zweitens und hauptsächlich, dich auf dem allernatürlichsten Wege zur Betrachtung der Frage zu veranlassen, ob denn hier wirklich eine von einer Bande, also von mehreren, vollbrachte That vorliege oder nicht.

Berücksichtigen wir einmal jene „Spuren eines Kampfes". Was sollen sie beweisen? daß eine Bande dort war. Aber beweisen sie denn nicht weit eher das Gegenteil? Wie hätte ein Kampf — ein so heftiger Kampf, der ringsum „Spuren" zurückließ — stattfinden können zwischen einem hilflosen Mädchen und der vermeintlichen Bande von Strolchen? Es brauchten nur ein paar stämmige Arme zuzufassen, und alles war vorüber. Beachte wohl, daß die Argumente, welche ich gegen das Dickicht als den Schauplatz des Verbrechens aufbrachte, der Hauptsache nach, nur dann Anwendung finden, wenn man sich mehrere Personen als die Thäter denkt. Sobald man jedoch einen einzigen Verbrecher annimmt, kann man sich sehr wohl den stattgehabten Kampf als heftig genug vorstellen, um jene „Spuren" zurückzulassen.

Gehen wir weiter. Ich habe bereits auf den verdächtigen Umstand hingewiesen, daß man die Sachen dort liegen gelassen haben sollte. Wenn die Thäter noch Geistesgegenwart genug besaßen, die Leiche fortzuschaffen — und das nimmt man doch an — sollten sie einen viel positivern Beweis, das Taschentuch mit dem Namen der Verstorbnen,

übersehen haben? Ich nenne dies einen viel positivern Beweis, als die Leiche selbst, denn deren Züge konnten durch Verwesung binnen kurzer Zeit bis zur Unkenntlichkeit entstellt werden. Wenn dies zufällig geschah, so konnte es wohl einem einzelnen Individuum, nicht aber einer ganzen Rotte begegnen. Stellen wir uns einmal diese Szene vor: Ein einzelner Mensch hat den Mord begangen. Seine Leidenschaft ist verraucht — vor ihm liegt die Tote — Entsetzen erfaßt sein Herz, denn er ist allein mit seinem Opfer. Er zittert — seine Sinne verwirren sich. Doch die Notwendigkeit gebietet es, daß er den Leichnam beiseite schaffe. Er trägt ihn nach dem Flusse, läßt aber die übrigen Anzeichen der That zurück, weil es ihm schwer, vielleicht unmöglich wird, alles auf einmal aus dem Wege zu räumen, und er ja leicht zurückkehren kann, um das übrige zu holen. Da steigert sich auf dem mühsamen Wege zum Wasser seine Angst. Ferne Stimmen dringen bis zu ihm herüber. Wohl ein dutzendmal glaubt er Schritte zu hören — er wähnt sich beobachtet; selbst die von der Stadt herüberblinkenden Lichter verwirren ihn. Endlich — endlich erreicht er das Ufer und entledigt sich seiner gräßlichen Bürde, vermutlich mit Hilfe eines Bootes. Nun aber könnten alle Schätze dieser Erde den einsamen Mörder nicht mehr bewegen, denselben Weg noch einmal zu machen, noch einmal das Dickicht mit seinen furchtbaren Erinnerungen zu betreten! Er kehrt nicht zurück, entstehe daraus was da wolle. Er kann es nicht. Alle seine Gedanken sind auf augenblickliche Flucht gerichtet. Er wendet jenem entsetzlichen Walde für immer den Rücken und flieht, als folge ihm der Zorn des ewigen Richters.

Wie stände es nun aber mit einer ganzen Bande? Das Gefühl, in Gesellschaft zu sein, würde jeden einzelnen keck und zuversichtlich gemacht haben — wenn es überhaupt der Brust des normalen Strolches jemals an Zuversicht fehlen sollte, und nur aus solchen bestehen ja diese Banden. Könnten wir annehmen, daß einer — daß zwei oder selbst drei irgend etwas übersehn haben sollten, so würde dem durch einen

vierten abgeholfen worden sein. Sie würden auch nichts zurückgelassen haben, denn ihre Zahl hätte es ihnen möglich gemacht, alles auf einmal zu tragen — sie brauchten eben nicht wieder umzukehren.

Berücksichtige nun den Umstand, daß in das Kleid der aufgefundenen Leiche ‚vom untern Saum bis zum Gürtel ein etwa fußbreiter Streifen eingerissen, dann, ohne oben losgetrennt zu sein, dreimal um die Taille geschlungen und am Rücken mittelst einer Art von Schlinge befestigt worden war‘. Das geschah in der offenbaren Absicht, eine Handhabe zu gewinnen, mittelst welcher man den Körper forttragen konnte. Aber würde eine Anzahl von Männern auch nur im entferntesten daran gedacht haben, zu einem solchen Hilfsmittel zu greifen? Schon für drei oder vier derselben mußten die Glieder der Toten nicht nur einen genügenden, sondern auch den denkbar bequemsten Halt bieten. Nur ein einzelner konnte auf jenen Einfall kommen. Und hierdurch werden wir an die Thatsache erinnert, ‚daß zwischen dem Dickicht und dem Fluß die Gehege niedergelegt waren und man deutlich erkennen konnte, daß eine schwere Bürde in dieser Richtung fortgeschleift worden war‘. Würde wohl eine Anzahl von Männern sich die überflüssige Mühe gemacht haben, ein Gehege niederzulegen, um eine Leiche hindurch zu schleppen, welche sie im Nu darüber hinwegheben konnten? Würden die Leute überhaupt den Körper derartig geschleift haben, daß deutliche Spuren hiervon zurückblieben?

Hier müssen wir auf eine Bemerkung des ‚Commerciel‘ zurückkommen, welche ich bereits früher beleuchtet habe. ‚Ein Stück des Unterkleides war herausgerissen‘, sagt das Blatt, ‚und unter dem Kinn hindurch um den Kopf geschlungen, vermutlich, um sie am Schreien zu verhindern. Das müssen solche Kerles gethan haben, die keine Taschentücher bei sich führten.‘

Die letzte Schlußfolgerung habe ich schon besprochen; sie wird noch haltloser durch die Thatsache, daß ja ein Taschentuch in dem Dickicht zurückblieb. Daß es nicht der

Zweck war, ‚sie am Schreien zu verhindern‘, leuchtet ebenfalls ein, denn sonst hätte man statt der Bandage etwas Zweckmäßigeres gewählt. Die Zeugenaussagen sprechen von dem erwähnten Stück als ‚lose um den Hals liegend und mit einem festen Knoten zugeknüpft‘. Die Ausdrucksweise ist etwas undeutlich, weicht aber ganz wesentlich von den Worten des ‚Commerciel‘ ab. Der Streifen war achtzehn Zoll breit und konnte daher trotz der Feinheit des Stoffes eine ziemlich starke Fessel bilden, wenn er der Länge nach zusammengeknüllt wurde. So zusammengeknüllt hat man ihn denn auch gefunden. Meine Schlußfolgerung ist nun diese: Nachdem der Mörder den Körper mittelst des um die Taille gewickelten Streifens eine Strecke weit *getragen*, fand er dessen Gewicht zu schwer, und beschloß nun, denselben hinter sich her zu *schleifen*. Zu diesem Zweck mußte etwas Seilartiges an einer der Extremitäten befestigt werden. Der Hals erschien hierzu am geeignetsten, weil der Kopf das Abrutschen verhinderte. Gewiß hat er zuerst an den um die Taille gewickelten Streifen gedacht; aber dieser war ja mehrmals um den Leib geschlungen, saß am Gürtel noch fest, und auch das Auflösen der Schlinge würde zeitraubend gewesen sein. Viel bequemer ließ sich ein neuer Streifen aus dem Unterkleide trennen. Er that dies, befestigte den Streifen am Halse, und schleifte nun an diesem sein Opfer bis an den Rand des Flusses. Der Umstand, daß er überhaupt zu einem so zeitraubenden und unvollkommnen Behelfe griff, beweist, daß er sich erst von der Notwendigkeit dieser Maßnahme überzeugte, als das Taschentuch nicht mehr erreichbar war, das heißt, als er sich bereits auf dem Wege vom Dickicht zum Flusse befand.

‚Aber,‘ wirst du sagen, ‚das Zeugnis der Madame Deluc spricht ausdrücklich von einer Bande, welche sich etwa um die Zeit, wo der Mord geschah, in der Gegend jenes Dickichts befand.‘ Ich zweifle nicht hieran, sondern glaube sogar, daß sich damals mehr als ein Dutzend solcher Rotten in der Nachbarschaft der Barriere du Roule umhergetrieben haben. Diejenige Bande aber, welche Madame Delucs Argwohn

erregte und sie bewog, etwas spät und zögernd Zeugnis gegen dieselbe abzulegen, war es gerade auch, welche laut Aussage jener biedern und vorsichtigen Dame ihre Kuchen und ihren Schnaps verzehrte, ohne dafür zu bezahlen. Et hinc illae irae!

Was besagt denn aber eigentlich das Zeugnis der Madame Deluc? ‚Eine Bande wüster Gesellen kam, betrug sich sehr lärmend, bezahlte die genossenen Speisen und Getränke nicht, schlug dann denselben Weg ein, welchen der junge Mann und das Mädchen genommen hatten, kam um die Dämmerung nochmals wieder und fuhr anscheinend in großer Eile über den Fluß zurück.‘

Diese ‚große Eile‘ mag der Madame Deluc, welche bis dahin vielleicht noch eine schwache Hoffnung genährt, für ihre Kuchen und ihren Branntwein Bezahlung zu erhalten, wohl größer vorgekommen sein, als sie in Wirklichkeit war. Weshalb sonst fiel sie ihr auf, da es doch bereits ‚um die Dämmerung‘ war? Ist es zu verwundern, daß selbst eine Bande von Unholden sich sputet, nach Hause zu kommen, wenn die Nacht vor der Thür ist, Regen droht, und sie in kleinen Kähnen über den Fluß zu setzen hat?

Ich sagte ‚wenn die Nacht vor der Thür ist‘, denn diese war noch nicht angebrochen ‚um die Dämmerung‘. Nun erfahren wir aber, daß an dem nämlichen Abend Madame Deluc sowohl wie deren ältester Sohn ‚in der Nachbarschaft des Wirtshauses das Geschrei eines Frauenzimmers hörten.‘ Und mit welchen Worten bezeichnet Madame hier die Tageszeit: Sie sagt: ‚Es war *bald nach Dunkelwerden*.‘ ‚Bald nach Dunkelwerden‘ ist es aber zweifellos *Nacht*, und ‚um die Dämmerung‘ ist es ebenso zweifellos *Tag*. Damit ist deutlich ausgesprochen, daß die wüste Rotte die Barriere du Roule verlassen hatte, *bevor* die Frau das Schreien vernahm.

Ich will nur noch eins von den Argumenten erwähnen, welche sich gegen die ‚Bande‘ vorbringen lassen; aber dieses *eine* ist, wenigstens für mich, von unerschütterlicher Beweiskraft. Bei der Höhe der ausgesetzten Belohnung und der, jedem als Staatszeugen auftretenden Komplicen garantierten

vollständigen Straflosigkeit ist keinen Augenblick daran zu denken, daß nicht längst das eine oder das andre Mitglied einer Bande gemeiner Strolche seine Spießgesellen verraten haben sollte. In derartigen Fällen ist jeder einzelne weniger aus Habgier, als aus Furcht, verraten zu werden, bereit, selbst so schnell als nur möglich die übrigen zu verraten. Die Thatsache, daß das Geheimnis so lange unenthüllt blieb, ist der allerbeste Beweis dafür, daß es wirklich ein Geheimnis war. Die Schrecken dieser schwarzen That kennt nur ein einziges lebendes menschliches Wesen.

Laß uns jetzt die spärlichen aber sichern Ergebnisse unsrer langen Analysis zusammenstellen. Wir sind zu der Ansicht gelangt, daß sich entweder unter dem Dache der biedern Dame Deluc ein Unglücksfall ereignete, oder im Dickicht der Barriere du Roule ein Mord, und zwar durch einen Geliebten oder doch durch einen intimen und geheimen Bekannten der Verstorbnen an dieser begangen wurde. Dieser Bekannte hat einen dunkeln Teint. Der Teint, die ‚Schlinge‘ in der Bandage und der ‚Matrosenknoten‘, mit welchem das Hutband befestigt war, deuten auf einen Seemann. Sein Umgang mit der Verstorbnen, einem lebenslustigen, aber keineswegs verworfnen Mädchen, bezeichnet ihn als über dem Range eines gemeinen Matrosen stehend. Jene in gutem Stil abgefaßten eindringlichen Mitteilungen an die Tagesblätter dürfen als Bestätigungen für diese Annahme gelten. Die von ‚Le Mercurie‘ erwähnte frühere Entführung läßt uns bei dem Seemann an den Marineoffizier denken, welcher die Unglückliche zuerst vom Pfade der Tugend abzulenken suchte.

Und hier muß uns naturgemäß die andauernde Abwesenheit des Mannes mit dem dunkeln Teint auffallen. Dieser Teint muß schon ungewöhnlich dunkel gewesen sein, weil er das einzige Kennzeichen war, dessen sich sowohl Madame Deluc wie der Kutscher Valence erinnern konnten. Aber warum ist der Mann abwesend? Wurde er von der Bande ermordet? Und wenn so — weshalb fanden sich nur Spuren von dem ermordeten Mädchen? Man müßte doch

annehmen, daß beide Verbrechen an einer und derselben Stelle begangen worden seien und daß die Thäter beide Leichen in derselben Weise aus dem Wege geräumt hätten. Doch man könnte behaupten, dieser Mann lebe noch und scheue sich hervorzutreten, aus Furcht, selbst unschuldigerweise des Mordes angeklagt zu werden. Das könnte man für den jetzigen Zeitpunkt gelten lassen, da es ja nun bekannt geworden ist, daß man ihn in Gesellschaft des Mädchens gesehen hat, nicht aber für die Zeit unmittelbar nach deren Tode. Ein Unschuldiger hätte sofort das Verbrechen angezeigt und beim Auffinden der Unholde Hilfe geleistet. Die Klugheit würde ihn zu diesem Schritt gedrängt haben. Er war mit dem Mädchen gesehn worden, war mit ihr in einer offnen Fähre über den Fluß gefahren. Selbst einem halben Idioten würde das Denunzieren der Mörder als das sichere und einzige Mittel erschienen sein, sich von jedem Verdacht zu reinigen. Wir können nicht annehmen, daß er an jenem verhängnisvollen Abend unschuldig gewesen und gleichzeitig nicht gewußt habe, daß ein Verbrechen begangen worden sei — und doch ist es nur unter dieser Bedingung denkbar, daß er, wenn noch am Leben, die Anzeige unterlassen haben sollte.

Und welche Mittel stehen uns nun zur Verfügung, um zur Wahrheit zu gelangen? — wir werden finden, daß diese Mittel sich mehren und an Deutlichkeit gewinnen, je weiter wir fortschreiten —: Wir müssen jene erste Entführungsgeschichte auf das genaueste untersuchen. Wir müssen die ganze Lebensgeschichte des ‚Offiziers‘ kennen lernen — seine jetzigen Verhältnisse und seinen Aufenthaltsort zur Zeit des Mordes. Wir müssen die verschiednen dem Abendblatte gemachten Mitteilungen, deren Zweck war, die Schuld auf eine Rotte von Bösewichten zu wälzen, zuerst sorgfältig miteinander, und nachdem dies geschehn, Stil und Handschrift wiederum mit den früher an das Morgenblatt geschickten vergleichen, welche so eindringlich auf der Schuld Mennais’ bestanden, und schließlich alle zusammen mit den bekannten Handschriften des Offiziers. Durch wiederholtes Ausfragen der Madame Deluc und ihrer Knaben sowohl, wie des Om=

nibuskutschers Valence müssen wir etwas Genaueres über Aussehn, Haltung und Benehmen des „jungen Mannes mit dem dunkeln Teint“ herauszubringen suchen. Ferner müssen wir jenem Boot nachspüren, das am Montag Morgen von dem Bootsmann aufgefischt und ohne Wissen des dienstthuenden Beamten und ohne das Steuer noch vor dem Auffinden der Leiche wieder von der Station weggenommen wurde. Bei einiger Umsicht und Ausdauer werden wir dieses Boot unbedingt aufspüren; denn erstens kann jener Bootsmann es identifizieren, und zweitens sind wir im Besitz des Steuers. Jemand, der ein gutes Gewissen hatte, würde sicher das Steuerruder eines Segelbootes nicht im Stich gelassen haben, ohne auch nur darnach zu fragen. Und hier laß mich eine Frage aufwerfen: Das Auffinden des Bootes wurde damals nicht öffentlich bekannt gemacht; stillschweigend wurde es nach der Station gebracht und ebenso stillschweigend wieder abgeholt. Wie konnte nun derjenige, welcher es eignete oder zur Zeit benützte, schon am nächsten Morgen wissen, an welcher Stelle er das Fahrzeug zu suchen hatte, wenn er nicht auf das genaueste über unsre Schiffahrts-Verhältnisse unterrichtet war?

Als ich von dem einsamen Mörder sprach, welcher seine Bürde nach dem Ufer schleifte, habe ich bereits die Wahrscheinlichkeit betont, daß derselbe sich eines Bootes bediente. Jetzt können wir dies als Thatsache annehmen. Er durfte die Leiche nicht in dem seichten Wasser am Ufer liegen lassen. Die Verletzungen am Rücken und an den Schulterblättern gemahnen an die Holzrippen am Boden eines Nachens. Auch der Umstand, daß dem Körper kein Gewicht angehängt worden war, spricht für die Annahme; hätte er ihn vom Ufer aus hineingeworfen, dann würde dies geschehn sein. Wir können uns das Fehlen des Gewichtes nur so erklären, daß der Mörder ein solches mitzunehmen vergaß, als er vom Lande abstieß. Im Moment, wo er die Leiche dem Wasser übergeben wollte, wird er sein Versäumnis bemerkt haben, aber nun war es zu spät, um diesem abzuhelfen, denn keine Furcht vor Gefahr konnte ihn jetzt mehr bewegen, zu jenem

fluchbeladnen Strande zurückzukehren. Nachdem er sich seiner gräßlichen Bürde entledigt, beeilte er sich, nach der Stadt zu gelangen; an irgend einer abgelegnen Werfte sprang er ans Ufer. Aber das Boot — wird er es befestigt haben? Er war dazu in viel zu großer Eile, und zudem mußte er fürchten, hierdurch selbst den etwaigen Verfolgern einen Anhalt zu geben. Sein Instinkt hieß ihn, alles was mit der That in Verbindung stand weit von sich zu schleudern. Er floh nicht nur die Werfte, sondern er stieß auch das Boot hinaus und ließ es von der Strömung forttreiben.

Laß uns nun einmal unsre Gedanken weiter verfolgen. Am nächsten Morgen faßt den Schurken namenloses Entsetzen, als er durch seine Privatverbindungen erfährt, daß das Boot gefunden worden ist und an einem Orte aufbewahrt wird, den er vielleicht täglich besucht — vielleicht durch den Dienst dazu gezwungen täglich besuchen muß. In der darauffolgenden Nacht schafft er es fort und wagt nicht, nach dem Steuerruder zu fragen. Wo ist nun jetzt jenes steuerlose Boot? Das zu entdecken laß unsre erste Sorge sein. Mit der ersten Kunde hiervon wird unser Erfolg aufdämmern. Dieses Boot wird uns schneller als wir selbst es jetzt ahnen zu demjenigen führen, welcher dasselbe an jenem Sonntag benutzte. Bestätigung wird auf Bestätigung folgen, und wir werden den Mörder entdecken."

Schlußbemerkung derjenigen Zeitschrift, in welcher diese Skizze zuerst erschien.*)

Aus Gründen, die wir nicht näher angeben wollen, die aber vielen unsrer Leser einleuchten werden, haben wir uns erlaubt, aus dem uns vorliegenden Manuskript denjenigen

*) Man sehe die „Vorbemerkung"!

Teil zu streichen, welcher schildert, wie Dupin jene anscheinend schwache Spur bis an ihr Ende verfolgte. Wir müssen uns darauf beschränken, in aller Kürze zu melden, daß das erstrebte Ziel wirklich erreicht wurde und daß der Präfekt, wenn auch nur zögernd, seinen dem Chevalier gegenüber eingegangenen Verbindlichkeiten nachkam.

Der entwendete Brief.

Nil sapientiae odiosius acumine nimio.
Seneca.

An einem stürmischen Herbstabend des Jahres 18— saß ich zu Paris mit meinem Freunde C. Auguste Dupin in dem kleinen Bibliothekzimmer des Hauses No. 33 Rue Denôt, Faubourg St. Germain, au troisième, und labte mich an dem Doppelluxus des Nachdenkens und einer Meerschaumpfeife. Seit mindestens einer Stunde hatten wir tiefes Schweigen bewahrt, und einem flüchtigen Beobachter hätte es scheinen müssen, als seien unsre Gedanken ausschließlich mit den sich kräuselnden Rauchwirbeln beschäftigt, welche die Zimmerluft um uns her zu einer recht drückenden machten. Was jedoch meine Person betrifft, so nahm ich im Geiste gewisse Themata noch einmal durch, welche noch unlängst den Gegenstand unsrer Unterhaltung gebildet hatten — ich meine jene Affäre in der Rue Morgue und die geheimnisvolle Ermordung der Marie Rogêt. Deshalb dünkte es mich auch ein seltsamer Zufall, als die Stubenthür aufging und unser alter Bekannter, Monsieur G—, der Präfekt der Pariser Polizei, eintrat.

Wir bewillkommneten ihn auf das herzlichste, denn wir hatten diesen Mann, welcher manche angenehme Eigenschaften

besaß, seit Jahren nicht zu Gesicht bekommen. Dupin stand auf, um Licht anzuzünden, unterließ dies jedoch, als G— mitteilte, er sei gekommen, um in einer geschäftlichen Angelegenheit, die ihm viel Sorge bereite, seinen Rat einzuholen.

„Wenn es eine Sache ist, welche des Nachdenkens bedarf," bemerkte Dupin, „dann können wir sie im Dunkeln mit besserem Erfolge untersuchen."

„Das ist wieder eine von ihren kuriosen Ideen," sagte der Präfekt, der alles, was über seinen Horizont ging, für „kurios" zu erklären pflegte und infolge dessen beständig von unzähligen „Kuriositäten" umgeben war.

„Sehr wahr," versetzte Dupin, indem er seinem Gast eine Pfeife überreichte und einen bequemen Stuhl zuschob.

„Was ist denn wieder vorgefallen?" fragte ich. „Hoffentlich kein abermaliger Mord —?"

„O nein, nichts Derartiges. Die Angelegenheit ist eigentlich höchst einfach, und ich zweifle nicht daran, daß wir auch allein damit zurechtkommen würden. Aber ich dachte, Dupin könnte sich für die Details interessieren, weil die Geschichte gar so kurios ist."

„Einfach — und kurios," sagte Dupin.

„Nun ja — und eigentlich auch das nicht. Mit einem Wort, die Sache hat uns allen viel Kopfzerbrechen gemacht, weil sie eben so einfach ist und uns trotzdem verblüfft."

„Am Ende ist es gerade das Einfache der Affäre, was sie in Verlegenheit setzt," äußerte mein Freund.

„Was für dummes Zeug schwatzen sie da wieder!" rief der Präfekt unter herzlichem Lachen.

„Vielleicht liegt das Geheimnis zu klar am Tage," sagte Dupin.

„Gerechter Himmel! Wer hat schon je solchen Unsinn gehört?"

„Vielleicht ist die Sache ein klein wenig zu selbstverständlich."

„Hahaha! hahaha! hohoho!" brüllte unser Gast aufs höchste amüsiert. „O Dupin, sie werden noch machen, daß ich vor Lachen sterbe!"

„Nun denn, um was handelt es sich denn eigentlich?“ fragte ich wieder.

„Ei,“ versetzte der Präfekt, einen langen Zug aus der Pfeife nehmend und sich behaglich im Stuhl zurücklehnend, „das will ich ihnen mit wenigen Worten erzählen. Doch zuvor mache ich sie darauf aufmerksam, daß es sich hier um eine höchst diskrete Angelegenheit handelt und daß ich höchst wahrscheinlich meinen Posten verlieren würde, wenn man erführe, daß ich gegen irgend jemand derselben Erwähnung gethan habe.“

„Fahren sie fort,“ sagte ich.

„Oder nicht,“ brummte Dupin.

„Nun denn, mir ist von einer sehr hochstehenden Persönlichkeit die Mitteilung zugekommen, daß ein gewisses Dokument von höchster Wichtigkeit aus den königlichen Gemächern entwendet worden sei. Das Individuum, welches jenes Schriftstück entwendet hat, ist bekannt — über allen Zweifel bekannt, denn man sah, wie er es fortnahm. Man weiß auch, daß es sich noch in seinem Besitz befindet.“

„Woher weiß man das?“ fragte Dupin.

„Man folgert es mit Bestimmtheit aus der Natur des Dokuments,“ erwiderte der Präfekt, „sowie aus dem Umstand, daß gewisse Folgen noch nicht eingetreten sind, welche eintreten müßten, sobald es aus dem Besitz des Räubers gelangte — das heißt, sobald er sich seiner nicht mehr zu demjenigen Zweck bediente, welchen er bei der Entwendung im Auge hatte.“

„Sie müssen ein wenig deutlicher reden,“ sagte ich.

„Je nun, ich darf noch hinzufügen, daß das Papier seinem Besitzer in gewissen Kreisen eine unschätzbare Gewalt verleiht.“ Der Präfekt liebte es, sich diplomatisch auszudrücken.

„Ich begreife noch immer nicht ganz,“ sagte Dupin.

„Nicht? Nun denn: wenn jenes Dokument einer dritten Person, die ungenannt bleiben soll, vorgelegt würde, dann würde die Ehre einer hohen Persönlichkeit auf dem Spiele stehn, und dieser Umstand verleiht dem Besitzer des Doku-

mentes eine Ueberlegenheit über diese zweite Person, deren Ehre und deren Friede gefährdet sind."

„Aber diese Ueberlegenheit," warf ich ein, „könnte sich doch nur darauf stützen, daß der Räuber weiß, daß der rechtmäßige Eigentümer ihn kennt. Wer sollte es wagen —"

„Der Räuber," erwiderte G—, „ist der Minister D—, der alles wagt, gleichviel ob es eines Mannes würdig ist oder nicht. Die Art und Weise, wie der Diebstahl begangen wurde, war ebenso keck wie scharfsinnig. Das fragliche Schriftstück — offen gestanden: ein Brief — war der betreffenden Persönlichkeit zugekommen, während dieselbe sich in dem königlichen Boudoir allein befand. Während des Lesens wurde diese durch den Eintritt der andern hohen Person überrascht, welcher sie das Schriftstück vor allen andern zu verheimlichen wünschte. Nach einem mißlungenen Versuch, dasselbe in ein Schubfach zu werfen, sah sie sich genötigt, es offen auf den Tisch zu legen. Die Adresse lag jedoch oben, und so blieb der verborgene Inhalt unbeachtet. Da tritt der Minister D— ein. Sein Luchsauge erspäht das Papier, erkennt die Handschrift der Adresse, bemerkt auch die Verwirrung derjenigen Person, an welche die Adresse gerichtet ist, und durchschaut ihr Geheimnis. Nachdem er sich seines Auftrages in der gewohnten flüchtigen Weise entledigt hat, zieht er einen Brief hervor, welcher mit jenem andern einige Aehnlichkeit hat, thut, als ob er einen Blick hineinwerfe, und legt ihn sodann dicht neben jenen. Dann bespricht er wieder eine Viertelstunde lang die öffentlichen Angelegenheiten, und als er sich endlich empfiehlt, steckt er anstelle des seinigen jenen andern Brief zu sich, an welchen er kein Anrecht hat. Die rechtmäßige Eigentümerin beobachtet den ganzen Vorgang, wagt es aber in Gegenwart jener dritten Person, welche dicht neben ihr steht, selbstverständlich nicht, auf den ‚Irrtum' aufmerksam zu machen. Der Minister verschwindet und läßt seinen eigenen Brief, der wertlos ist, auf dem Tisch liegen."

„Es liegt also genau dasjenige vor," sagte Dupin zu mir gewendet, „was nach deiner Meinung seine Ueberlegen-

heit ausmacht — der Dieb weiß, daß er vom Eigentümer gekannt ist."

„Jawohl," entgegnete der Präfekt, „und er hat die auf solche Weise errungene Gewalt seit Monaten zur Erreichung politischer Zwecke ausgebeutet. Die bestohlne Person hat sich von Tag zu Tag mehr von der Notwendigkeit überzeugt, ihren Brief zurückerobern zu müssen, doch dies kann der Natur der Sache gemäß nicht auf geradem Wege geschehn. Zur Verzweiflung getrieben, hat sie schließlich die Sache mir übertragen."

„Weil man sich einen umsichtigern Agenten nicht wünschen, ja nicht einmal denken kann," sagte Dupin, ganze Wirbelwinde von Rauch ausblasend.

„Sie schmeicheln," entgegnete der Präfekt; „doch ist es immerhin möglich, daß man etwas Derartiges gedacht hat."

„Es ist klar," sagte ich, „wie sie ganz richtig bemerkten, daß der Brief sich noch im Besitz des Ministers befindet, weil eben dieser Besitz und nicht eine etwaige Verwendung desselben ihm die Macht verleiht. Von dem Augenblick an, wo er ihn verwendete, schwände auch jene Macht."

„Sehr wahr," sagte G—, „und auf diese Ueberzeugung baute ich meine Pläne. Meine erste Sorge war, das Hotel des Ministers genau zu durchsuchen, und hier lag die Hauptschwierigkeit wiederum darin, daß dies ohne sein Wissen geschehen mußte. Man hat mich ganz besonders vor der Gefahr gewarnt, welche uns drohte, wenn er unsre Absicht merkte."

„Aber," warf ich ein, „sie sind doch in derartigen Durchsuchungen völlig au fait. Die Pariser Polizei hat ähnliche Aufträge schon oft ausgeführt."

„Freilich; und aus eben diesem Grunde ließ ich auch die Hoffnung nicht sinken. Dazu kam, daß die Lebensgewohnheiten des Ministers mir großen Vorschub leisteten. Er ist häufig die ganze Nacht über von Hause abwesend. Er unterhält keine zahlreiche Dienerschaft; diese schläft in einiger Entfernung von den Gemächern ihres Herrn und ist, da sie zumeist aus Neapolitanern besteht, leicht betrunken zu

machen. Wie sie wissen, besitze ich Schlüssel, mit welchen ich jedes Zimmer, jeden Schrank in Paris öffnen kann. Seit drei Monaten ist kaum eine Nacht vergangen, in welcher ich nicht damit beschäftigt gewesen wäre, sein Hotel persönlich von oben bis unten zu durchsuchen. Die Angelegenheit ist für mich zur Ehrensache geworden und — daß ich noch ein großes Geheimnis verrate: die ausgesetzte Belohnung ist eine ganz enorme. Darum habe ich auch die Haussuchungen nicht eher aufgegeben, als bis ich mich überzeugt hatte, daß der Dieb schlauer ist als ich. Ich glaube kein Winkelchen undurchstöbert gelassen zu haben, in welchem das Papier möglicherweise versteckt sein könnte."

„Aber wäre es denn nicht möglich," bemerkte ich, „daß er den Brief irgendwo anders verborgen hätte, als in seiner eignen Wohnung?"

„Das ist kaum denkbar," sagte Dupin. „Die gegenwärtige Lage der Dinge bei Hofe und namentlich der Intriguen, in welche D— bekanntermaßen verwickelt ist, machen es für ihn beinahe ebenso wichtig, das Dokument jeden Augenblick vernichten zu können, als ihm der Besitz desselben erscheinen muß."

„Wohl wahr," erwiderte ich. „Das Papier befindet sich also ohne Zweifel in seinem Hause. An die Möglichkeit, daß er es an seinem Körper tragen könnte, ist nicht zu denken."

„Gewiß nicht," sagte der Präfekt. „Er ist zweimal — anscheinend von Wegelagerern — überfallen und unter meiner persönlichen Aufsicht auf das genaueste durchsucht worden."

„Diese Mühe hätten sie sich sparen können," meinte Dupin. „D— ist, so viel mir bekannt, kein Dummkopf und muß also derartige Ueberfälle vorausgesehn haben."

„Wenn auch gerade kein Dummkopf," entgegnete G—, „so ist er doch ein Poet, und das bedeutet für mich etwa so viel als ein Dreiviertel-Narr."

„Sehr wahr," entgegnete Dupin nach einem langen und bedächtigen „Paff" aus seiner Meerschaumpfeife; „— ob-

wohl ich selbst schon manchen Knittelvers verbrochen habe."

„Wollen sie uns nicht die Details der Haussuchungen geben?" sagte ich.

„Je nun, wir ließen uns eben Zeit und suchten überall. In solchen Dingen steht mir eine langjährige Erfahrung zur Seite. Ich nahm das ganze Gebäude Zimmer für Zimmer durch und widmete jedem derselben die Nächte einer vollen Woche. Zuerst untersuchten wir die Möbel. Wir öffneten jedes Schubfach — sie werden wissen, daß die sogenannten geheimen Fächer für einen geschulten Polizeiagenten nicht existieren. Die Sache ist ja so einfach. Jeder Schrank umschließt einen gewissen Raum — hat einen bestimmten Umfang, welcher in den Bereich der Nachforschungen zu ziehen ist. Dann besitzen wir die schärfsten Meßinstrumente; nicht der fünfzigste Teil einer Linie könnte uns entgehn. Nach den Schränken nahmen wir die Stühle vor. Die Polster untersuchten wir mittelst jener feinen, langen Nadeln, welche ich ihnen zeigte. Von den Tischen deckten wir die Platten ab."

„Wozu das?"

„Zuweilen werden derartige Platten von den Möbeln heruntergenommen, wenn man einen Gegenstand verbergen will. Man höhlt alsdann den Fuß aus, legt den Gegenstand in die Höhlung und befestigt die Platte wieder. Ganz ebenso macht man es mit den Bettpfosten."

„Aber ließe sich denn die Höhlung nicht entdecken, indem man das Möbel auf den Klang prüfte?" fragte ich.

„Gott bewahre — wenigstens nicht, wenn der betreffende Gegenstand gut in Watte eingehüllt war. Zudem mußten wir im vorliegenden Fall geräuschlos vorgehn."

„Sie konnten aber doch nicht sämtliche Möbel auseinandernehmen. Einen Brief kann man in eine so dünne Rolle zusammenwickeln, daß er wenig mehr Platz fortnimmt, als eine dicke Stricknadel, und in dieser Form in die Leiste eines Stuhles einführen. Haben sie denn auch alle Stühle zerlegt?"

„Keineswegs. Aber wir machten es besser: wir prüften jede Stuhlleiste in dem ganzen Hotel, ja sogar sämtliche Stellen, an welchen die einzelnen Holzstücke zusamengefügt sind, mittelst eines sehr starken Mikroskops. Jedes winzige Atom von Bohrstaub zum Beispiel würde uns so groß erschienen sein, wie ein Apfel. Jedes fehlende Atomchen Leim, jedes für bloße Augen unsichtbare Spältchen würde uns zu der Entdeckung geführt haben."

„Ohne Zweifel untersuchten sie auch die Spiegel zwischen Glas und Holzplatte, sowie das Bettzeug, die Vorhänge und Teppiche."

„Selbstverständlich; und nachdem wir so die Möbel durchgenommen hatten, machten wir uns an das Haus selbst. Wir teilten seine ganze Oberfläche in Felder ein, die wir numerierten, damit kein einziges übersehn werden konnte, und dann durchforschten wir jeden Quadratzoll nicht bloß in diesem Hause, sondern auch in den beiden anstoßenden mit Hilfe des Mikroskops."

„Auch den Boden rings um diese Häuser?"

„Er ist durchweg mit Mauersteinen gepflastert und machte uns daher verhältnismäßig geringe Mühe. Wir untersuchten das Moos in den Ritzen und fanden es unverletzt."

„Natürlich machten sie sich auch an G—'s Papiere und an die Bücher in seiner Bibliothek —"

„Versteht sich. Wir öffneten jedes Paket, jedes Päckchen. Die Bücher öffneten wir nicht allein, sondern blätterten jeden Band vollständig durch. Ein gewöhnlicher Polizist würde sich mit dem bloßen Schütteln begnügt haben. Wir maßen die Dicke jedes Einbandes auf das allergenaueste und prüften ihn mit dem Mikroskop. Ein halbes Dutzend eben vom Buchbinder gekommner Bände wurde der Länge nach mit den Nadeln durchstochen."

„Untersuchten sie die Dielen unter den Teppichen?"

„Freilich, gleichfalls mit Hilfe des Mikroskops."

„Die Tapeten?"

„Ja."

„Drangen sie in den Keller?"

„Ja."

„Dann haben sie sich geirrt," sagte ich, „und der Brief befindet sich nicht im Hause."

„Ich fürchte, sie haben recht," erwiderte der Präfekt. „Und nun, Dupin, was raten sie mir zu thun?"

„Die Lokalität nochmals gründlich zu durchsuchen."

„Das wäre vollständig überflüssig!" entgegnete G—. „So gewiß ich weiß, daß ich atme, so gewiß weiß ich auch, daß der Brief nicht in dem Hotel steckt."

„Ich kann ihnen keinen bessern Rat geben," sagte Dupin. „Sie besitzen natürlich ein genaues Signalement des Briefes?"

„O gewiß!" Hier zog der Präfekt ein Notizbuch hervor und gab uns eine ausführliche Beschreibung von dem Aussehen des vermißten Dokumentes. Bald nachdem er hiermit zu Ende war, verabschiedete er sich in so gedrückter Stimmung, wie wir den guten Mann noch nie zuvor gesehn hatten.

Etwa einen Monat später stattete er uns abermals einen Besuch ab und traf uns in derselben Situation. Er nahm die dargebotne Pfeife an, setzte sich nieder und begann eine alltägliche Unterhaltung. Endlich hob ich an:

„Nun, wie steht es denn mit dem entwendeten Brief? Mir scheint, sie sind schließlich zu der Ueberzeugung gelangt, daß man dem Herrn Minister nicht beikommen kann."

„Hol' ihn der —! So ist es. Ich habe zwar die von Dupin vorgeschlagne nochmalige Haussuchung vorgenommen, allein es war, wie ich vorher wußte, verlorne Mühe."

„Wie hoch sagten sie doch, daß die ausgesetzte Belohnung sich belaufe?" fragte Dupin.

„Ei — sehr hoch — außerordentlich hoch — ich möchte die Summe nicht gern nennen; das aber kann ich ihnen sagen: ich würde demjenigen, welcher mir zu dem Briefe verhilft, bereitwilligst meine Anweisung auf fünfzigtausend Francs geben. Offen gestanden, er wird tagtäglich kostbarer, und deshalb ist die Belohnung unlängst verdoppelt

worden. Aber wenn sie selbst verdreifacht würde — ich wüßte nicht mehr zu thun, als was ich bereits gethan habe."

„Hm — ja," sagte Dupin gedehnt und unter beständigem Paffen. „Ich glaube wirklich, — G—, — sie haben nicht — genug gethan — sie könnten — noch mehr thun, he?"

„Wie das?"

„Ei — (paff, paff) — sie könnten — (paff, paff) — guten Rat annehmen, was? —" (paff, paff, paff).

„Aber," entgegnete der Präfekt etwas verdrießlich, „ich nehme ja gern guten Rat an und will obendrein dafür bezahlen. Wie gesagt, ich gebe demjenigen fünfzigtausend Francs, der mir in dieser Angelegenheit behilflich ist."

„Dann," versetzte Dupin, ein Anweisungs-Formular aus dem Schreibtisch hervorziehend, „füllen sie gefälligst das da mit dem erwähnten Betrage aus, und sobald sie unterzeichnet haben, werde ich ihnen den Brief einhändigen."

Ich war starr vor Staunen; der Präfekt schien wie vom Blitz getroffen. Minutenlang blieb er sprach- und regungslos und starrte meinen Freund mit ungläubiger Miene und offnem Munde an. Dann faßte er sich einigermaßen, ergriff eine Feder und unterschrieb nach mehrmaligem Pausieren und stierem Glotzen die Anweisung auf fünfzigtausend Francs, welche er Dupin überreichte. Dieser betrachtete sie genau, steckte sie in seine Brieftasche, schloß dann den Schreibsekretär auf, nahm einen Brief heraus und gab diesen dem Präfekten. Der Beamte griff in freudiger Hast darnach, öffnete ihn mit zitternden Händen, warf einen flüchtigen Blick auf den Inhalt, wankte dann zur Thür und stürzte in unzeremoniösester Weise fort, ohne eine Silbe weiter gesprochen zu haben.

Als er fort war, ließ mein Freund sich zu einer Erklärung herbei.

„Die Pariser Polizei," begann er, „ist in ihrer Art äußerst geschickt. Sie besitzt Ausdauer, Scharfsinn, Schlauheit und eine umfangreiche Kenntnis alles dessen, was ihr Dienst erheischt. Als G— uns daher die Methode ausein-

anderſetzte, nach welcher er das Hotel D— durchſucht, war ich überzeugt, daß ſeine Nachforſchungen — ſoweit dieſelben ſich eben erſtreckten — nichts zu wünſchen übriggelaſſen hatten.“

„Soweit dieſelben ſich erſtreckten?“ fragte ich.

„Ja wohl,“ ſagte Dupin. „Seine Maßnahmen waren nicht allein an und für ſich vorzüglich, ſondern ſie wurden auch in vollendeter Weiſe ausgeführt. Hätte der Brief ſich innerhalb des Bereiches ihrer Nachforſchungen befunden, dieſe Kerle würden ihn unzweifelhaft aufgeſtöbert haben.“

Ich mußte lachen, obwohl Dupin in vollem Ernſte zu ſprechen ſchien.

„Die Maßregeln waren alſo in ihrer Art gut, und ebenſo war es die Ausführung,“ fuhr er fort. „Aber der Fehler lag darin, daß ſie nicht zu dieſem Fall, noch zu dieſem Mann paßten. Der Präfekt beſitzt eine kleine Garnitur von ſinnreichen Auskunftsmitteln, welchen er alle ſeine Entwürfe, wie einem Prokruſtesbette, anpaßt. Aber er begeht fortwährend Irrtümer, indem er bald zu gründlich, bald zu oberflächlich zu Werke geht, je nachdem das gewählte Mittel für die betreffende Angelegenheit allzu verſchmitzt oder allzu dumm iſt, und mancher Schuljunge weiß beſſer zu kalkulieren als er. Ich kannte einen achtjährigen Knaben, deſſen Erfolg in dem ‚Gerade oder ungerade‘ genannten Spiel allgemeine Bewunderung erregte. Dasſelbe iſt ſehr einfach und wird mit den marmornen Schnellkügelchen, Murmeln oder Schuſſern geſpielt. Der eine Spieler nimmt eine Anzahl derſelben in die Hand und fragt den andern, ob die Zahl eine gerade oder ungerade ſei. Rät dieſer nun richtig, ſo gewinnt er eine Kugel, rät er falſch, ſo verliert er eine. Der erwähnte Knabe gewann ſämtlichen Schülern ihre Murmeln ab. Selbſtverſtändlich befolgte er beim Raten eine beſtimmte Methode, und dieſe beruhte lediglich darauf, daß er auf die Schlauheit ſeines Gegners achtete und dieſelbe genau abſchätzte. Nehmen wir ein paar Beiſpiele: In dem einen Fall hat er einen recht dummen Jungen vor ſich. Dieſer hält die geſchloſſne Hand empor und fragt: ‚Gerade

oder ungerade?' Unser Denker antwortet: ‚Ungerade', und verliert, aber beim zweitenmale gewinnt er, denn er sagt sich: ‚Der dumme Junge hatte zuerst eine gerade Zahl, und seine Schlauheit reicht eben nur so weit, ihn diesmal eine ungerade nehmen zu lassen, darum werde ich auf ungerade raten.' Bei einem um weniges klügeren Gegner kalkulierte er so: ‚Da ich ungerade gesagt und verloren habe, wird dieser Junge anfänglich daran denken, das nächste Mal statt einer geraden eine ungerade Zahl zu nehmen, wie es jener machte. Dann aber wird ihm einfallen, daß diese Abwechselung doch gar zu einfach und leicht zu vermuten sei, und er wird nochmals eine gerade Zahl nehmen.' Darum rät er ‚gerade' und gewinnt. Worin besteht nun diese Art zu kalkulieren, wenn du dieselbe analysierst?"

„Einfach darin," antwortete ich, „daß der berechnende Knabe seinen eigenen Intellekt mit demjenigen des Gegners identifizierte."

„Richtig," sagte Dupin. „Und als ich den Jungen einmal fragte, in welcher Weise er diese vollständige Identifizierung bewerkstellige, auf der seine Erfolge beruhten, erhielt ich folgende Antwort: ‚Wenn ich herausbekommen will, wie klug, oder wie dumm, oder wie gut oder schlecht jemand ist, oder was er gerade denkt, dann modele ich den Ausdruck meines Gesichts so genau wie möglich nach dem des seinigen und warte nun ab, welche Gedanken oder welche Gefühle, gleichsam als ob sie zu jenem Gesichtsausdruck paßten oder gehörten, in mir aufsteigen.' Diese Antwort des Schulknaben enthält alles, worauf die Afterweisheit eines Larochefoucauld, eines La Bougive, Macchiavelli oder Campanella basiert."

„Und diese Identifizierung der beiden Intellekte," sagte ich, „hängt, falls ich dich recht verstanden habe, von der Genauigkeit ab, mit welcher der Intellekt des Gegners abgeschätzt wird."

„Allerdings hängt hiervon der praktische Wert derselben ab," erwiderte Dupin, „und der Präfekt samt seinen Mannen haben so viele Mißerfolge zu verzeichnen, weil sie es

entweder gänzlich an einer derartigen Identifizierung fehlen lassen, oder weil sie denjenigen Intellekt, mit welchem sie es eben zu thun haben, unrichtig abschätzen. Sie ziehen nur ihre eigenen Ansichten von Scharfsinn in Betracht, und wenn sie daher etwas Verborgnes suchen, so denken sie lediglich daran, wie sie selbst den betreffenden Gegenstand versteckt haben würden. Sie haben insoweit recht, als ihre Verschmitztheit ein treues Widerbild derjenigen der großen Masse ist; weicht nun aber die List des betreffenden Uebelthäters dem Charakter nach von dieser ab, dann sind sie natürlich geschlagen. Sie wissen nichts davon, daß man bei derartigen Nachforschungen verschiedenen Prinzipien folgen sollte, und liegt einmal ein außerordentlicher Fall oder eine ungewöhnlich hohe Belohnung vor, dann arbeiten sie wohl angestrengter und dehnen allenfalls ihre Nachforschungen weiter aus, bleiben aber stets bei der alten Verfahrungsart, an deren Prinzipien sie niemals rütteln. Was ist denn zum Beispiel in dem vorliegenden Fall geschehn, das dem Prinzip nach von einem früheren Vorgehn abwiche? Was ist denn all dieses Bohren und Sondieren und Untersuchen mittelst Nadeln und Mikroskopen und Einteilen des Raumes in numerirte Quadratzolle — was ist es denn anders, frage ich, als lediglich eine energischere Anwendung der alten, einen Methode? Siehst du nicht, daß der Präfekt es für eine ausgemachte Sache hält, daß alle Menschen einen Brief, wenn auch nicht unbedingt in einem Bohrloche, welches sie einem Stuhlbein applizierten, so doch in irgendwelchem andrem Loch oder Winkelchen verstecken müssen, auf welches sie durch denselben Gedankengang gebracht wurden, der jemand bestimmen konnte, das Schriftstück besagtem Bohrloch im Stuhlbein anzuvertrauen? Und begreifst du ferner nicht, daß solche ausgetüftelte Verstecke nur bei unbedeutendern Fällen und von unbedeutendern, mittelmäßigern Intelligenzen benutzt werden können, weil man ein derartiges Verfahren zuallererst mutmaßen wird und muß, folglich die schließliche Entdeckung keineswegs von dem Scharfsinn, sondern ganz allein von der Geduld

und Ausdauer der Suchenden abhängt? Und wo es sich um eine wichtige Angelegenheit oder — was in den Augen der Polizei dasselbe ist — um eine hohe Belohnung handelt, hat es ihr an diesen Eigenschaften niemals gefehlt. Du wirst jetzt verstehen, was ich mit der Bemerkung meinte, daß, wenn der Brief sich innerhalb des Bereiches der Nachforschungen des Präfekten befunden, das Auffinden desselben außer aller Frage gestanden hätte. Wie die Sache aber steht, ist dieser Beamte vollständig mystifiziert worden, und der letzte Grund seiner Niederlage ist in der Voraussetzung zu suchen, daß der Minister, weil ein namhafter Dichter, gleichzeitig ein Faselhans sein muß. ‚Alle Faselhänse sind Poeten‘ — hiervon hat der Präfekt eine Ahnung, und er macht sich lediglich einer non distributio medii schuldig, indem er sofort rückwärts schließt, daß alle Poeten Faselhänse seien."

„Aber ist dies denn auch wirklich der Dichter?" fragte ich. „So viel ich weiß, existieren zwei Brüder, und beide haben sich einen Ruf als Schriftsteller erworben. Der Minister aber, glaube ich, hat ein sehr gelehrtes Buch über die Differentialrechnung geschrieben. Er ist Mathematiker, aber kein Dichter."

„Du irrst; ich kenne ihn genau — er ist beides. Als Poet und Mathematiker mußte er gut kalkulieren, als bloßer Mathematiker würde er gar nicht kalkuliert haben und rettungslos dem Präfekten in die Hände gefallen sein."

„Du setzest mich durch diese Ansicht in Erstaunen," sagte ich. „Die Stimme der ganzen Welt spricht dagegen. Achtest du denn die wohlbegründete Ueberzeugung ganzer Jahrhunderte für nichts? Der mathematische Verstand gilt seit undenklichen Zeiten als der Verstand par excellence."

„Il y a à parier," entgegnete Dupin, eine Stelle aus Chamfort citierend, „que toute idée publique, toute convention reçue est une sottise, car elle a convenue au plus grand nombre. Ich sage dir, die Mathematiker haben ihr Möglichstes gethan, um jene irrige Ansicht zu verbreiten, die eine irrige bleibt, trotzdem sie allgemein als Wahrheit

aufgenommen wird. Mit einer Geschicklichkeit, die einer bessern Sache würdig wäre, haben sie unter andern den Ausdruck ‚Analysis‘ in die Algebra einzuschmuggeln gewußt, und die Franzosen sind es, welche zuerst diese Täuschung ausübten. Wenn aber eine Bezeichnung noch irgendwie bedeutsam sein, oder ein Wort seine Bedeutung davon herleiten soll, daß es auch wirklich auf den zu bezeichnenden Gegenstand paßt, dann heißt ‚Analysis‘ ebensowenig ‚Algebra‘, als das lateinische ‚ambitus‘ unsrem ‚Ambition‘, oder ‚religio‘ unsrem ‚Religion‘ entspricht.“

„Aha,“ sagte ich, „ich sehe, du stehst im Begriff, mit den Pariser Mathematikern einen Skandal anzufangen! Doch fahre nur fort.“

„Ich bestreite die Nützlichkeit und somit den Wert desjenigen Verstandes, welcher in irgend einer andern, als in abstrakt logischer Form ausgebildet worden ist — ich bestreite obiges speziell bei dem durch mathematische Studien ausgebildeten Verstande. Mathematik ist die Wissenschaft von den verschiednen Formen der Größen, und mathematisches Folgern nichts weiter, als Logik in ihrer Anwendung auf diese Formen und Größen. Der große Irrtum liegt darin, daß man die mathematischen Wahrheiten — diejenigen der sogenannten reinen Algebra nicht ausgeschlossen — für abstrakte, für allgemein giltige Wahrheiten hält, und dieser Irrtum ist ein so enormer, daß es mich in Erstaunen setzt, wie alle Welt in denselben verfallen konnte. Mathematische Axiome haben nicht allgemeine Giltigkeit. Was zum Beispiel in Bezug auf Verbindungen richtig bleibt, so lange man es auf Formen und Größen anwendet, wird oft grundfalsch, wenn es geistig gemeint ist. In diesem Falle ist es fast immer unwahr, daß die Summe der einzelnen Teile gleich dem Ganzen sei. Auch in der Chemie läßt uns dieses Axiom vollständig im Stich. Es läßt uns bei der Betrachtung der Motive im Stich, denn zwei Motive, jedes von bestimmtem Wert, haben, wenn vereinigt, nicht notwendig denselben Wert, welcher der Summe der beiden einzelnen Werte gleich ist. Und solcher

mathematischen Wahrheiten, welche nur innerhalb bestimmter Grenzen wahr sind, gibt es eine große Anzahl. Trotzdem aber glaubt der Mathematiker gewohnheitsmäßig an ihre allgemeine Anwendbarkeit — nicht sowohl aus Mangel an Gedächtnis, als infolge einer unbegreiflichen Hohlköpfigkeit. Kurz und gut, ich habe noch nie einen Erzmathematiker gekannt, dem man über seine ‚Wurzeln‘ und so weiter hinaus trauen durfte, oder der nicht im stillen die Thatsache zu seinen Glaubenslehren zählte, daß $x^2 + px$ absolut und unbedingt gleich q sei. Bitte, sage doch einmal des Versuchs halber zu einem dieser Herren, du könntest dir Fälle denken, in welchen $x^2 + px$ nicht gleich q zu sein brauche, aber wenn du ihm auseinandergesetzt hast, wie du das meinst, dann mache dich auch so schnell du kannst aus dem Staube, denn er wird unbedingt Miene machen, dich durchzuwalken.

„Ich bleibe dabei,“ fuhr Dupin fort, während ich über diese letzte Bemerkung lachte, „daß der Präfekt nicht nötig gehabt hätte, mir diese Anweisung zu geben, wenn der Minister nichts weiter als ein Mathematiker gewesen wäre. Ich aber wußte, daß er Mathematiker und Poet zugleich ist, und paßte meine Maßregeln unter Rücksichtnahme auf diejenigen Verhältnisse, welche ihn umgeben, seiner Kapazität an. Zudem kannte ich ihn als einen Höfling und verwegnen Intriganten. Als solcher, sagte ich mir, muß er wissen, in welcher Weise die Polizei vorzugehn pflegt; er muß voraussehen, daß man ihn überfallen, sowie, daß man seine Wohnung insgeheim durchsuchen wird. Seine häufige Abwesenheit vom Hotel zur Nachtzeit, über welche der Präfekt jubelte, weil er glaubte, sie werde seinem Plane zugute kommen, hielt ich für nichts anders, als für einen Kunstgriff. Er wollte der Polizei nur Gelegenheit zu einer gründlichen Haussuchung geben, damit diese desto eher zu der Ueberzeugung gelange, daß der Brief sich nicht dort befinde. Die eigne Erklärung G—s hat uns bewiesen, daß der Minister diesen Zweck erreichte. Ich war überzeugt, daß dieselben Ansichten über die nach einem unwandelbaren Prinzip vor=

genommnen Nachforschungen der Polizei, welche ich dir so eben ausführlich dargelegt habe, sich auch ihm aufdrängen und ihn gebieterisch zu dem Entschlusse führen würden, auf alle gewöhnlichen Verstecke Verzicht zu leisten. Er kann nicht ein solcher Schwachkopf sein, sagte ich mir, der nicht einsähe, daß die geheimsten Winkel seines Hauses den Augen, oder den Bohrern, Nadeln und Mikroskopen des Präfekten ebenso zugänglich sind, wie seine täglich benutzten Schreibtische und Kommoden. Ich sah mit einem Wort, daß er, wenn nicht durch eigne Wahl, durch die Gewalt der Umstände getrieben zur Einfachheit greifen mußte. Du erinnerst dich vielleicht, wie der Präfekt aus vollem Halse lachte, als ich bei unsrer ersten Unterredung die Vermutung aussprach, daß die Sache ihm vielleicht gerade deshalb so viel zu schaffen mache, weil sie zu offen am Tage liege, zu einfach und selbstverständlich sei?"

„Ja wohl," sagte ich, „ich habe nicht vergessen, wie sehr ihn das amüsierte. Ich glaubte schon, er würde Lachkrämpfe bekommen."

„Die körperliche Welt ist reich an Analogieen mit der geistigen," fuhr Dupin fort, „und dadurch gewinnt das rhetorische Dogma einen Schimmer von Wahrheit, daß Gleichnisse und Metaphern ein Argument nicht nur ausschmücken, sondern auch bekräftigen können. So scheint zum Beispiel das Prinzip des Beharrungsvermögens in der Metaphysik dasselbe zu sein, wie in der Physik. Wie ein Körper von größerem Umfang schwerer in Bewegung zu setzen ist, als ein kleinerer, und wie sein späteres Kraftmoment im Verhältnis zu dieser Schwierigkeit steht, so ist auch ein Geist von größerer Fassungskraft, trotzdem er an und für sich kräftiger, konstanter und mit entschiednerem Erfolge fortschreitet, als ein solcher niedrigern Ranges, dennoch schwieriger zu Thaten zu bewegen und beim Beginn des Handelns unschlüssiger, langsamer als dieser. Noch eins: Hast du schon jemals darauf geachtet, welche von den Schildern über den Ladenthüren am schnellsten die Aufmerksamkeit auf sich ziehen?"

„Nein," erwiderte ich. „Ich habe der Sache bisher noch keine Beachtung geschenkt."

„Es gibt eine Art von Vexierspiel," sprach Dupin weiter, „welches man mit Hilfe einer Landkarte spielt. Der eine fordert dabei den andern auf, ein bestimmtes Wort — den Namen einer Stadt, eines Landes, Flusses oder dergleichen zu suchen, welcher sich auf der buntscheckigen, verworrnen Oberfläche der Karte befindet. Ein Neuling in dem Spiele nun sucht gewöhnlich seinem Gegner die Sache dadurch zu erschweren, daß er ihm ein recht winzig gedrucktes Wort aufgibt; der Adept aber wählt im Gegenteil ein solches, das sich in großen Lettern von einem Ende der Karte bis zum andern erstreckt. Derartige Worte entgehen, wie die übergroß gedruckten Schilder und Straßenplakate, eben dadurch der Beachtung, daß sie recht absichtlich ins Auge springend gemacht wurden. Auch in diesem Fall entspricht das körperliche Uebersehen dem geistigen — der Intellekt läßt leicht gerade diejenigen Erwägungen unbeachtet, welche sich demselben in allzu handgreiflicher, allzu aufdringlicher Weise als selbstverständlich darbieten. Dies scheint jedoch wiederum über den Horizont des Präfekten zu gehn. Er hat es nie für wahrscheinlich, ja nicht einmal für möglich gehalten, daß der Minister jenen Brief direkt vor seine Nase hinlegen könne, damit er um so weniger bemerkt bleibe.

Je mehr ich aber über den kecken, berechnenden Scharfsinn D—'s, über die Thatsache, daß er jenes Dokument beständig zur Hand haben mußte, falls er dasselbe irgendwie benützen oder auch vernichten wollte, und über den Umstand nachdachte, daß es, wie ich mich aus dem Bericht des Präfekten zur Genüge überzeugt, sich nicht im Bereich von dessen schablonenmäßig ausgeführten Nachforschungen befand, desto fester wurde meine Ueberzeugung, daß der Minister, um den Brief zu verstecken, zu dem schlauen Auskunftsmittel gegriffen habe, denselben *nicht* zu verstecken.

Von solchen Gedanken erfüllt, versah ich mich mit einer grünen Brille und besuchte eines schönen Morgens, ganz wie en passant, den Minister in seinem Hotel. Ich traf

ihn zu Hause — gähnend, faulenzend und sich räkelnd wie immer. Er klagte über tötliche Langeweile. Ich halte D— für den energischsten, thätigsten aller Menschen — aber das ist er nur dann, wenn ihn niemand sieht.

Um ihm ein Paroli zu bieten, klagte ich meinerseits über meine schwachen Augen und über die Notwendigkeit, eine Brille tragen zu müssen, unter deren Schutz ich inzwischen, dem Scheine nach nur auf das Geplauder des Ministers achtend, das ganze Gemach einer gründlichen Inspektion unterzog.

Einem Schreibtisch, in dessen Nähe er saß und auf welchem Briefe und andre Papiere mit Büchern und musikalischen Instrumenten bunt durcheinander lagen, schenkte ich ganz besondre Beachtung, konnte jedoch nach langer, sorgfältiger Prüfung hier nichts Verdächtiges entdecken.

Schließlich fiel mein Blick bei seinem Umgang um das Zimmer auf einen pappenen Visitenkartenbehälter von durchbrochner Arbeit, welcher an einem ziemlich unsaubern blauen Bändchen von einem Messingknopf herabbaumelte, der unmittelbar unter dem Zentrum des Kamingesimses angebracht war. In diesem Behälter, der drei oder vier Fächer hatte, steckten etwa ein halbes Dutzend Visitenkarten und ein einzelner Brief. Letzterer war sehr beschmutzt und zerknittert und beinahe vollständig mittendurchgerissen, wie wenn der Eigentümer ihn als wertlos habe gänzlich entzweireißen wollen. An demselben befand sich ein großes schwarzes Siegel mit dem sehr auffälligen Wappen D—'s, und die in zierlicher Frauenhand geschriebne Adresse lautete an den Minister selbst. Er war anscheinend nachlässig — ich möchte sagen: verächtlich — in eins der obersten Fächer des Behälters geworfen worden.

Kaum hatte ich diesen Brief erspäht, als sich mir auch schon die Gewißheit aufdrängte, daß es der von mir gesuchte sei. Allerdings war er allem Anschein nach total von diesem verschieden. Hier war das Siegel groß und schwarz und trug das Wappen des Ministers — dort klein und rot mit demjenigen des Grafen S. Hier war die Adresse an den

Minister gerichtet und in zierlicher Frauenhand geschrieben — dort lautete dieselbe an eine gewisse Majestät, und die Schriftzüge waren groß und schwungvoll. Nur die Größe stimmte überein. Aber gerade das Radikale dieser Verschiedenheit, der Schmutz, der zerrissne und zerknitterte Zustand des Papiers, welche so ganz und gar nicht zu der Ordnungsliebe des Ministers paßten und die Mutmaßung nahelegten, dieser habe absichtlich dem Dokument einen Schein von Wertlosigkeit geben wollen — alles das, sage ich, samt der so unwillkürlich ins Auge springenden Stelle, wo dasselbe sich befand, mußte meinen Verdacht bestärken.

Ich zog meinen Besuch so viel als möglich in die Länge und behielt, während ich auf das lebhafteste mit dem Minister ein Thema diskutierte, das ihn in hohem Grade interessieren und in Aufregung versetzen mußte, den Brief beständig im Auge. Ich prägte dadurch sein Aussehn und die Stelle, wo er sich befand, genau meinem Gedächtnisse ein und machte schließlich eine Entdeckung, welche mir auch den letzten leisen Zweifel benahm. Ich bemerkte nämlich, daß die Kanten des Papiers mehr zerrieben waren, als dies nothwendig erschien. Dieselben zeigten jenes zerbrochne Aussehn, welches sich ergibt, wenn starkes Papier, das schon einmal mittelst des Falzbeins zusammengefaltet wurde, an denselben Stellen nochmals, aber in entgegengesetzter Richtung, gebrochen wird. Diese Entdeckung war entscheidend, denn sie überzeugte mich, daß das Couvert gleich einem Handschuh umgekrempelt und die auf solche Weise nach außen gebrachte ehemalige Innenseite desselben mit einer neuen Adresse und einem neuen Siegel versehn worden war. Ich verabschiedete mich sofort von dem Minister, ließ aber meine goldne Tabaksdose auf dem Tisch zurück.

Am nächsten Vormittag kam ich wieder, um die Dose zu holen, und wir kamen nochmals auf denselben Gegenstand zu sprechen, welcher tags zuvor das Interesse des Ministers in so hohem Grade erregt hatte. Inmitten unsres eifrigen Gespräches aber fiel ein Schuß unmittelbar vor dem Hotel, auf welchen lautes Rufen und Schreien folgte. D— stürzte

ans Fenster, öffnete es und blickte hinunter. In demselben Augenblick trat ich an den Kartenbehälter, nahm den Brief heraus, steckte ihn in meine Tasche und legte einen äußerlich genau ebenso aussehenden an seine Stelle, welchen ich zu Hause sorgfältig präpariert und mit dem, inzwischen aus einer festen Masse hergestellten Wappen des Ministers gesiegelt hatte.

Der Lärm auf der Straße war dadurch entstanden, daß ein Mann seine Flinte auf einen Haufen von Weibern und Kindern abgefeuert hatte. Da sich herausstellte, daß die Waffe blind geladen war, so ließ man den Schützen, den man für betrunken oder verrückt hielt, entwischen. Nachdem er fortgegangen, trat der Minister vom Fenster, wohin ich ihm alsbald gefolgt war, zurück und ich empfahl mich. Der vermeintlich Betrunkne stand in meinem Solde."

„Zu welchem Zweck ersetztest du aber den Brief durch ein Facsimile?" fragte ich. „Wäre es nicht besser gewesen, wenn du ihn gleich beim ersten Besuch vor seinen Augen herausgenommen und dann die Flucht ergriffen hättest?

„D— ist ein entschlossner und tollkühner Mensch," antwortete Dupin. „In seinem Hotel ist er von einer Dienerschaft umgeben, die ihm in ihrer Abhängigkeit blindlings gehorcht. Hätte ich den verzweifelten Versuch gemacht, den du erwähnst, ich würde vielleicht sein Haus nicht mehr lebendig verlassen haben. Aber abgesehn von diesem Bedenken hatte ich noch einen andern Zweck im Auge. Du kennst meine politischen Ansichten. In dieser Angelegenheit handelte ich als Parteigänger der betreffenden Dame. Anderthalb Jahre lang hat der Minister sie in seiner Gewalt gehabt — jetzt befindet er sich in der ihrigen; denn da er nicht weiß, daß der Brief fort ist, so wird er fortfahren, denselben Druck auf sie auszuüben, als besäße er das Dokument noch, und dadurch unvermeidlich seinen Sturz herbeiführen. Dieser wird nicht minder lächerlich, wie jähe ausfallen. Man spricht wohl von dem ‚facilis descensus Averni,‘ aber bei jeder Art von Klimmen ist es — wie die Catalani vom Singen sagte — viel leichter hinauf, als wieder herunter zu kommen.

Im vorliegenden Fall habe ich kein Mitgefühl, oder mindestens kein Mitleiden mit dem Herunterkommenden. Er gehört zu jenen monstris horrendis — den geistvollen Männern ohne Grundsätze und Charakter. Uebrigens muß ich gestehn, daß ich wohl wissen möchte, was er denken wird, wenn jene ‚gewisse hohe Person‘, wie der Präfekt sie nennt, ihm zum erstenmal Trotz bietet und er sich veranlaßt findet, den Brief zu öffnen, welchen ich für ihn in dem Behälter zurückließ.“

„Wie? Schriebst du etwas Besonderes hinein?“

„Ei, es schien mir doch nicht schicklich, denselben ganz leer zu lassen — das wäre ja eine Beleidigung gewesen. D— spielte mir einmal in Wien einen schlechten Streich, und ich sagte ihm in aller Gemütsruhe, daß ich ihm diesen nicht vergessen werde. Da er nun neugierig sein wird, zu erfahren, wer ihn eigentlich überlistet hat, so dachte ich, es sei schade, wenn ich ihm nicht irgend einen Fingerzeig dazu gäbe. Er kennt meine Handschrift sehr wohl, und deshalb schrieb ich in die Mitte des sonst leeren Blattes die Worte:

‚— Un dessein si funeste,
S'il n'est digne d'Atrée' est digne de Thyeste‘.

Sie stehn in Crebillon's ‚Atrée‘.“

Inhalt der zweiten Serie.

Bd. 18. Thomas Platters Leben. Herausgegeben von Heinrich Düntzer.
Eines der interessantesten und kulturhistorisch wichtigsten deutschen Memoirenwerke, von dem Teile dem großen Publikum aus Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit" bekannt sein dürften.

„ 19. Washington Irving, Alhambra.
Eine der ansprechendsten und reizendsten Schöpfungen des englischen Schriftstellers.

„ 20. Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Eingeleitet von Robert Boxberger. Bd. 1.
Eines der schönsten Vermächtnisse des unvergänglichen Dichterpaares, eine Fundgrube erhebender Gedanken, die lautersten Offenbarungen über die Beziehungen der großen Geister zu einander und zu ihrer Zeit, das unentbehrliche Supplement zu allen Ausgaben ihrer Werke.

Inhalt der zweiten Serie

(vorbehaltlich etwaiger Abänderung im Einzelnen).

Ludwig Anzengruber, Feldrain und Waldweg. Mit einer Einleitung.
Eine Sammlung vorzüglicher Dorfgeschichten, die sich dem Besten anreihen, was der bekannte österreichische Volksdichter verfaßt hat.

Wilhelm Hauff, Lichtenstein. Mit einer Einleitung.
Von dem besten deutschen Erzähler im ersten Viertel dieses Jahrhunderts die mit Recht beliebteste Erzählung, die auf einem prächtig gezeichneten historischen Hintergrund eine poetisch anmutende Herzensgeschichte abspielen läßt.

Grazia Pierantoni Mancini, Lydia. Deutsch von Helene Lobedan. Mit einer Einleitung.
Vortreffliches Bild aus dem Leben der italienischen Gesellschaft. Die Verf., eine gern gelesene ital. Novellistin wird hier zum erstenmal einem größeren Publikum in Deutschland vorgeführt.

Wilhelm Wurm, Das Wasser. Mit einer Einleitung.
Der wohlunterrichtete Verfasser schildert in diesem Band das Wasser als Hausfreund in gesunden und kranken Tagen. Er zeigt die Stellung desselben in der allgemeinen Natur und im menschlichen Organismus und charakterisiert seine Bedeutung als diätetisches Mittel für den gesunden Menschen, wie als Heilmittel. Der innere Wert und die geschmackvolle Darstellung machen Wurms Buch gleich lesenswert.

J. J. Engel, Herr Lorenz Stark. Mit einer Einleitung.
Einer der vortrefflichsten Familienromane aus der deutschen Litteratur des vorigen Jahrhunderts, tief angelegt, kunstvoll durchgeführt, musterhaft in der Behandlung der Sprache. Diese Erzählung ist nicht nur als solche, sondern auch als ein treuer Spiegel einer vergangenen Zeit und deren Stimmungen, wie als litterarische Erscheinung einer bedeutsamen Epoche, von nicht gewöhnlicher Wichtigkeit.

Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe. Mit einer Einleitung. Bd. 2.

Maximilian Schmid, Die Miesenbacher. Mit einer Einleitung.
Eine bayerische Dorfgeschichte von packender Kraft, ebenso gelungen in der Durchführung der Handlung, wie in der Schilderung des großartigen landschaftlichen Hintergrundes, auf dem jene sich abspielt.

Oskar Wächter, Vehmgerichte und Hexenprozesse.
Lebendige historische Schilderung der geheimnisvollen Institution der Vehmgerichte und des grauenhaften Unwesens der Hexenprozesse; gleich instruktiv wie unterhaltend.

Hans Christian Andersen, Der Improvisator. Roman. Deutsch von Lobedanz. Mit einer Einleitung.
Der sinnige Kinderfreund, der liebenswürdige Märchenerzähler Andersen bietet in dem „Improvisator" den Erwachsenen unter seinen Verehrern ein vollendetes Kunstwerk, das meisterhaft erzählt, ungemein ansprechend wirkt.

Balduin Möllhausen, Der Leuchtturm von Michigan. Mit einer Einleitung.
Spannende Erzählungen aus dem amerikanischen Leben, voll farbenreicher Schilderungen und wertvollem Gehalt.

Philipp Galen, Humoristische Erzählungen. Mit einer Einleitung.
Der berühmte Romanschriftsteller gibt in diesen Erzählungen drei mit vieler Laune geschriebene, amüsante Arbeiten, die eine genußbringende Unterhaltung verbürgen.

Jeder Band ist einzeln käuflich,

gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W. — Franko per Post 1 M. 25 Pf.

Inhalt der zweiten Serie.

…iguet, Enthüllungen aus der Geschichte der Bastille. Mit einer Einleitung.
Der Advokat Linguet, der seiner Zeit wohlbekannte Publizist, erzählt in diesem Buch seine …aft und Behandlung in dem berühmten französischen Staatsgefängnis kurz vor der französischen …evolution.

…hard v. Amyntor, Drei Küsse. Mit einer Einleitung.
Unter diesen pikanten Titel vereint der durch seine originelle Schreibweise und den tiefen sitt…ichen Gehalt seiner bisher veröffentlichten Schriften in vorteilhafter Weise bekannt gewordene …Autor drei Erzählungen, die in Inhalt und Form gleich fesselnd und allgemeiner Beachtung wert sind.

…derick Marryat, Der Pirat. Mit einer Einleitung.
Ueberaus fesselnder und spannender Roman dieses namhaftesten Meisters der Seeromandichtung mit glücklich entworfener und durchgeführter Handlung, farbenprächtigen Schilderungen.

…niel Defoë, Leben und wunderbare Abenteuer Robinson Crusoës. Mit einer Einleitung.
Dieses zu den verbreitetsten Büchern der Welt gehörende Werk, aus zahlreichen Bearbeitungen für die Jugend bekannt, erscheint hier in der Originalfassung, die den Leser lebhaft fesseln und manche liebe Reminiszenz an die Kindheit auffrischen wird.

…ohlgefülltes Schatzkästlein deutschen Scherzes und Humors. Zu Nutz und Frommen lachlustiger Leser aus den Schachten deutscher Litteratur ans Licht befördert.
Reichhaltigste Sammlung alles Dessen, was an Scherz und Humor vereinzelt verschiedenen Orts vorkommt, zur Unterhaltung und Kürzung müßiger Stunden nicht minder, wie als Beitrag zur Erkenntnis deutschen Gemüts und Verstandes zusammengetragen.

…us d… …er…
…tei… …eur… …ößte
…deu…

…essa… …ner
…Le… …sche …um,
…der…

…ried… …ner
…wie
…die… …nte
…da…

…Josep… …m…
…ur,
…fit…

…Aus … …ig.
…jen
…Kö… …des
…letz…

…Ludw…
…sy…
…ra… …, …liche …, …ische Bambocciaden, der blutrote Maskenscherz eines weichen Gemüts".

Walter Scott, Kenilworth. Mit einer Einleitung.
Einer der berühmtesten historischen Romane des Schöpfers dieser Gattung, der in der Regierungszeit der Königin Elisabeth spielt und all die berühmten Vorzüge Scott'scher Erzählungskunst aufweist.

Saint Simon, Denkwürdigkeiten. Mit Erläuterungen und einer Einleitung.
Die Denkwürdigkeiten Saint-Simons, des Tacitus Frankreichs, werfen grelle Lichter auf den Hof Ludwig XIV. und Ludwig XV. und sind in unserer Ausgabe unter Vermeidung des weniger Wichtigen und Anziehenden wiedergegeben.

Jean Jacques Rousseau, Die neue Heloise. Mit einer Einleitung.
In poetischer Sprache geschriebener Roman, welcher dem Autor einen seiner glänzendsten Erfolge verschaffte. Das reine Naturleben wird darin den abstoßenden Verhältnissen des wirklichen Seins gegenüber gestellt.

Jeder Band ist einzeln käuflich,
gebunden 1 Mark = 1 Frc. 35 Cts. = 60 Kr. ö. W. — Franko per Post 1 M. 25 Pf.

